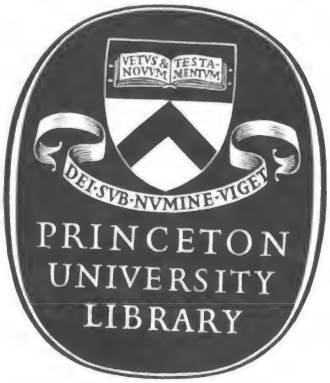
Princeton University Library
32101 047171515



Digitized by Google

67346
DM 140.-

Digitized by Google

Bibliothek

der

neuesten

und

interessantesten

Reisebeschreibungen.

Ein und zwanzigster Band,

enthält:

Rochons Reise nach Maroko und Indien; und Bory de St. Vincents Reise nach den Kanarien-Inseln.

Wien, 1805.

In Kommission bey Anton Doll.

Digitized by Google

Rochon, Alexis Marie de

A. Rochons,

französ. Marine-Astronoms zu Brest,

Reise

nach

Maroko und Indien.

dem Französischen im Auszuge übersetzt.

Mit einer Karte.

J. B. Bory de St. Vincents,

französischen Offiziers,

Reise

nach den

Kanarien-Inseln.

Nebst

einer Geschichte und Beschreibung derselben.

Aus

dem Französischen übersetzt

von

Theophil Friedrich Ehrmann.

Mit zwey Kupfern und einer Karte.

Wien, 1805.

In Kommission bey Anton Doll.

(RECAP)
G463
.xR615

Digitized by Google

Nachricht.

Seit der Zeit, als Handelsverkehr und politische Verhältnisse den ganzen Erdkreis gleichsam zu einem zusammenhängenden Körper verbanden, mußten uns die Nachrichten von den entfernteren Theilen desselben sehr wichtig und Reisebeschreibungen eine allgemein gesuchte Lektüre werden. Und wirklich fand es sich, daß durch sie jede Klasse der Lesewelt vollkommen befriedigt ward, und sehnlich fernere solche Werke wünschte, welche mit dem Nützlichen das Unterhaltende auf eine so vorzügliche Art verbanden. Der Kaufmann kann, indem er sich zugleich Erhohlung für die Arbeiten des Tages verschafft, auch den Stoff zu neuen sehr vortheilhaften Speculationen finden; der Staatsmann wird oft in dem Gebrauche eines fernen Volkes den Aufschluß zu wichtigen Ereignissen in Europa finden, und selbst für die Liebhaber bloß unterhaltender Lektüre wird auf das vollkommenste gesorgt seyn, weil eine Reisebeschreibung das sicher ihrer Natur nach erzweckt, was den gelungensten Roman (und wie klein ist nicht deren Zahl?) interessant macht: die Vereinigung des Außerordentlichen und Wunderbaren nehmlich mit der Natur und Wahrheit. —

K91307
1131

Es erscheinen nun zwar im Auslande sehr viele interessante Reisebeschreibungen, die das inländische Publikum mit Vergnügen kaufen würde, wenn nicht der außerordentlich hohe Preis selbes davon abschreckte. Darum entschloß sich eine Gesellschaft, ein Archiv der neuesten und interessantesten Reisebeschreibungen herauszugeben, aber in selbem nur jene neuen Reisen zu liefern, die durch das Urtheil kompetenter Richter, als vorzüglich wichtig anerkannt worden sind. Dieses Archiv soll sich durch strenge Auswahl, Correctheit, Schönheit

Digitized by Google

des Druckes und Papiers und die möglichste Wohlfeilheit des Preises auszeichnen; da, wo Kupfer oder Karten nöthig sind, werden sie auch geliefert werden. Niemand ist verbunden das ganze Archiv, wie selbes nach und nach erscheinen wird, abzunehmen, sondern jede Reisebeschreibung wird einzeln verkauft.

Dieses Archiv, dessen erste 8 Bände: Hornemanns Reise von Cairo nach Mürzuck im Königr. Fessan; Billings Reise nach Siberien, Kamtschatka und den zwischen Asien und Amerika liegenden Inseln; Degrandpres Reise nach Indien und Arabien; Denons Reisen nach Ober- und Unterägypten; Jacksons und Degrandpres Landreise aus Ostindien und Reise nach Afrika; Golberrys Reise durch das westliche Afrika; Percivals Reisen auf der Insel Ceylon; dann Durands, Lajailles und Labarthes Reisen nach den Senegal-Ländern enthalten, ist zugleich eine Fortsetzung der Bibliothek der neuesten und interessantesten Reisebeschreibungen, welche in 12 Bänden folgende wichtige Reisen enthält: Parks Reisen ins Innere von Afrika; la Perousens Entdeckungsreise, 2 Theile; Welds Reise nach Nordamerika; Symes Gesandtschaftsreise nach Ava; Brownes Reise nach Egypten, Syrien und Afrika; Turners Reise nach Bootan und Tibet; Dallaways Reise nach Konstantinopel und in die Levante; Barrows Reise in das Innere von Südafrika; Boyds und Charpentier-Cossignys Reise nach Ceylon, China und Bengalen; Schmid und Sumarokoffs Reise nach Lappland und der Krimm; und Mackenzies Reisen durch Nordwestamerika nach dem Eismeer und der Südsee. Mit Kupfern und Karten. — Vielen Liebhabern von neuen Reisebeschreibungen war es aber zu drückend, sich diese Bibliothek anzuschaffen, darum ward jetzt ein neuer Titel gewählt, für die Besitzer derselben aber auch der alte Titel beybehalten. — Die Hauptkommission davon hat, wie vorher, die Anton Dollische Buchhandlung in Wien übernommen.

Digitized by Google

Rochon's

Reisen

nach

Maroko und nach Indien.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorerinnerung
des
deutschen Herausgebers.

Gegenwärtiges Werkchen enthält einen gedrängten Auszug aus des schon längst bekannten Astronomen Rochon's Reisen, welche im J. 1802 in drey Bänden zu Paris unter folgendem Titel erschienen sind.

Voyages à *Madagascar*, à *Maroc* et aux *Indes orientales*, par *Alexis Rochon*, Membre de l'Institut nat. de Fr. et de l'Acad. de Petersburg. Ouvrage en trois volumes, accompagné d'une Carte géographique de Madagascar, d'une Carte de l'Inde orientale, d'un Vocabulaire Madagasse, de Tables astronomi ques et d'une Table générale des matiéres.

Der erste Band, welcher die Beschreibung von Madagaskar enthält, ist schon im J. 1791 erschienen und auch ins Deutsche übersetzt worden. Dieses Werk erhielt vielen Beyfall und der Verf. würde sogleich auch die Beschreibung seiner übrigen Reisen herausgegeben haben, wenn er nicht seine Papiere verloren hätte. Erst jetzt war er im Stande, diesen Verlust wieder zu ersetzen, und nun fügte er dem ersten Theile, welcher bloß einen neuen Titel erhalten hat, den zweyten und dritten bey, welche seine Reise nach Maroko und seine

beyden Reisen nach Indien weitläufig beschrieben enhalten.

Da der erste Theil schon übersetzt ist, so wird hier bloß aus den beyden letzteren neu hinzugekommenen Theilen ein Auszug geliefert, der um so kürzer ausfallen mußte, als das Original theils zu viel nautisches und astronomisches Detail und eine Menge Digressionen enthält, theils auch die Reisen selbst in einen frühern Zeitraum fallen.

Der Herausgeber hielt es also für dienlich aus der allzuweitschweifigen Erzählung des Verfassers bloß die eigentliche Reisegeschichte und Reisebemerkungen auszuheben, welche auch noch jetzt für deutsche Geographiefreunde Interesse genug haben, um eine Uebersetzung zu verdienen, wobey die zwar sehr schätzbaren aber nur für einen kleinen Theil brauchbaren nautischen Bemerkungen und astronomischen Beobachtungen ganz weggelassen worden sind.

Auf diese Weise konnten die zwey Bände des Verfassers auf diese wenigen Bogen zusammengebracht werden, ohne etwas allgemein Interessantes zu übergehen. Kritische und erläuternde Anmerkungen waren hier unnöthig.

T. F. Ehrmann.

Digitized by Google

Rochon's Reisen
nach
Maroko und nach Indien.

I.
Reise nach Maroko.

Im Jahre 1767 begab ich mich zu Brest, als Astronom bey der Marine an Bord des Schiffs l'Union von 64 Kanonen. Dieses Schiff war dazu bestimmt, den General Brougnon, der zum außerordentlichen Bothschafter ernannt worden war, nach Maroko zu bringen. Auf demselben Schiffe befand sich auch der Consul Chenier, welcher als Generalagent der französischen Nation bey dem Kaiser residiren sollte. Chenier hatte sich lange Zeit in Konstantinopel aufgehalten, und schickte sich vor allen andern dazu, einen so mißlichen Posten zu bekleiden. Er hat uns nachher mit einem Werke beschenkt, das den Titel führet: Historische Untersuchungen über die Mauren *), und dieses Werk hat mir insbesondere überaus gute Dienste gethan.

*) Recherches historiques sur les Maures.

Digitized by Google

Das Schiff l'Union segelte den siebenten April 1767 von der Rhede bey Brest ab. Während der kurzen Ueberfahrt von Brest bis nach Kadix kam nicht das mindeste vor, und kann auch nichts vorkommen, das einigermaßen interessant wäre. Durch den Meerbusen von Gascogne segeln, um Finisterre herumfahren, an den Küsten von Spanien und Portugal hinsteuern, wozu man gemeiniglich nicht viel Zeit nöthig hat; dieß ist Alles, was auf dieser kurzen Seereise vorfällt, die viel zu oft unternommen wird, als daß sie Bemerkungen von einiger Wichtigkeit darbiethen könnte.

Es kam mir sonderbar vor, daß ich auf einem großen Schiffe von der Seekrankheit befallen wurde, da ich doch von meinen frühesten Jahren an gewohnt war, auf Schaluppen und Booten zu fahren, ohne selbst dann die mindeste Unpäßlichkeit zu spüren, wenn die See hohl ging. Man will bemerkt haben, daß Kinder, die sich oft schaukeln, dieser schwer zu erklärenden Krankheit wenig oder gar nicht unterworfen sind. Dem sey wie ihm wolle; gewiß ist, daß dieses Uebel den stärksten und gesundesten Mann eben so wenig verschonet, als jeden andern, der eine schwache Natur hat. Seine Dauer läßt sich nie mit Gewißheit bestimmen, und es gibt Menschen, die das Hin- und Herschweben des Schiffes selbst auf den weitesten Seereisen nicht gewohnt werden können. Jeder, mit dessen Gesundheitsumständen es diese Beschaffenheit hat, thut am besten, wenn er sich gar nicht auf das Meer wagt. Selbst der Gebrauch des Aethers trägt nichts dazu bey, die Beklemmungen, welche diese Krankheit verursacht, zu mildern, und ich bin durch eigene Erfahrung von der geringen Wirksamkeit dieses Arzeneymittels überzeugt worden.

Zu den Beobachtungen, die ich zur See anstellen sollte, gehörte unter andern auch eine, mit welcher

Digitized by Google

man damahls ein großes Interesse verknüpfte; nähmlich die Bestimmung der Länge nach den Ekliptsen der Jupiterstrabanten. Zu jener Zeit war die Methode, die Entfernungen des Mondes, im Verhältnisse gegen die Sonne und der Sterne zu messen, dasjenige noch lange nicht, was sie nachher geworden ist. Die Instrumente, welche diese Entfernungen angeben konnten, waren noch nicht bis zu jenem Grade der Bestimmtheit gebracht, die dergleichen äußerst schwierige Operationen nothwendig voraussetzen. Mayers Zirkel war noch nicht im Gebrauch, und Borda hatte ihn noch nicht bis zu dem Grade vervollkommnet, welchen er dermahlen erreicht hat. Man hatte die Kunst noch nicht erfunden, die Instrumente genau abzutheilen, und kein einziger Künstler durfte sich schmeicheln, nach der damahls üblichen Verfahrungsart einen Sextanten zu verfertigen und abzutheilen, ohne sich wenigstens um einige Minuten zu irren; denn auf einem Sextanten von der Größe eines Fußes, beträgt eine Minute nur den zwanzigsten Theil einer Linie *).

*) Wenn auch der Leser von dem, was man zur See die Länge nennet, keinen deutlichen Begriff hätte, so wird er es doch wenigstens begreiflich finden, daß alle Gegenden der Erde, die nicht unter einerley Meridian liegen, in Ansehung der Länge verschieden sind. Eben so leicht wird er einsehen, daß die Länge, wenn man die Pariser-Sternwarte für den ersten Meridian annimmt, in der Verschiedenheit der Zeit besteht, wo es auf der Pariser-Sternwarte und an dem Orte, wo man den Durchgang der Sonne durch den Meridian beobachtet, Mittag wird. Hieraus folgt, daß die Länge so wohl östlich als westlich seyn kann. Oestlich ist sie überall wo die Mittagszeit früher, westlich aber, wo sie später eintritt als zu Paris; so daß dieser Unterschied zwischen der Pariser-Stern-

Dieser Apparat überhebt aber den Beobachter keineswegs der Mühe, auf die Verminderung der Bewegungen, welche das Schaukeln und Schwanken des Schiffes verursacht, Bedacht nehmen zu müssen; denn diese Bewegungen haben Einfluß auf das Sehen im Verhältniß des Vergrößerungsvermögens des Sehrohrs. Die bequemste Maschine, deren man sich bedienen kann, ist meines Erachtens ein Armstuhl, der, wie die Lampe Cardans aufgehangen wird, und zwar so, daß er, nachdem sich der Beobachter hineingesetzt hat, sich so wenig als möglich vom Schwerpunct entfernt. Dieß ist das einzige Mittel, wodurch man die Oscillationen weniger merklich machen kann. Damit er sich aber nicht von der Stelle bewege, muß das ganze Hangwerk eine beträchtliche Schwere haben. Mein Armstuhl enthielt daher nicht weniger als zwey tausend Pfund Bley, und dieser Ballast war kaum zureichend, meinen Absichten zu entsprechen, und ihn in jener unbeweglichen Richtung zu erhalten, die bey so feinen Beobachtungen unumgänglich nöthig ist. Es war den eilften April 1767, als ich mich dieser Verrichtung zum erstenmahl, und zwar in der Absicht bediente, eine Emersion des zweyten Jupiterstrabanten zu beobachten, welche man nach der Zeitbestimmung zu Paris um 2 Uhr 57 Minuten 21 Secunden wahr-

---

warte und jedem andern Orte auf der ganzen Erde, nie mehr als zwölf Stunden, oder 180 Grad, betragen kann. Ferner ergibt sich aus dieser Erklärung, daß jedes Phänomen, welches man an allen Orten der Erde zu gleicher Zeit wahrnimmt, zur Bestimmung der Länge dienet. Dergleichen Phänomene sind die Bedeckungen der Sterne vom Monde, und die Verfinsterungen der Sonne, des Mondes, und der Jupiterstrabanten.]

A. d. O.

nehmen mußte. Während ich mit dieser Beobachtung, die zur See um 2 Uhr 12 Min. 45 Sec. der wahren Zeit Statt hatte, beschäftiget war, steuerte unser Steuermann nach einem Stern der ersten Größe, und zwar mit einer solchen Geschicklichkeit, daß ich nicht das mindeste weder vom Anluven noch Abfallen spürte; die See war aber auch vollkommen ruhig, und die Seite des Schiffes lag überaus gut auf. Das Resultat meiner Beobachtungen zeigte, daß die Verschiedenheit des Meridians zwischen Paris und dem Orte, wo ich die Emersion wahrnahm, 11 Gr. 9 Min. betrug; d. i. in 44 Min. 36 Secunden der durch die Berechnung gefundenen Zeit, nach welcher die Stunde, wo dieses Phänomen zu Paris Statt finden mußte, von jener verschieden war, wo ich dasselbe beobachtete. Zwischen eilf und zwölf Uhr hatten wir das Vorgebirge Montego erblickt, und die Schiffshöhe gemessen, woraus sich ergab, daß die beobachtete Breite nur den dritten Theil eines Grades von jener verschieden war, welche wir durch die Messung fanden. Als wir die Emersion des zweyten Jupiterstrabanten beobachteten, richteten wir uns nach der Breite des Vorgebirges Montego, und der Hafen von Lissabon lag südwärts dreyßig Seemeilen weit von uns. Dieß war die erste Beobachtung dieser Art, die jemahls zur See veranstaltet wurde.

Da während unserer Fahrt von Brest nach Kadix nichts vorfiel, das einige Erwähnung verdienet; so will ich nur gleich mit der Beschreibung dieses berühmten Hafens, der dem westindischen Handel zur Niederlage dienet, den Anfang machen. Die Stadt Kadix liegt an der Einfahrt der Meerenge von Gibraltar, unter dem 36° der Breite, und 8°, 21′ westlich von Paris. Sie wird von dem Fort St. Sebastian geschützt, so daß man ihr von der Seeseite nicht leicht beykom-

men kann. Man will behaupten, ein Theil ihres Gebietes sey von der See verschlungen worden, und zum Beweise zeigt man den Fremden noch dermahlen Ueberbleibsel von Häusern, die nur zur Zeit der Ebbe sichtbar werden. Die Griechen nannten den Ort, wo heutiges Tages Kadix steht, die Insel Gades. Sie glaubten, daß die Welt hier ein Ende habe.

Diese uralte, von den Phöniziern erbauete Stadt, wurde im J. 1596 von den Engländern genommen und ausgeplündert. In der Folge traten sie dieselbe wieder an die Spanier ab. Im Jahre 1702 machte die vereinte Flotte der Engländer und Holländer einen Versuch, sich ihrer zu bemächtigen, der aber keinen Erfolg hatte. An der Flotte, die von Kadix nach Vera-Crux segelt, haben Kaufleute von allen Nationen, einige mehr, andere weniger, Antheil. Die Schiffe, woraus sie besteht, gehören den Spaniern. Bey ihrer Zurückkunft bringen sie Koschenille, Silber und Gold mit. Die Rhede von Kadix bildet einen Halbzirkel, dessen Halbmesser etwa eine Seemeile lang ist. Die Stadt liegt ganz vorn an der Rhede, und zwar in der Entfernung einer Seemeile vom Fort St. Catharina. Zwischen beyden ist die Einfahrt der Bucht. Ihre Lage erstreckt sich gegen Osten und Westen hin. Die Mündung der Bucht wird von den Winden bestrichen, die aus der Gegend wehen, die gegen Westen liegt; diese Winde sind aber in den dortigen Gewässern nicht anhaltend. Die Schiffe finden hier guten Ankergrund, in einer Tiefe von 40 bis 50 Fuß.

Wenn man längs der Insel Gades hinsteuert, so kommt man auf eine Rhede, die noch viel besser gedeckt ist, und die Rhede von Pontal genannt wird. Die Stadt Kadix liegt am Ende der Insel, und zwar in Gestalt eines verschobenen Vierecks. Ihre größte Länge beträgt sechs hundert Toisen, und ihre mittlere Breite

Digitized by Google

drey hundert Toisen. Ihre Straßen sind eng und unsauber. Ueber die Menge und Schönheit der Säulen von Marmor, Granit und Porphyr, womit die neuerbauete Kathedralkirche geschmückt ist, erstaunt der Fremde weit weniger, als über die ungeheuere Verschwendung, die er überall in den Verzierungen dieses prachtvollen Gebäudes erblickt. Desto mehr ergötzet er sich an der edlen Simplicität der Sternwarte, welche hinlänglich mit guten Instrumenten versehen ist. Eine Sternwarte in einem großen Hafen, ist der Leuchtthurm des Seefahrers. Nur bey dem Seewesen lernet man die nützlichste Anwendung jener erhabenen Wissenschaft kennen, die den Menschen den Lauf der Gestirne beobachten lehret, und ihn von der Nothwendigkeit überzeugt, sich sowohl zu Wasser als zu Lande nach ihrer Leitung zu richten. Diese nähmliche Wissenschaft berichtigt zugleich auch die unvermeidlichen Irrthümer, welche durch das Log, die Magnetnadel, und die von den Seeströmen herrührenden Abweichungen der Schiffe, veranlaßt werden.

Das starke Verkehr zu Kadix, und die ungeheueren Abgaben, welche man daselbst von den Waaren erhebt, veranlassen einen Schleichhandel, den weder die Strenge der Gesetze, noch die Wachsamkeit der Zollbeamten zu hindern vermag. Die abergläubische Ehrfurcht, welche man für die Mönchsorden hegt, hat die Folge, daß die meisten Mönche sehr thätige Beförderer eines Unterschleifs sind, der zu einem höchst unangenehmen Verfahren Veranlassung gibt. Die Mönche haben eben nicht nöthig, auf eine schlaue und geschickte Art zu Werke zu gehen; ganz anders verhält es sich aber mit den Fremden, die jede Art von List anwenden müssen, wenn sie Abgaben vermeiden wollen, die ihnen den größten Theil ihres Gewinns entziehen würden.

Digitized by Google

Ein zu unserm Schiffsvolke gehöriger Matrose kam auf einen ganz ungewöhnlichen Einfall, einige Hüte zu verkaufen, ohne daß man ihn auf dem Uebertretungsfall ertappen könne. Er ging nähmlich mit einem ganz neuen Hut auf dem Kopfe, durch das Einlaßthor in die Stadt, und übergab ihn dem Kaufmanne; dann setzte er seine Matrosenmütze auf, und wanderte zu einem andern Thore, das von jenem nur durch eine dicke Mauer abgesondert war, wieder hinaus. Da er aber zu oft hin und her ging, so hatte dieß die Folge, daß ihm endlich die Zollbedienten nachschlichen, den Unterschleif entdeckten, und demselben ein Ende machten. Der listige Einfall des Matrosen erregte einiges Aufsehen, und veranlaßte den spanischen Admiral, ihn als Stoff zur gesellschaftlichen Unterhaltung zu benutzen, als er unserem Bothschafter und dessen Gefolge am Bord seines Schiffs ein prächtiges Gastmahl gab. Er machte es wie Alcibiades, der, als er die Aufmerksamkeit der Athenienser von den Staatsangelegenheiten abzulenken suchte, seinem Hunde den Schwanz abhackte. Der spanische Admiral wollte nicht gern zulassen, daß man von den Jesuiten spräche, die sich auf seiner Eskadre befanden, und nach Civitavechia gebracht werden sollten. Er ahmte daher jenen berühmten Mann nach, um die Aufmerksamkeit von dieser wichtigen Begebenheit, für welche sich die zahlreichen Anhänger der eben genannten Ordensgeistlichen sehr interessirten, abzuleiten.

Als wir Kadix verließen, segelten wir durch die Meerenge von Gibraltar, und da eben die See ganz ruhig war, so machte ich einen Versuch, die Stärke und Richtung des Seestroms zu erforschen, der bekanntlich aus dem Ocean in das Mittelmeer läuft. Ich warf daher verschiedene Mahl zwey Stücke Kork in die See, und zwar so, daß beyde nicht weit von ein-

Digitized by Google

ander entfernt waren. Mein Versuch geschah zu Ende der Fluth und zu Anfang der Ebbe. Ich hatte die Vorsicht gebraucht, an dem einen Stück Kork ein Gewicht zu befestigen, damit es so viel möglich auf einerley Stelle blieb; und da ich, wie Bouguer, voraussetzte, daß die Seeströme in einer beträchtlichen Tiefe nicht viel Gewalt haben, so befestigte ich das Bley, wodurch das Stück Kork zurückgehalten wurde, an einen Bindfaden, der ungefähr zehn Klafter lang war, um es bis zur Tiefe hinabzusenken. Aus der Entfernung der beyden Stücke Kork, in einem bestimmten Zeitraume, schloß ich, daß der Seestrom seine Richtung von Westen nach Osten nahm, und das Schiff in einer Stunde 2600 Toisen weit forttrieb. Ich habe nachher diesen nähmlichen Versuch auch in entfernteren Gewässern wiederholt, nur mit dem Unterschiede, daß ich mich statt der beyden Stücke Kork zweyer Boote bediente. Das eine wurde von einem kleinen Anker zurückgehalten, der ungefähr hundert Fuß tief in den See hieng; das andere hingegen ließ ich ungehindert mit dem Strome forttreiben.

Aus der Meerenge bey Gibraltar schifften wir in Zeit von vier Tagen bis vor Saffi, einer Stadt in Afrika, die zum Gebiete des Kaisers von Maroko gehöret. Diese uralte Stadt ist vielleicht eine von denen, die von den Karthaginensern erbauet worden sind. Die Franzosen besassen hier ehedem verschiedene Etablissements, aus welchen sie Wolle, Wachs, Honig, verschiedene Arten Gummi, und Leder bezogen. Die Rhede von Saffi ist zwar eine offene Rhede, doch trifft man daselbst guten Ankergrund an; und wenn man die Winterszeit ausnimmt, wo aus Süden und Südwesten heftige Sturmwinde wehen, welche die vor Anker liegenden Schiffe in Gefahr setzen, so ist man hier vollkommen gesichert. Eine fürchterliche Sandbank

Digitized by Google

macht aber die dortige Küste die meiste Zeit unzugänglich, und gestattet weder Schaluppen noch Booten, sich dem Lande zu nähern, indeß die Einwohner mit ihren Pirogen in der gewöhnlichen Zwischenzeit über dieselbe wegfahren. Da die Oscillationen des Meeres von der Sandbank, die eine sehr lange abwärts gehende Fläche bildet, gehemmt werden, so entstehen Wellen, die einander drängen, und sich zu einer beträchtlichen Höhe emporthürmen. Dieser Wasserberg bleibt aber nicht lange stehen, sondern sinkt gleich wieder zusammen und zerplatzet. Man sieht ihn unter einem entsetzlichen Getöse an der Sandbank sich brechen und sich in Schaum verwandeln. Nach ihm kommt eine zweyte Welle, die wieder nicht eher als nach einer starken Explosion verschwindet; ehe dieselbe sich aber völlig getheilt hat, folgt eine dritte noch stärkere nach, und diese ist es, vor welcher sich die Seeleute am meisten fürchten. Das Zusammenstürzen dieser ungeheuern Wassermasse biethet dem erstaunten Zuschauer einen Anblick dar, den er nicht genugsam bewundern kann. Auf diese drey Wellen folgt eine Stille von einigen Augenblicken, die sich der Steuermann in der Geschwindigkeit zu Nutze macht, um über die Stelle, wo sich dieser fürchterliche Wasserberg aufthürmt, hinüber zu schiffen. Er ist äußerst besorgt, seine Ruderknechte dahin zu vermögen, daß sie gleichen Takt halten, und schnurgerade, ohne die mindeste Abweichung, auf jene Welle zusteuern, die, ehe sie noch Zeit hatte, ganz über die Stelle, wo sie ihre Wirkung äußert, hinweg zu rollen, schon wieder zurückkömmt; da sie aber, bevor sie sich bricht, mit unwiderstehlicher Gewalt alles vor sich hinstößt, so schleudert sie die Piroge von der Stelle, wo die Explosion erfolgt, auf eine beträchtliche Strecke fort, und sobald die Piroge diese Gefahr überstanden hat, gelangt sie in stilles Gewässer, wo

Digitized by Google

sie, etwa zwey bis drey hundert Toisen weit vom Lande, ganz gemächlich auf den Strand läuft. Hier lassen sich nun die, welche gerne trocknen Fußes ans Land wollen, von Juden auf den Buckel nehmen, die oftmahls in eben dem Nu, wo sie ihre Bürde aufladen, schon ihre Bezahlung verlangen. Nimmt man in dieser unangenehmen Positur den mindesten Anstand sie zu befriedigen, so setzt man sich der Gefahr aus, in die See geworfen zu werden, welches für jene, die es mit ansehen, belustigender ist, als für die, welche es betrifft. Ein solches Bad hat nun freylich unter dem heißen Erdgürtel, wegen der brennenden Sonnenhitze, keine nachtheiligen Folgen in Betreff der Gesundheit; doch ist es gewiß nichts weniger als angenehm, noch eine Viertelmeile weit bis an die Kniee durch das Wasser zu waden, und sodann unter dem Hohngelächter der Mauren und Juden ans Land zu gehen.

Als wir auf der Rhede bey Saffi angelangt waren, und uns daselbst vor Anker gelegt hatten, kamen einige Abgeordnete zu unserem Bothschafter, von Seiten des dasigen Stadtgouverneurs. Ein französischer Negoziant, Nahmens Salva, benutzte die Gelegenheit, und schickte dem Consul Chenier einen Brief zu. Letzterer machte sogleich Anstalt, sich ans Land zu begeben, um mit dem Salva, nach dessen Rathschlägen sich unser Bothschafter bis zu diesem Augenblick pünctlich gerichtet hatte, zu sprechen. Ich leistete ihm Gesellschaft; die Wellen aber brachen sich jetzt auf eine so fürchterliche Art an der Sandbank, daß selbst die Mauren sich nicht getrauten, in der Piroge, die sie an unser Schiff gebracht hatten, darüber wegzufahren. In einiger Entfernung von der Bank war jedoch die See ganz ruhig, und nicht eher, als bis unsere Schaluppe näher hinzugefahren war, sahen wir ein, daß wir un-

Digitized by Google

möglich hinüberschiffen konnten, und wahrscheinlich genöthiget seyn würden, sehr lange auf einen günstigen Augenblick zu warten.

Eben als wir nach unserem Schiffe zurückfahren wollten, erboth sich ein Maure, der ein geschickter Schwimmer war, dem Gouverneur sowohl als dem Salva die Briefe zu behändigen, welche der Consul Chenier an dieselben abzugeben hatte. Wir sahen ihm mit Verwunderung zu, als er diese Depeschen in einen Beutel von Wachstuch steckte, sie unter seine Mütze that, dann ganz nackt ins Meer sprang, und mit einer außerordentlichen Behendigkeit zwischen den beyden Wellen hindurch und über die Barre hinüberschwamm; denn wir verloren den geschickten Schwimmer keine zehn Minuten aus dem Gesichte, sahen ihn nachher jenseits der Barre wieder zum Vorschein kommen, und ganz gemächlich ans Ufer schwimmen. In der Folge habe ich von verschiedenen Tauchern vernommen, daß die See in einer gewissen Tiefe unterhalb der Wellen ganz ruhig sey.

Der günstige Augenblick, wo wir landen konnten, stellte sich bald ein; kaum hatte aber der Bothschafter mit seinem Gefolge das Gestade betreten, als ihm zu Ehren zehntausend Reiter zu verschiedenen Mahlen, und zwar einzeln, ihre bloß mit Pulver geladenen Karabiner abfeuerten. Diese Art von Bewillkommung war desto unangenehmer, da uns allen in einem und demselben Nu die Pulverkörner so ins Angesicht sprützten, daß es ganz damit bedeckt war. Der Dampf war so arg, daß wir dieses Kavalleriekorps, welches seine Evolutionen mit vieler Behendigkeit machte, nicht einmahl deutlich wahrnehmen konnten. Die Mauren nennen diese Art von Ehrenbezeugung, das Pulver verbrennen. Die Chinesen, welche den Europäern Vorwürfe darüber machen, daß sie bey ihren Feyerlich-

lichkeiten die Kanonen horizontal richten, und nicht in die Luft schiessen, würden mit diesem Empfange noch weit weniger zufrieden gewesen seyn; wir mußten uns nun aber denselben gefallen lassen. Einige Reiter hatten vergessen, ihre Ladestöcke aus den Läufen zu ziehen, so daß verschiedene zum Gesandtschaftsgefolge gehörige Personen, jedoch nicht gefährlich, verwundet wurden. Endlich kamen wir in der Behausung Salva's, des dasigen Residenten, an, den wir aber schlechterdings weder sehen noch sprechen durften. Unser Gehör war von dem lärmenden und anhaltenden Artilleriefeuer völlig betäubt, welches besonders davon herrührte, daß dieses unerträgliche Getöse durch einige schwere Kanonen, aus welchen man mit voller Ladung feuerte, vermehrt wurde. Es war zum Verwundern, daß diese schweren metallenen Kanonen, welche man bis an die Mündung voll Pulver gepfropft hatte, und die nicht einmahl auf Laffetten lagen, nicht sprangen.

Jeder Fremde, der dieses unselige Land betritt, wird in eben dem Augenblick Sclave. Von dieser schrecklichen Wahrheit wurden wir gar bald überzeugt; denn von dem Moment an, wo unser Bothschafter den Fuß ans Land gesetzt hatte, wurde er wie ein vornehmer Sclave behandelt; und diese niederschlagende Betrachtung drängte sich selbst den Kurzsichtigsten auf. Gleich in den ersten Augenblicken nach unserem mit so vielem Getöse begleiteten Empfang, erhielten wir vom Consul Salva die Nachricht, daß der mit Frankreich geschlossene Waffenstillstand gebrochen sey, und daß die Feindseligkeiten bereits ihren Anfang genommen hätten. Zwey unserer Kauffahrtheyschiffe waren von den Mauren genommen, und zu Salee aufgebracht worden. In der Folge wurden uns zwar dieselben zurückgegeben, aber nur erst nach mannichfaltigen Geschenken und Versprechungen, und nachdem wir den

größten Theil ihrer Ladung den Zeitumständen zum Opfer gebracht hatten.

Es ist bekannt, daß Muley Ismael den Bothschafter St. Olon am Ende seiner Sendung gezwungen hatte, sich ranzioniren zu müssen. Muley Ben Abdalla, der minder grausam als seine Vorfahren war, ging zwar auf eine schonendere Art gegen Frankreich zu Werke; allein sein ganzes Betragen war ein solches Gewebe von Arglist und Trug, daß es kein Wunder gewesen wäre, wenn er jenes Verfahren ebenfalls nachgeahmt hätte. Er verlangte, man solle die Mauren herbeyschaffen, welche sich zu Brest auf den Galeeren befanden. So gerecht diese Forderung war, so wenig konnte sie zu einer gegründeten Veranlassung dienen, den Anfang der beabsichtigten Negoziation zu verzögern. Ueberdieß lag deutlich am Tage, daß jene Unterlassung um so mehr zu entschuldigen sey, da die besagten Mauren gar kein Verlangen bezeugten, wieder in ihr Vaterland zurückzukehren, weil es ihnen daselbst an Gelegenheit fehlte, sich ihren Unterhalt zu verschaffen, der ihnen hingegen auf den Galeeren gereicht wurde. Auch wurden sie hier auf eine sehr glimpfliche Art und überhaupt ganz anders behandelt, als die gewöhnlichen Galeerensclaven.

Der unglückliche Kersaint erhielt den Auftrag sie abzuholen, und dieser durch seine militärischen Talente so ausgezeichnete Officier, kam früher mit ihnen zurück, als man es erwartet hatte. Ich kann mich nicht überwinden, das Publicum mit jenen verdrüßlichen Negoziationen zu unterhalten, die sich zuletzt damit endigten, daß man die zu Sclaven gemachten Franzosen in Freyheit setzte; ein Glück, daß sie bloß der Geschicklichkeit des Consuls Chenier und dem Credit des Negozianten Salva zu danken hatten.

Digitized by Google

Ich werde mich daher bloß darauf einschränken, in gedrängter Kürze jene Beobachtungen mitzutheilen, die ich in einem Lande machte, wo man beynahe keinen Schritt thun kann, ohne die gröbsten Mißhandlungen gewärtigen zu müssen; in einem Lande, wo die Schildwachen einander des Nachts bis zum Tollwerden zuriefen: Seyd auf eurer Hut! Ihr habt Hunde, oder Christen bey Euch! Man ließ uns zwar, damit wir vor der Wuth des Pöbels gesichert wären, von einem Polizeydiener begleiten, der die Kinder, welche sich beyfallen liessen, uns insultiren zu wollen, mit dem Stocke verjagte; man kann sich aber leicht vorstellen, wie mühsam es ist, sich mit der Naturgeschichte und den Künsten in einem Lande zu beschäftigen, wo man keine hinlängliche Sicherheit hat, und vor der unter dem heißen Erdgürtel beynahe unerträglichen Sonnenhitze, nicht im mindesten gedeckt ist. Ueberdieß hatte ich mich damahls noch nicht mit jenen Wissenschaften beschäftigt, womit sich jeder Reisende, der dem Ackerbau und der Botanik ersprießliche Dienste leisten will, nothwendig bekannt machen muß; denn die Basars, oder Marktplätze, waren mit einer Menge Producte angefüllt, deren Beschreibung gewiß einem Jeden, dem an der Erweiterung der Kenntnisse gelegen ist, willkommen seyn würde.

Hier, wie überhaupt auf den meisten Reisen, würden die eisernen Handmühlen, die mit denen, deren sich die Gewürzkrämer bedienen, viel Aehnlichkeit haben, für unser Schiffsvolk von überaus großem Nutzen gewesen seyn. In allen jenen Gegenden, wo Kornfrüchte wachsen, gebraucht man dergleichen eiserne Mühlen, um Reis, Weizen, kurz alle mehlichten Körner, die, wenn sie dürr werden, eine hinlängliche Härte erlangen, in Mehl zu verwandeln. Wenn General Bonaparte diese nützlichen Maschinen gekannt

hätte, welche Erleichterung würde nicht dieser erhabene Mann, dessen Kenntnisse seinen bewundernswürdigen Thaten im geringsten nicht nachstehen, vermittelst derselben seinen Truppen verschafft haben!

Wie groß und ausgebreitet ist nicht der Nutzen wissenschaftlicher Kenntnisse, in jeder Gegend der Erde! Je roher und wilder ein Land ist, desto mehr bedarf es der Künste und Wissenschaften! Kein Uebel ist so groß, sagt Plinius, das man nicht durch die Studien zu lindern vermag; sie zeigen uns den Menschen, wie er war, so, daß wir ihn kennen lernen, wie er ist. Die Beschäftigung mit den Künsten und Wissenschaften erhebt die Seele, und bereichert den Geist mit nützlichen und angenehmen Wahrheiten; sie macht den Menschen gerecht, leutselig und edelmüthig; kurz die Studien machen uns zu Freunden und Zeitgenossen der Menschen. Alle die, welche sich Kenntnisse erwerben, werden dafür durch ein sicheres Präservativ belohnt, welches sie vor der Langenweile, einer nicht sowohl physischen als vielmehr moralischen Krankheit, schützet, die den Reichen, wegen des vernunftwidrigen Gebrauchs, den er von seinen Glücksgütern macht, fürchterlich straft.

Wir haben sie gehabt, wir haben sie kennen gelernt, diese schwer zu erklärende Krankheit, und zwar von dem Augenblicke an, wo wir dieses vermahledeite Land betraten. Glücklicherweise waren mehrere von uns im Stande, sich durch Arbeit von dieser Krankheit befreyen zu können; denn die Seele hat eben sowohl ihre Bedürfnisse, wie der Körper, und die Beschäftigung gewähret ihr Nahrung. Abwechselnde Arbeit setzet den menschlichen Geist, wenn er zu ermatten beginnet, wieder in Thätigkeit, und eben diese Abwechselung theilt zugleich der erschöpften Einbildungskraft einen neuen Schwung mit.

Digitized by Google

Als ich mit meinen Beobachtungen fertig war, machte ich es mir zum angelegenen Geschäft, auf die Basars zu gehen, und den Gouverneur Gericht halten zu sehen. Er saß mit untergeschlagenen Beinen auf einer Matte vor seiner Hausthüre, und hörte in dieser Stellung die Klagen, welche ihm vorgetragen wurden, ganz gelassen mit an. Der richterliche Ausspruch ward auf der Stelle vollstreckt. Einige Stockschläge, welche die Polizeydiener dem Verbrecher auf die Fußsohlen gaben, schienen nicht nur den Richter, der die Anzahl derselben bestimmte, und den Kläger, der darauf angetragen hatte, sondern auch den, der sie empfieng, vollkommen zu befriedigen. Der Verurtheilte schien durch sein Stillschweigen zu erkennen zu geben, daß er die ihm zuerkannte Strafe verdient habe.

In Ländern, wo der Despotismus herrschet, müssen die Großen und Mächtigen gerecht handeln, wenn sie nicht ihr Vermögen, ja sogar ihr Leben aufs Spiel setzen wollen. Die geringste Klage, der unbedeutendste Vorwand, ist dem Kaiser schon mehr als genug, sie durch den Verlust dessen zu bestrafen, was ihnen unter allen am Liebsten ist. Daher kömmt es denn auch, daß sich ihre Bedrückungen bloß auf die Fremden und Juden erstrecken, die sich dafür durch Wucher und unerlaubten Handel zu entschädigen suchen. Die hiesigen Juden sind Abkömmlinge von denen, die einst aus Portugal und Spanien vertrieben wurden. Dieß ist die Ursache, daß sie ziemlich gut Portugiesisch sprechen.

Das Königreich Maroko besteht aus einer sehr anmuthigen Mischung von Bergen und Thälern. Der Erdboden ist sehr fruchtbar an Getraide und mehreren anderen Producten; der dasige Honig ist ganz vortrefflich, besonders der grüne Honig; in den Thälern wachsen die herrlichsten Obstarten, und die Gebirge

enthalten sehr reiche Erzadern; besonders einträglich aber sind die Ebenen, denn sie gewähren jährlich drey Aerndten.

Der Geiz der Mauren geht über alle Beschreibung. Geschenkter Essig, sagen sie unter andern, sey besser als Honig, den man bezahlen müsse.

Die dortigen Mauren stammen von jenen ab, die vormahls aus Spanien verjagt worden sind. Sie wohnen in den Städten; so auch die Negern, welche seit der Regierung des Muley Ismael in großem Ansehen stehen.

Die Araber oder sogenannten Beduinen wohnen unter Zelten, und ziehen von einem Orte zum andern. Sie schlagen fliegende Lager auf, die man Adouars nennet, und worüber der Aelteste ihres Stammes, als ihr Oberhaupt, zu gebieten hat. Man kann sich unmöglich etwas Erbärmlicheres und Ekelhafteres vorstellen, als diese elenden Dörfer. Ihre Gestalt ist gemeiniglich zirkelförmig.

Die ursprünglichen Bewohner dieses Landes sind die sogenannten Berberen, deren Nachkommen sich noch jetzt in den Gebirgen aufhalten und in Hütten wohnen. Man hat sie noch nie unterjochen können. Ihre Sprache, ihre Sitten und Gebräuche haben nicht die mindeste Veränderung erlitten. Ihre Mundart soll die der Karthaginenser seyn.

Alle diese Völkerschaften verabscheuen die Christen, und die Menschenfresser in Neuseeland gehen glimpflicher mit den Fremden um, als die Bewohner dieser unwirthbaren Gegenden. Ein verwünschter Marbut, der eben zu mir kam, als ich, um meine Penduluhr nach der wahren Zeit zu stellen, im Begriffe war, die einander entsprechenden Höhen zu beobachten, fragte mich mit leiser Stimme und einer geheim-

Digitized by Google

nißvollen Miene, ob ich nicht den großen Propheten in der Sonne sähe; denn er ist eben so, wie dieses wohlthätige Gestirn, sprach er, das Licht und die Wonne der Rechtgläubigen. Noch im Weggehen schrie er: Alla, Illa, Alla Muhamet resu Illa. Ich war froh, daß ich den zudringlichen Menschen loß wurde, der mir beynahe meine ganze Observation verdorben hätte, weil er den Muhamet mit aller Gewalt durch mein Fernrohr ausspähen wollte, statt denselben in den Phantasereyen seines Korans zu suchen.

Einige Zeit nach diesem Vorfalle besuchte ich den Bailli de Suffren, der sich in der Folge einen so vorzüglichen Ruhm in den Jahrbüchern unserer Marine erworben hat. Als ich zu ihm kam, hatte er sich so eben vom Schiffschirurgus am Schenkel scarifiziren lassen. Er war von einem sehr großen Hunde gebissen worden, und da wir unter einem sehr heißen Himmelsstriche lebten, so befürchtete er, der Hund möchte vielleicht toll gewesen seyn. Ich suchte ihn zwar damit zu trösten, daß man von dieser Krankheit nie bey den Mauren das geringste gehöret habe; es wollte aber alles nichts helfen. Er antwortete: „Wie sollten die Thiere in diesem abscheulichen Lande nicht toll werden, da selbst die Menschen, die doch Vernunft haben, von dieser Krankheit nicht frey sind? Wir werden von den Marangouins gepeiniget, von den Kindern gesteiniget, von Narren verspottet, von Hunden gebissen, und am Ende wird uns das schwachköpfige Gouvernement, das uns als Sclaven behandelt, und sein Spiel mit uns treibt, wohl auch noch mit Teig überkleistern, wie die Gänse mit Kuskus *). — Ich werde wohl schwerlich nach

*) Eine Art von Pillau, der aus verschiedenen Gattungen gekochten Fleisches und getrocknetem Reis besteht, und stark gewürzt ist.

Digitized by Google

Maroko kommen; ich würde unterwegs zerschmelzen. Die Hitze, welche wir zu erdulden haben, ist unerträglich, und das Thermometer steht im Schatten auf vier und dreyßig Grad Reaumur. Sollen wir uns von Juden auf den Schultern nach Maroko tragen lassen, oder sollen wir auf arabischen Pferden dahin reiten, die unsere Schiffleute nicht regieren können? Wann und wie werden wir uns nur aus den Klauen dieser verfluchten Muselmänner loßmachen? Ich hätte fast Lust, mich noch beschneiden zu lassen, da ich ohnehin daran bin, mich operiren lassen zu müssen; und ich rathe allen meinen Freunden, dasselbe zu thun. Ach, wenn ich dießmahl davon komme, soll man mich gewiß nie wieder erwischen! — Allerdings hatte es seine Richtigkeit, daß wir insgesammt aussahen wie Füchse in der Falle." —

„Es fehlte nicht viel, fuhr er fort, daß wir gespießt worden wären. Die Veranlassung hiezu war diese, daß der Sohn des Kaisers, in der Absicht unsern Bothschafter zu bewillkommen, mit seinem zahlreichen Gefolge in vollem Galopp auf uns loßzusprengen geruhte, und daß der Bothschafter, der eben nicht fest im Sattel saß, gerade in dem Augenblicke vom Pferde stürzte, als ihm die Ehre wiederfuhr, daß ihm ein Schuß den Bart versengte. Der Zorn unsers Bothschafters hätte unter diesen Verhältnissen alle mögliche Nachsicht verdienet; aber diese abscheulichen Muselmänner wollen sich nun ein für allemahl nicht die allergeringste Beleidigung von einem Christenhunde gefallen lassen. Ich weiß nicht, was aus der Sache geworden wäre, wenn sich nicht einer unserer Kameraden ins Mittel gelegt hätte. Diesem gelang es aber, dem Streite, welcher sich zwischen einem Pascha und dem Bothschafter erhoben hatte, mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit eine vortheilhafte Wendung zu

geben, und es dahin zu bringen, daß dem Bothschafter, zu nicht geringer Verwunderung der Zuschauer, vergönnt wurde, dem Sohne des Kaisers, als derselbe fortritt, zu folgen."

Ich verließ den Bailli Suffren mit dem festen Entschluße, zu Safie zu bleiben, und hier in meinen Beobachtungen fortzufahren. Dem zu Folge ließ ich die Gesandtschaft ihre weitere Marschroute, unter einer starken Bedeckung, nach Maroko fortsetzen. Am Tage ihrer Abreise, der eben ein Markttag war, fand sich, daß man nicht weniger als funfzig Pferde, für das Gefolge des Bothschafters, und einige Kameele zur Fortschaffung des Gepäcks, bedurfte. Man ließ daher auf der Stelle die nöthigen Befehle an die Polizeydiener ergehen, die sich im Hinterhalt legten, und die vorüberreitenden Mauren, die auf den Markt wollten, mit einer Geschicklichkeit aus dem Sattel hoben, die uns in Verwunderung setzte. Verschiedene dieser Leute wurden im Herabfallen verwundet; man bekümmerte sich aber nicht weiter um sie, sondern führte ihre Pferde zu dem Alkaide. Diese armen Menschen mußten zu Fuß hinter der Gesandtschaft hergehen, um für ihre Pferde und Kameele zu sorgen.

Maroko ist eine große Stadt, die auf einer schönen Ebene liegt, welche ringsum von fruchtbaren Provinzen umgeben ist, wo viel Getraide wächst. Diese Stadt wurde vom ersten Könige der Almoraviden erbauet, und liegt nur sechs Meilen vom Atlas, jenem in der älteren Geschichte so berühmten Berge, wo, nach der Erzählung des Diodor, der König von Mauritanien, Nahmens Atlas, seine Residenz hatte.

Die Poeten geben vor, dieser Fürst sey ein Sohn des Neptun gewesen; denn er war der erste, der eine Flotte auslaufen ließ. Sie betrachten ihn hiernächst als den Erfinder der Sternseherkunst und Schiffahrt,

und dieses mag wohl Veranlassung zu der fabelhaften Erzählung gegeben haben, als wenn er die Welt auf seinen Schultern trüge.

Die neueren Reisenden nehmen auf diesem berühmten Berge nichts mehr von den Wunderdingen der älteren Zeit wahr, die ihn zu einem der anmuthigsten Wohnplätze machte, die man nur irgendwo antrifft. Vergebens würde man sich hier und in dem ganzen Umkreise nach einem Orte umsehen, der nur die mindeste Aehnlichkeit mit den Zaubergärten der Hesperiden hätte, wovon Hesiod in seinen Gedichten so viel Wesens macht, und die, nach dem Plinius, nicht von einem Drachen bewacht werden, der nur in der Fabel existiret, sondern von einem Seearm geschützt sind, der in der Nähe einer Stadt vorhanden seyn soll, welche die alten Erdbeschreiber Linx nannten. Diese Stadt führt heut zu Tage den Nahmen Larrasche. Sie ist das Lixa des Ptolomeus, oder das Lixos des Plinius, wo Herkules, der Mythologie zu Folge, den Riesen Antheus erdrückte. Man sagt, Sertorius habe das Grab dieses Riesen öffnen lassen, und es seyen darin Knochen von ausserordentlicher Größe gefunden worden.

Dem sey wie ihm wolle; gewiß ist, daß eine Menge Franzosen im Jahre 1766 zu Larrasche ihr Grab fanden. Unsere Flotte erlitt damahls einen großen Verlust, als sie die Absicht hatte, einige den Barbaren zugehörige Raubschiffe, welche die Küsten des atlantischen Meeres verheeret hatten, in Brand zu stecken. Die Mauren hatten bey dieser Gelegenheit einige Gefangene gemacht, die man, wenn es auch noch so viel kosten sollte, zu ranzioniren suchte. Dieß war der eigentliche Zweck unserer Gesandtschaft, und wenn derselbe glücklich erreicht wurde, so hatte man es bloß dem Umstande zu danken, daß man große Aufopferungen machte, und kein Geld schonte.

Digitized by Google

Die Kaiser von Maroko führen heut zu Tage den Titel als Großscherif, oder erster Nachfolger Muhameds, von welchem sie durch die Verehlichung des Ali mit der Fatime abstammen wollen. Zur Zeit unsers dasigen Aufenthalts regierte Muley Aly Ben Abdalla. Dieser Prinz, der nicht so grausam, aber viel geiziger als seine Vorfahren war, nahm unsern Bothschafter und unsere Geschenke sehr gleichgültig auf. Er war ein Liebhaber der Astronomie, oder vielmehr der Astrologie, und der Uhrmacherkunst. Die einzigen Geschenke, welche ihm Vergnügen zu machen schienen, waren kostbare Uhren und Penduluhren.

Dieser Prinz hatte zum öftern einen Uhrmacher einladen lassen, in sein Serail zu kommen, und da derselbe sah, daß Muley Abdalla an seiner Kunst Geschmack fand, so hatte er sich zu Cadix die Erlaubniß erbeten, mit der Gesandtschaft nach Maroko zu reisen. Dieser Künstler ward aber sehr in seiner Erwartung getäuscht; denn seine Spekulation gewährte ihm nicht nur keinen Vortheil, sondern gereichte ihm noch über dieß zu großer Beschwerde. Jede Bothschaft, die er vom Kaiser erhielt, kam ihm sehr theuer zu stehen, und nützte ihm weiter zu nichts, als daß er im Serail gut aufgenommen wurde. Es ist herkömmlich, ja man ist so zu sagen gezwungen, einem Jeden, der uns von Seiten des Kaisers eine Nachricht überbringt, ein Geschenk zu machen, und dieses Geschenk muß mit dem Range des Ueberbringers im Verhältnisse stehen. Unser Uhrmacher sah daher seine Börse in kurzer Zeit durch dergleichen Bothschaften erschöpft, und er bekam für alle seine Mühe weiter nichts als ein Schwein, welches die Mauren für ein unreines Thier halten und verabscheuen.

In diesem auf die abscheulichste Art despotisirten Staate gelangt selten ein neuer Regent auf den Thron,

ohne daß diese Regierungsveränderung mit allen Schrecknissen eines bürgerlichen Kriegs verbunden ist. In der Türkey läßt der Sultan seine Brüder erdrosseln; in Persien läßt ihnen der Sophi die Augen ausstechen; in Indien läßt sie der Mogul zu Narren machen; und in Maroko ist die blutigste Anarchie das Mittel, wodurch man zu dem unumschränktesten Despotismus gelangt. Armes Menschengeschlecht! Wie traurig, wie beklagenswerth ist nicht dein Loos, in allen jenen Ländern, die unter dem Joche der Knechtschaft schmachten! Alles was der Regierung des verblendeten Despoten unterworfen ist, welkt dahin und verdorrt; die Canäle der Industrie versiegen, und jedes Talent, jede Tugend, wird im Keim erstickt. Unter einer solchen Regierungsverfassung kann die Erziehung keinen anderen Zweck haben, als das Schrecken zum Grundsatz, und die Sclaverey zur Gewohnheit zu machen. Die Gelehrsamkeit ist hier nie ohne Gefahr, und der Wetteifer zieht oft die traurigsten Folgen nach sich. Die, denen die Wohlfahrt der Menschen am Herzen liegt; die, welche die Masse gemeinnütziger Kenntnisse zu vermehren suchen, die dazu beytragen können, die Völker der Erde glücklich zu machen, würden weit lieber auf dem Vesuv und Aetna zu wohnen wünschen, als auf den fruchtbaren und reizenden Gefilden von Mauritanien. Was für einen traurigen erbarmenswerthen Anblick stellt nicht ein grosses Volk dar, dem es vermöge seiner Constitution durchaus an Industrie mangelt!

Wenn die Wilden in Louisiana, sagt Montesquiu, gern Obst essen wollen, so hauen sie den Baum um, und nehmen das Obst ab. Dieß ist, in wenigen Worten, eine treue Darstellung der despotischen Regierungsverfassung; und so ist insbesondere die Verfassung von Maroko beschaffen.

Ein Jude, der Lieblingsagent des Muley Abdalla, erzählte mir, er habe einst auf Befehl des Kaisers einem englischen Kaufmann zwanzig Ohrfeigen geben sollen, weil derselbe in einiger Entfernung, ohne den Kaiser wahrgenommen zu haben, bey ihm vorüber geritten war, und zufälliger Weise unterlassen hatte, den Hut abzuthun. Der Jude war über diesen mißlichen Auftrag äußerst bestürzt; denn es betraf einen Mann, der ihn nur erst vor wenig Tagen ansehnlich beschenkt hatte, damit er ihm Erlaubniß auswirken sollte, sich zu Mogador zu etabliren, und daselbst Handel zu treiben. Er faßte daher den Kaiser scharf ins Auge, und da er aus seinen ruhigen Gesichtszügen schloß, daß derselbe nicht aufgebracht sey, so warf er sich nach Landesbrauch vor ihm nieder, und suchte, als er wieder aufgestanden war, ihm vorzustellen, daß diese Handhabung der Gerechtigkeit den Geldeinkünften des Kaisers zum größten Nachtheile gereichen könne, weil die Engländer in seinen Staaten einen sehr ausgebreiteten Handel trieben. Ueber diese demüthige Vorstellung ward aber der Kaiser, wiewohl sie einen Gegenstand betraf, der ihm mehr als alles Andere am Herzen lag, und ganz darauf berechnet war, ihn auf der schwachen Seite zu fassen, so sehr entrüstet, daß er auf der Stelle Befehl gab, seinen Liebling ins Gefängniß zu werfen. Auch nahm er ihn nicht eher wieder zu Gnaden an, als bis er ihn alles dessen beraubt hatte, was ihm von den europäischen Kaufleuten, welche die Gewinnsucht in dieses barbarische Land lockt, geschenkt worden war. Heißt dieses nicht den Baum an der Wurzel abhauen, um die Frucht zu bekommen?

Dieser Jude gestand mir, daß ihn seine Ranzionirung über fünfzigtausend Thaler gekostet habe. Er besaß aber auch eine Geldgierde, die alle Begriffe

übersteigt. Man mußte so zu sagen, jedes Wort mit Gold aufwägen, das er mit dem Bothschafter im Nahmen des Kaisers zu sprechen hatte, vor welchem er nie erscheinen darf, ohne vor ihm niederzufallen und auf alles antworten: Nama Sidy, der Herr hat die Wahrheit gesagt.

Ausser unserem Bothschafter befand sich zugleich auch ein spanischer am Hofe des Kaisers, den er mit ausgezeichneter Achtung behandelte. Es war der berühmte Don Georg Juan (d'Ulloa), der einst mit Bouguer und La Condamine die Höhe des Aequators gemessen hatte.

Dieser angesehene Gelehrte maß die Länge und die Breite, unter welcher Maroko liegt. Er war so gefällig, sich mit mir in einen für die Wissenschaften sehr nützlichen Briefwechsel einzulassen, den ich nachher dem Seeminister Praslin zugestellt habe. Leider ist derselbe in einem seiner Bureaux abhanden gekommen, und dieser Verlust schmerzt mich um so mehr, da ich hier bloß die Länge und Breite von Safie angeben kann, die nach der Pariser Sternwarte unter dem 32° 20′ 10″ nördlicher Breite und unter dem 11 Gr. westlicher Länge liegt. Diese Länge ist desto genauer bestimmt, da sie nach den Verfinsterungen der Jupiterstrabanten, und nach den Bedeckungen der Sterne vom Monde, berechnet wurde, die man zu eben der Zeit auf der Pariser Sternwarte beobachtet hat.

Es ist nun hohe Zeit, daß ich aufhöre meinen Lesern von einem Lande zu erzählen, das nicht das mindeste enthält, was sie interessiren könnte. Ueber dieß können diejenigen, welche sich mit diesem Reiche bekannt machen wollen, das Werk des Consul Chenier hierüber zu Rathe ziehen. Dieser in jedem Betracht achtungswürdige Mann, wird ihnen alle jene

Digitized by Google

Aufschlüsse mittheilen, die das Resultat seines vieljährigen Aufenthalts in einem Lande sind, das er mehrmahls in seinem ganzen Umfange durchreiset hat. Der Bothschafter Breugnon hat mir zwar die sämmtlichen Gesandtschaftsacten zukommen lassen; ich habe aber nichts darin gefunden, das der öffentlichen Bekanntmachung werth ist. Wem kann wohl daran gelegen seyn, die mannichfaltigen Kniffe und Ränke kennen zu lernen, deren sich die dasigen Einwohner in der Absicht bedienen, die Europäer zu quälen und um das Ihrige zu bringen? Laßt uns vielmehr den Staub von unseren Füßen schütteln, und diesem berüchtigten Garten der Hesperiden auf immer entfliehen. Er wird nicht von Drachen, sondern von Tigern bewacht. Es ist keineswegs wie Plinius sagt, ein Meerarm wodurch man verhindert wird, sich demselben zu nähern, sondern es ist eine mit dem Schaum der Meereswogen bedeckte Sandbank, die ihn umgibt, und den Europäern das Anlanden erschweret. Laßt uns eilen, Freunde der Freyheit, laßt uns eilen, daß wir aus diesem unwirthbaren Lande kommen! Laßt uns, so schnell wie möglich, die von dem Tyrannen erhaltene Erlaubniß benutzen, in unsere Heimath zurückzukehren! Laßt uns zum letztenmahl die zerbrechlichen Fahrzeuge dieser Sclaven besteigen, und muthig über jenen mächtigen Damm hinüberschiffen, womit Neptun, nach der Sage der Vorzeit, seine Staaten umgab! Fünfzig Tage, die wir in Sclaverey verlebten, sind uns eben so lang vorgekommen, als so viele Jahrhunderte.

Sobald sich der Bothschafter wieder an Bord seines Schiffs begeben hatte, verließen wir die Rhede bey Safie, um nach Salee, einer uralten Stadt zu segeln, die zwar im Königreiche Fez liegt, aber unter der Bothmäßigkeit des Kaisers von Maroko steht.

Digitized by Google

Jetzt kreuzten wir lange bey dem Thurme Hassans, bis die beyden französischen Fahrzeuge, welche die Corsaren von Salee aufgebracht hatten, die Erlaubniß erhielten, den Hafen zu verlassen; dann schifften wir ohne weiteren Aufenthalt nach der Rhede von Brest, wo wir am ein und zwanzigsten Julius vor Anker gingen. Hier mußten wir einige Tage Quarantaine halten, und wir erhielten nicht eher Erlaubniß ans Land zu gehen, als bis man sich überzeugt hatte, daß sich auf unserem Schiffe nicht die mindeste Spur einer ansteckenden Krankheit geäussert habe. Arabische Pferde, Schafe aus der Tartarey, türkische Teppiche, einige maurische Kleidungsstücke, vortrefflichen Honig, und Saffianleder, hierin* bestanden so ungefähr die Handelswaaren, welche wir aus Maroko mitbrachten.

Noch muß ich des Umstandes erwähnen, daß wir auf unserm Schiffe einen Distillierkolben hatten, um das Seewasser, nach der Verfahrungsart des Doktors Poissonnier trinkbar zu machen. Dieses distillirte Wasser war zwar der Gesundheit nicht nachtheilig, hatte aber einen etwas brändlichten Geschmack, der sich nicht leicht verlor, und denen, die sonst gern davon getrunken hätten, zuwider war. Nach und nach würde man ihn wahrscheinlich gewohnt worden seyn, wenn wir nicht ganz vortreffliches Wasser an Bord gehabt hätten. Uebrigens wurden diese Versuche deßwegen nicht fortgesetzt, weil man sich vor Feuersgefahr fürchtete. Hätte man zu dieser Distillation Steinkohlen genommen, so wäre unser Besaansegel gewiß nicht in Brand gerathen. Seit diesem Vorfalle legte man den Distillierkolben auseinander und machte nie wieder Gebrauch davon.

Digitized by Google

II.

Rochon's erste Reise nach Ostindien.

Zu Anfang des Jahres 1768 ertheilte mir die Regierung den wichtigen Auftrag, die Inseln und Klippen zu untersuchen, die zwischen der Küste von Indien und den beyden Inseln Isle de France und de la Reunion (Bourbon) mitten inne liegen.

Ich schiffte mich zu l'Orient auf dem Flutschiffe die Normande ein, worüber ein sehr erfahrner Officier, Capitän Tromelin, der mein Anverwandter und Freund war, das Commando führte.

Die Normande segelte den 19ten März 1768 mit einem Nordostwinde von der Rhede von l'Orient ab, und den 29sten desselben Monathes kamen wir zu Cadix an. Auf dieser kurzen Fahrt ereignete sich nichts, das Erwähnung verdienet; nur hat man sich, wenn man um das Vorgebirge Finisterre herumfährt, vor einer Untiefe in Acht zu nehmen, die auf den Seecharten nicht angegeben ist, und zuerst vom Capitän Vauquelin wahrgenommen wurde, dessen Flutschiff, die Garonne genannt, an dieser Bank ein wenig anstieß.

Den 12ten April verließen wir Cadix, und den 18ten bekamen wir die Kanarischen Inseln zu Gesicht. Wir richteten unsern Lauf nach der Insel Teneriffa. Die Winde kamen aus Nordosten und Ost-Nord-Osten. So bald wir uns unter dem Winde der Insel befanden, konnten wir die Spitze des Pik von Teneriffa, der wegen seiner Höhe und Gestalt so merkwürdig ist, sehr deutlich wahrnehmen. Wir fanden, daß die Magnetnadel gegen Westen hin sechzehn Grad abwich, als der Pik südostwärts sechs Grad gegen Osten in einer Entfernung von viertehalb Seemeilen von uns lag.

Daprès in seinem Buche über die Schiffahrt von Frankreich nach Ostindien, schreibt den Seefahrern ausdrücklich vor, die Höhe der Insel Madera zu halten. Er setzt hinzu, es sey zwar nicht unumgänglich nöthig, daß man diese eben genannte Insel auf dieser Fahrt zu Gesicht bekomme, doch thue man wohl, sich entweder nach ihr oder Porto Santo zu richten. Ich kann aber der Meinung dieses berühmten Hydrographen nicht beystimmen, sondern bin vielmehr der Meinung, es sey besser, wenn man gerade nach den Kanarischen Inseln steuere, die von Osten nach Westen zu, einen viel größeren Raum einnehmen. Bey diesen Inseln ist man bey weitem keiner so großen Gefahr ausgesetzt, als bey Madera und Porto Santo.

Von den Kanarischen Inseln richteten wir unsern Lauf nach den Inseln des grünen Vorgebirges. Die Rhede Praya auf der Insel Sanct Jago, ist gegen die Winde gedeckt. Man bekommt hier Gemüse, Obst, Geflügel, Schafe und Ochsen; das Brennholz aber ist selten und theuer. Wasser erhält man aus einem Brunnen, der unweit dem Fort liegt, und sehr ergiebig ist. Das Wasser aus diesem Brunnen ist zwar nicht selenitisch, doch thut man am besten, wenn man

nur dringender Bedürfnisse wegen hier anlegt, weil das Klima sehr ungesund ist *) Ueber dieß hat das Landen an diesen Inseln zuweilen seine Schwierigkeiten; denn sie sind fast immer in Nebel verhüllt, und so bald man diesen wahrnimmt, ist es ein sicheres Kennzeichen, daß man sich in ihrer Nähe befindet. Unser Capitän hielt es daher für rathsamer seine Fahrt fortzusetzen, als zu landen.

Um von den grünen Vorgebirgsinseln nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu segeln, sollte man eigentlich, wie die Charte zeigt, nach Südosten ein Viertel südwärts fahren, und sodann unter dem zwölften Grad der Länge die Linie passiren. Allein das sicherste Mittel, vermöge dessen man sich aus den Gewässern in der Nähe der Linie, vor welchen sich die Seefahrer wegen der langwierigen Windstillen ausserordentlich fürchten, entfernen kann, ist dieß, daß man die Abwechslung der Winde benutzt und immer weiter südwärts hinanschifft, ohne die Linie auf diesem oder jenem schon in voraus bestimmten Puncte passiren zu wollen. Auf diese Art gelang es uns, sie in sehr kurzer Zeit unter dem fünf und zwanzigsten Grade der Länge zu durchschneiden. Zu gleicher Zeit machten wir die Bemerkung, daß die Magnetnadel sieben Grad nach Westen zu abwich.

Die Passatwinde sind anhaltende Winde, die beständig zwischen den Wendezirkeln wehen. D'Alembert, in seiner vortrefflichen Abhandlung über die Winde, beweiset, daß die Attractionen der Sonne und des Mondes die Entstehung dieser Winde veranlassen.

*) M. s. die Beschreibung dieser Insel im XI. B. der Allgem. Geogr. Ephem. S. 675. f.

Von den grünen Vorgebirgsinseln bis dahin, wo wir die Bank des Equilles sondirten, hatten wir eine stille und ruhige Fahrt; doch hatten uns die Seeströme stark gegen die Küste von Brasilien getrieben, wie wir daraus ersahen, daß den dritten Junius die durch Schätzung bestimmte Länge von den beobachteten um 6 Gr. 11 Min. verschieden war.

Ob wir gleich zu einer Zeit, wo man öfteren Windstössen ausgesetzt ist, das Vorgebirge der guten Hoffnung umschifft hatten, und durch den Canal von Mozambique gefahren waren, so ging dennoch unsere Fahrt bis nach Isle de France ohne die mindeste Gefahr von statten. Den fünfzehnten Julius, um 11 Uhr Vormittags, entdeckten wir die Insel Rodriguez, wo wir zu Lande die Bemerkung machten, daß die Magnetnadel um 10 Gr. 56 Min. variirte.

Nach Pingrés Beobachtungen liegt die Insel Rodriguez unter dem 10° 40′ der Breite, und unter dem 60° 52′ der Länge. Auf dieser kleinen Insel beobachtete dieser geschickte Astronom im Jahre 1761 den Durchgang der Venus durch die Sonne. Sie ist von Osten nach Westen ungefähr sechs Meilen lang, und ihre größte Breite von Norden nach Süden beträgt zwey und eine halbe Meile. Am 23. Julius ließen wir in dem Hafen auf der Nordwestseite von Isle de France die Anker fallen. Dieser Hafen ist das Arsenal unserer Kriegsschiffe und das Entrepot unserer Kauffahrer, die nach Ostindien segeln.

Die beyden Inseln, Isle de France und de la Reunion wurden von den Portugiesen entdeckt. Sie nannten die erstere Mascarenhas, und die letztere Cerne. Die Insel de la Reunion hat keinen Hafen für große Schiffe; sie liegt unter dem Winde von Isle de France. Sie mag ungefähr fünfzig Meilen im Umfange haben, ist beynahe ganz rund, und die auf derfel-

Digitized by Google

den befindlichen Berge haben eine beträchtliche Höhe. Der Gipfel des Berges les trois Salasses soll sechszehn hundert Toisen höher seyn, als die Meeresfläche. Dieser Berggipfel ist nicht weit vom Mittelpuncte der Insel entfernt. Der Hauptort auf dieser Insel heißt Saint-Denis. In dieser Stadt haben die Administratoren der Colonie ihren Sitz. Nach der astronomischen Berechnung des la Caille liegt das Administrationshaus unter 20 Gr. 51 Min. südlicher Breite und unter dem 53 Gr. 10 Min. der Länge ostwärts des Meridians der Pariser Sternwarte.

Die Schwierigkeit zu Saint-Denis zu landen, hat die Erfindung einer Brücke veranlasset, deren Fallklappe über die See vorspringt, und die so hoch ist, daß selbst die größten Wellen nicht hinanreichen können. Am äussersten Ende der Brücke ist eine Strickleiter befestiget, und die Schaluppen legen unterhalb der Brücke auf eine solche Art an, daß diejenigen, welche sich ausschiffen wollen, die Strickleiter in eben dem Nu ergreifen können, wo die Meereswellen den stärksten Grad ihrer Höhe erreichen. Das Schwanken der Leiter, und die Stösse, welche sie von der flutenden See auszuhalten hat, machen diese Art des Aussteigens freylich sehr unangenehm, indeß kann ich aus eigener Erfahrung versichern, daß es sehr schnell von statten gehet. Es kommt nur auf ein wenig Entschlossenheit an; doch muß ich gestehen, daß das Einsteigen schwieriger ist, als das Aussteigen. Uebrigens würde es ohne dieses Communicationsmittel oftmahls nicht möglich seyn, ans Land zu gelangen, weil sich die See am Strande mit ausserordentlicher Heftigkeit bricht.

Der Vulcan auf der Insel de la Reunion, dessen Ausbrüche nicht selten sind, hat der Insel, seitdem sie bewohnt ist, nie Schaden zugefüget. Die Co-

Digitized by Google

loniſten ſind ſo klug geweſen, ſich in weiter Entfernung vom Rande dieſes Schlundes nieder zu laſſen, und zwar um ſo mehr, da man ſich demſelben, nach der Beſchreibung zu urtheilen, die der gelehrte Commerſon davon entworfen hat, nicht ohne Gefahr nähern darf. Der Intendant Cremont *) ſparte weder Mühe noch Koſten, um dieſen geſchickten Naturforſcher in Stand zu ſetzen, dem Krater dieſes Vulcans möglichſt nahe zu kommen, und deſſen Producte zu unterſuchen. Er that mehr, denn er begleitete ihn, und erwarb ſich durch dieſen rühmlichen Eifer gerechte Anſprüche auf die Erkenntlichkeit aller derjenigen, die ſich mit den Wiſſenſchaften beſchäftigen.

Rings um den Berg her iſt der Boden auf eine fürchterliche Art unfruchtbar. Die ganze Gegend, auf ſechs Meilen im Umkreiſe, iſt überall verbrannt und öde. Die auf einander gehäufte Aſche, Lava, Schlacken und Bimsſteine, dann die vielen Riſſe, Spalten und Abgründe machen den Zugang ſehr gefahrvoll und mühſam. Man muß einen günſtigen Zeitpunct abwarten, einen Tag, an welchem kein Wölkchen am Himmel iſt, wenn man die Mündung dieſes Feuerſchlundes in Augenſchein nehmen will. Ein klein wenig Regen iſt hinreichend eine Eruption zu verurſachen; und wer es wagte, ſich demſelben an einem bedenklichen

*) Von dieſem Cremont haben wir den Bericht von einer Reiſe, die er im J. 1768 auf dieſen Vulcan gethan hat; dieſer intereſſante Bericht iſt, wie es ſcheint, gar nicht bekannt geworden. Das Original ſteht in Freron's Année littéraire, 1772, und eine deutſche Ueberſetzung in Ehrmann's Unterhaltungen für Freunde der Länder- und Völkerkunde, I. Bdchen S. 1. u. f. A. d. H.

Tage zu nähern, der könnte diese Unvorsichtigkeit leicht mit dem Leben bezahlen. Schon der Weg, welcher zu diesem Schlunde führet, zeigt von seinen Verwüstungen; denn er führet ununterbrochen über große Haufen Eisenschlacken und halbverglaseter Massen. Commerson ließ sich von keiner dieser Gefahren abschrecken; es schien, als habe er sich vorgenommen, den Plinius nachzuahmen, der bey einer Beobachtung des Vesuvs ums Leben kam. Seine Imagination war so sehr erhitzt, daß er nicht einmahl den Fall des Intendanten Cremont bemerkte, der von einer jener gählingen Erschütterung über den Haufen geworfen wurde, die Jeder zu fürchten hat, der diesem gefährlichen Krater zu nahe kommt. Unfehlbar würde dieser Administrator als ein Opfer seiner Wißbegier ums Leben gekommen seyn, wenn ihm nicht einige edelmüthige Neger mit Gefahr ihres eigenen Lebens zu Hülfe geeilt wären. Es kostete ihnen nicht wenig Mühe, ihn von den Abgründen wegzubringen, von welchen er umgeben war. Commerson dachte mittlerweile in seinem Enthusiasmus weiter an nichts, als an die Ehre, der Mündung des Kraters viel näher gekommen zu seyn, als irgend ein anderer von seinen Reisegefährten. Er bemerkte nicht einmahl, daß man ihn verlassen hatte, um dem hülfsbedürftigen Manne beyzuspringen, der ihm bey seinen Untersuchungen Gesellschaft leistete.

Einen Berg zu besteigen, der Feuer auswirft, ist allerdings interessant, in so fern es darauf ankommt, die Beschaffenheit vulcanischer Producte zu untersuchen; wenn man aber den Anblick dieses majestätischen Schauspiels ganz genießen will, so muß man es bey Nachtzeit zur See betrachten; denn es verhält sich mit den feuerspeyenden Bergen auf eben die Art, wie mit großen Feuersbrünsten, die in einer

gewissen Entfernung einen viel stärkeren Eindruck machen. Ich muß gestehen, daß mich dieses Schauspiel in den zwey Nächten, während welcher ich diesen Vulcan vor Augen hatte, in Erstaunen setzte. Ich halte dafür, daß diejenigen, welche dergleichen Feuerschlünde ohne Gefahr untersuchen wollen, dieselben nach Art der Vögel, von oben herab betrachten müssen, und ich sollte denken, mit Beyhülfe eines Luftballons und vermittelst eines Fernrohrs, müßte es ihnen leicht werden, alle Wirkungen derselben betrachten zu können. Die Untersuchung dieser unterirdischen Feuer, noch mehr aber die Wirkung ihrer Producte, kann allen Reisenden, die sich um die Naturgeschichte verdient machen wollen, nicht genugsam anempfohlen werden.

Die vulcanischen Producte sind von mancherley Art. Nach einer Eruption des feuerspeyenden Berges auf der Insel de la Reunion fand man in weiter Entfernung von der Mündung des Kraters außerordentlich zarte Glasfäden, die vollkommen wie Haare aussahen. Diese Art von Lava kömmt selten vor.

Die Entstehung der Colonie auf Isle de France und der Insel de la Reunion, steht mit den ersten Niederlassungen der Franzosen auf der Insel Madagaskar im Zusammenhange. Wenn Madagaskar und diese Inseln nicht so nahe bey einander lägen, so würde es sich schwerlich erklären lassen, wie man auf den Einfall kommen konnte, auf diesen Inseln Colonien anzulegen; denn sie sind auf der Charte des indischen Meeres kaum wahrzunehmen.

Es ist bekannt, daß mehrere Franzosen, die des ungesunden Aufenthalts auf der Insel Madagaskar überdrüssig waren, den Entschluß faßten, die große Insel zu verlassen, um auf der kleinen Insel de la Reunion, wo die Luft überaus gesund ist, sich anzu-

Digitized by Google

siedeln. Es war zu Ende des Jahres 1664, als sie dieses Vorhaben zur Ausführung brachten. Sie gebrauchten die kluge Vorsicht, Schafe, Kühe und einen jungen Stier auf die Insel zu schaffen. Das Land war damahls weder bewohnt noch angebauet; an der Seeküste gab es aber eine Menge Fische, und auf der Insel wimmelte es von außerordentlich großen Schildkröten. In der ersten Zeit ihres Aufenthaltes nährten sich die Colonisten bloß von Fischen, Schildkröten, Reiß, Kartoffeln und Ignames; den Genuß der Fleischspeisen versagten sie sich, weil ihnen äußerst viel daran gelegen seyn mußte, ihre kleine Viehheerde am Leben zu erhalten.

So bald es die Witterung gestattete, pflanzte man Zuckerrohr und säete Getraide. Die ersten Aerndten fielen über alle Erwartung gut aus, und in kurzer Zeit war nicht im mindesten mehr daran zu zweifeln, daß das Vorhaben dieser kleinen Colonie glücklich von statten gehen werde. Heutiges Tages wird der Landbau in einer Höhe von neunzehn hundert Toisen getrieben. Eine Niederlassung, die zu Lanux gehöret, wo ich Gelegenheit hatte, die Fruchtbarkeit des Bodens zu bewundern, wird ziemlich in dieser Höhe liegen. Der Eigenthümer dieser Niederlassung besaß sehr ausgebreitete Kenntnisse in Betreff des Ackerbaues, der Physik, und sogar der Astronomie. Er gab mir einen Aufsatz, worin verschiedene Beobachtungen enthalten sind, die er mit bloßen Augen anstellte, und woraus sich ergibt, wie vortheilhaft es für den Beobachter ist, wenn er sich in einer Gegend befindet, die eine hohe Lage hat.

Die Sitten der alten Einwohner auf der Insel de la Reunion waren sehr einfach, und das sind sie auch jetzt noch; besonders in jenen Niederlassungen, die in den höheren Gegenden und in einiger Entfernung

von den Städten Saint-Denis und Saint-Paul liegen. Die meisten Einwohner verschließen nicht einmahl ihre Häuser; sie gehen barfuß, kleiden sich in blaue Leinwand, und nähren sich bloß von Kartoffeln, Reiß, Kaffee und Flangourin, einer Art von gegohrnem Getränke, das aus dem Safte des Zuckerrohrs zubereitet wird. Die Lebensart der Patriarchen hat kein treueres Gemählde jener wahren Glückseligkeit aufzuweisen, die dem Menschen nie entgeht, wenn er sich dem Stande der Natur nähert, und seine Tage in einer fruchtbaren Gegend, die unter heiterem Himmel liegt, in Arbeit und Unschuld verlebt.

Noch immer erinnere ich mich mit dem lebhaftesten Vergnügen eines ehemahligen Capitäns bey der Kavallerie, Nahmens Roburint, der eine Niederlassung in der Gegend von Lanux besaß, und sich als Passagier am Bord unseres Schiffes befand. Als er ans Land stieg, zog er sogleich Schuhe und Strümpfe aus, schenkte sie einem Matrosen; dann zog er eine kurze Jacke von Leinwand nebst dergleichen Beinkleidern an, und schenkte seine Uniform und seine ganze Garderobe dem Schiffsvolke. So gekleidet führte er mich nach seiner Niederlassung. Seinem Verlangen gemäß mußte ich mich auf ein kleines Pferd setzen, welches Berge hinankletterte, die überall von Abgründen umgeben waren, und zwar auf Fußsteigen, wo ich bey dem geringsten Fehltritt in Tiefen hinabgestürzt wäre, die ich nicht zu beschreiben wage. Je leichter seine Bewegungen von statten gingen, desto unbehülflicher waren die meinigen. Ich lehnte meinen Kopf auf den des Pferdes, und klammerte mich mit beyden Händen an seinem Hals an. Der Weg war so jähe, daß das Pferd nicht etwa fortschritt, sondern wie eine kleine Ziege von einer Stelle zur andern sprang. Nachdem ich einen Weg von drey Stun-

Digitized by Google

den zurückgelegt hatte, kam ich in jener Niederlassung an, und verlebte daselbst einige glückliche Tage, ohne daß mir meine sonderbare Positur unterwegs gestattet hatte, über die Gefahren, von welchen ich umgeben war, im mindesten nachzudenken.

Kommt, Freunde des Landlebens, laßt uns diese zwar einsame aber anmuthige Gegend in Augenschein nehmen! Ihr athmet hier eine reine gesunde Luft; Bäume, von allerley Wuchs, die so alt wie die Welt sind, schützen auch hier vor der brennenden Sonnenhitze, die unter dem heißen Erdgürtel herrscht; mannichfaltige euch unbekannte Producte, erhöhen den Wonnegenuß, den euch der imposante Anblick des unübersehbaren Meeres gewährt, von welchem ihr euch überall umgeben sehet, und die himmelhohen Gebirge, die sich in der Nähe eurer Wohnung emporthürmen. Von diesen Bergen, deren Gipfel sich in den Wolken verlieren, blicket ihr auf die Region der Wolken herab, wo Donner und Blitz entstehen; die größten Schiffe werden euch von hieraus so klein vorkommen, daß ihr sie fast nicht bemerken könnet, und während der heftigsten Stürme werdet ihr kaum wahrnehmen, daß sich die See bewegt. Fürchtet nicht, daß ihr in dieser entlegenen einsamen Gegend das mindeste entbehren müsset; im Gegentheile werdet ihr hier alle Süssigkeiten des Lebens in ungestörter Ruhe genießen. Eine auserlesene Bibliothek wird euerm Geiste alle Befriedigung gewähren, die er sich nur wünschen kann; und wenn euch meine Feder das Vergnügen, welches ich selbst in dieser Bibliothek genossen habe, nicht zu schildern vermag, so rührt dieses bloß daher, daß ich mich von Jugend auf mit abstracten Wissenschaften beschäftigte, so daß es mir leichter wird, nach der Natur zu zeichnen, als zu mahlen.

Digitized by Google

Der Gouverneur Belcombe erzählte mir einst, daß ein junger achtzehnjähriger Kreole, gleich schön an Körper und Geist, als man den Nahmen seines Vaters von ihm zu wissen begehrte, geantwortet habe: Ich nenne ihn jederzeit Vater und er nennet mich seinen Sohn. Diese Kreolen bewohnen eine wahrhaft paradiesische Gegend. Ueberaus schmackhafte Kartoffeln, Kaffee ohne Zucker, und Flangourin, den ich dem besten Aepfelwein in der Normandie vorziehen würde; ein Huhn mit Reiß und ein Carie, welches sie stark mit langem Pfeffer und Saffran würzen. Dieß sind die Gerichte und das Getränk, woran sie das meiste Behagen finden. Mangos, Bananen oder Adamsfeigen, grüne Melonen, Wassermelonen, und mehrere andere Obstarten sind fast in allen ihren Niederlassungen in Menge vorhanden. Eis gab man mir aber sonst nirgends, als in der Niederlassung des Roburint, und dieser mußte es mit schweren Kosten vom Gebirge der trois Salasses herbeyholen lassen.

Als die Bewohner der Insel de la Reunion vermittelst eines gut eingerichteten Ackerbaues, dieser so ergiebigen Quelle des Reichthums, hinlänglich für ihren Unterhalt gesorgt hatten, waren sie der Meinung, daß der Kaffee allem Vermuthen nach dazu dienen könne, zwischen Europa und ihrer Insel einen einträglichen Handel zu eröffnen. Sie ließen sich daher im Jahre 1718 von Mokka und Aden junge Kaffeebäume kommen. Diese Speculation der Colonisten hatte den gewünschten Erfolg; jene Bäumchen gediehen, und gewährten binnen wenig Jahren ein reiches Einkommen. Jetzt cultivirten sie auch die Baumwolle, und von nun an wurde die Insel de la Reunion für Frankreich eine Colonie, von welcher es, ohne viel darauf wenden zu müssen, überaus großen Nutzen hatte.

Digitized by Google

Während der Zeit, als die kleine französische Colonie auf der Insel de la Reunion immer mehr in Aufnahme kam, gerieth die holländische, welche sich auf der Insel Cerne niedergelassen hatte, die man in der Folge Isle de France nannte, täglich mehr in Verfall. Ich weiß nicht, was die Holländer bewogen hatte, sich auf dieser Insel, welche sie die Mauritiusinsel nannten, zu etabliren; nur so viel weiß ich, daß sie sich sehr über die Verwüstungen beklagten, welche die Heuschrecken und Ratten daselbst anrichteten. Im Jahre 1712 faßten sie den Entschluß, das Etablissement, welches sie auf Isle de France angelegt hatten, ganz aufzugeben, und sich auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung niederzulassen. Man kann sich leicht vorstellen, daß sie ihre guten Gründe hatten, dieser kleinen Insel ein großes Continent vorzuziehen.

So bald die Bewohner der Insel de la Reunion in Erfahrung brachten, daß die Holländer abgereiset waren, säumten sie keinen Augenblick, die Orte, wo dieselben ihre Niederlassungen gehabt hatten, in Besitz zu nehmen. Auf Isle de France, die von der Insel de la Reunion nur vier und dreyßig Seemeilen entfernt ist, sind zwey gute Hafen. Man genießt daselbst eine reine gesunde Luft. Zwar ist diese Insel nicht so fruchtbar und von keinem so großen Umfange wie die vorgenannte; diese Mängel aber werden dadurch ersetzt, daß ihre Hafen von guter Beschaffenheit sind, daß sie weiter gegen Osten liegt, und vermöge dieser Lage Vortheile für die Sicherheit der Schiffahrt gewährt, die man auf keinen Fall aus der Acht lassen darf. Noch muß ich anmerken, daß die Abweichung der Magnetnadel in diesen Gewässern ziemlich bestimmt anzeigt, ob man sich in Osten oder Westen befindet.

Von der Insel de la Reunion begab ich mich nach Madagaskar, in der Absicht, diese wegen ihres Um-

fanges und ihrer Fruchtbarkeit berühmte Insel genau kennen zu lernen. Ich landete zu Foule-Pointe, und nachdem ich die Insel Nossi Ibrahim in Augenschein genommen hatte, verfügte ich mich unweit Bigorne in die Bay von Antongil. Poivre hatte mir den Auftrag ertheilt, alles zu sammeln und anzumerken, was auf die Beförderung der Künste und Wissenschaften Bezug haben könnte; und dieses wichtige Land enthält eine solche Menge wissenswerther Gegenstände, daß ich für nöthig erachte meine Erzählung hier abzubrechen, und sogleich die Reise zu beschreiben, die ich in der Absicht unternahm, die Straße zwischen Isle de France und der Küste von Koromandel zu untersuchen.

Die Schiffe, welche von Isle de France nach Ostindien fuhren, waren genöthigt, mit einem der beyden Passatwinde einen großen Umweg zu nehmen, um nicht in den Archipelagus der Inseln und Klippen zu gerathen, die von Isle de France nordwärts liegen. Die Anzahl und Lage dieser gefährlichen Stellen waren beyde in den damahligen Zeiten noch weit weniger bekannt, als sie es dermahlen sind.

Man darf nur die Charte von Ostindien betrachten, und die in den dasigen Gewässern herrschenden Winde und Passatwinde kennen, um sich zu überzeugen, daß es allerdings möglich ist, die Ueberfahrt abzukürzen. Natürlicherweise würde dieselbe mit einem der beyden Passatwinde viel schneller von statten gehen, wenn man die Gefahren und Klippen, vor welchen man sich nordwärts von Isle de France in Acht zu nehmen hat, genauer kennte.

Es ist bekannt, daß südwärts der Linie die Südostwinde vom achten bis zum acht und zwanzigsten Grade der Breite anhaltend wehen. Allein vom achten Grade der Breite bis zur Aequinoctiallinie weht der südöstliche Passatwind nur vom Floreal (May) an bis

zum Brumaire (November), wo er aufhöret, und nun beginnt der westliche Passatwind, welcher so lange anhält, bis jener wieder eintritt. Nordwärts der Linie verhält es sich mit den Passatwinden gerade umgekehrt wie in Süden.

Zu jener Zeit, wo ich mich auf Isle de France befand, nahmen die Schiffe, welche im Frühjahre nach der Küste von Koromandel führen, ihren Lauf bis zu der Höhe des Vorgebirges Amber, auf der Insel Madagaskar; steuerten sodann zwischen der Untiefe bey Patrom und den Admiralitätsinseln hindurch, und segelten in dem Gewässer, das unter dem 40sten Gr. der Länge liegt, unter der Linie weg. Alsdann richteten sie nordwärts der Linie, mit Beyhülfe des westlichen Passatwindes, ihren Lauf so ein, daß sie sich in der Breite von neun Grad, in einer Entfernung von hundert Myriametern, unter dem Winde der maldivischen Inseln, legten zwischen Keloé und Schewlipar hindurchfuhren und sich der malabarischen Küste näherten. Von nun an war der übrige Theil dieser Seereise bloß als eine Küstenfahrt zu betrachten.

Wenn man nun aber, anstatt bis auf die Höhe des Vorgebirges Ambre zu fahren seinen Lauf gerade nach der Bank bey den Sechelleninseln richtet, so gelangt man, es müßten dann nicht vorzusehende Vorfälle dazwischen kommen, viel geschwinder an die Stelle, wo man in einer Breite von neun Graden die Linie passiret, und die Fahrt wird dadurch abgekürzt. Diese Straße wird die Straße Boscawens genannt, weil dieser Admiral sie mit seiner Eskadre durchschiffte. Sie ist nicht ganz von Gefahren frey, wegen der in den dasigen Gewässern befindlichen Klippen und Untiefen, die man nicht genugsam kennt.

Die Schiffe, welche von Isle de France im Nivose und Ventose (Jan. und März) nach der Küste von

Koromandel segeln, bringen länger auf ihrer Fahrt zu. Sie suchten sich die Westwinde unter dem dreyßigsten Grade der Breite zu Nutze zu machen; dann passirten sie die Linie unter dem 24. Grad der Länge, um die Höhe der Insel Ceylon zu gewinnen. Der Admiral d'Aché, welcher die von Joannis und Daprès gegebenen Nachrichten auf seiner Reise im Jahre 1758 benutzte, vollendete diese Fahrt in Zeit von hundert und drey Tagen. Ob er gleich in der Nacht vom dritten auf den vierten Februar von der Insel de la Reunion abreisete, so entdeckte er doch die Insel Ceylon nicht eher als den zwey und zwanzigsten April, und nur erst den sechs und zwanzigsten dieses Monaths konnte er auf der Rhede von Karikal vor Anker gehen.

Im Brumaire und Frimaire (Novemb. und Dec.) dauert diese Fahrt noch länger, weil dann der östliche Passatwind auf dem Meerbusen von Bengalen mit der äußersten Heftigkeit weht, so daß man genöthigt ist, zwischen dem 85sten und 90sten Grade der Länge die Linie zu passiren. Eine sehr wichtige Bemerkung die man dem Capitän Grenier zu danken hat, der über die beyden Corvetten, l'Heure du Berger und le Vert-Galant, das Commando führte, ist diese, daß man vom achten Grad südwärts bis zur Linie hin, vom Brumaire (Nov.) an bis in den Germinal (April), den Westwinden ausgesetzt ist. Diese Winde sind zwar nicht anhaltend, stellen sich auch in dem einen Jahre seltener ein, als im anderen; man kann aber immer mit Gewißheit darauf rechnen, daß sie sich in den Gewässern, die unter dem vierten bis fünften Grade liegen, ziemlich stark spüren lassen. Capitän Grenier hatte daher vollkommen recht, als er darauf antrug, man sollte diese Winde benutzen, um im Spätjahre die Fahrt von Isle de France nach der Küste von Koromandel zu verkürzen, und seine dießfalls gethane Vorschlä-

schläge sind wirklich mehreren Seefahrern, besonders aber dem Admiral Suffren und seiner Eskadre, überaus gut zu statten gekommen. Indessen hätte es allerdings die Klugheit erfordert, diese Straße genau untersuchen, und sowohl die Lage als auch die Anzahl der Inseln und Klippen, die nordwärts von Isle de France vorkommen, bestimmt angeben zu lassen, um ohne Gefahr bis an die Sandbank bey den Sechelleninseln zu gelangen. Auch hätte man in der Parallele von fünf Graden südwärts der Sechelleninseln bis zum neunzigsten Grad der Länge eine Zeitlang hin und her fahren müssen, um sich zu überzeugen, ob es auch wahr sey, daß in den dasigen Gewässern von Vendemiaire (Oct.) bis zum Floreal (May) die Südwestwinde wirklich eintreten und einige Zeit anhalten; denn die älteren Seefahrer hatten ziemlich gegründete Ursachen, hieran zu zweifeln.

Ich will nun alles das treu und der Wahrheit gemäß mittheilen, was in Betreff dieser für den ostindischen Handel so wichtigen Angelegenheit vorging. Der Commandant Steinaure und der Intendant Poivre, zwey Administratoren, die sowohl in Ansehung ihrer ausgebreiteten Kenntnisse als ihres persönlichen Charakters die größte Achtung verdienten, beeiferten sich sehr, den Absichten des Seeministers Praslin auf alle mögliche Art zu entspechen. Sie ertheilten daher dem Schiffsfähndrich Grenier den Auftrag, alle von Isle de France nordwärts liegenden Riffe, Klippen und Inseln auf das genaueste zu untersuchen und ausfindig zu machen; ein mißliches Geschäft, welches man nicht leicht einem entschlossenern Officier hätte anvertrauen können. Grenier commandierte die Korvette l'heure du Berger, (die Schäferstunde) und hatte noch eine kleinere Korvette, le Vert-Galant, (der Stutzer) unter seinem Befehle, die von dem Fregattenlieutenant la

Fontaine geführt wurde. Was mich anbetrifft, so war ich auf Befehl des Ministers ausdrücklich dazu ernannt worden, die Lage der Inseln und Klippen welche wir ansichtig würden, mit der größten Genauigkeit aufzunehmen, und überhaupt nichts aus der Acht zu lassen, was sich unmittelbar auf die Beförderung der Wissenschaften überhaupt an die Schiffahrtskunst ins besondere bezöge. Der Capitän hatte die gemessensten Befehle, mir in allen Stücken so sehr er nur könnte, behülflich zu seyn. Es war den 30sten May 1769 als die beyden Korvetten l'Heure du Berger und le Vert-Galant, aus dem Hafen von Isle de France abseegelten. Der zweyte Junius war der in den Jahrbüchern der Astronomie so merkwürdige Tag, an welchem die Venus durch die Sonne ging. In aller Frühe wurde der Matrose, welcher im Mastkorbe die Wache hatte, vor dem Schiffe Klippen und Felsen gewahr, welche sich von Ostnorden gegen Nordwesten erstreckten, und von welchen wir kaum noch zwey Myriameter entfernt waren. Die Gestalt dieser Felsenbank diente uns, zu Folge eines in Händen habenden Plans, zum Beweise, daß es dieselbe sey, die schon ehedem von den beyden Fahrzeugen, der Charles und die Elisabeth entdeckt worden war. Da Capitän Grenier nicht mit dem Winde um dieselbe herumfahren konnte, so entschloß er sich, unter dem Winde an derselben hinzusteuern, und sobald wir in die Bucht einliefen, welche die unter dem Winde liegenden Riffe bildeten, befanden wir uns in stillem Gewässer. Wir nahmen ganz deutlich Sandstrecken wahr, wo es uns leicht gewesen wäre, vor Anker zu gehen. Wenn uns nicht der unerwartete Anblick der Felsenbank in eine Art von Schrecken versetzt hätte, so würden wir unfehlbar hier angelegt haben, um nicht nur die Lage derselben genau zu bestimmen, sondern zugleich auch in der Absicht, einige Seeschild-

Digitized by Google

kröten zu fangen, die wir auf dem Strande liegen sahen. Alsdann hätten wir uns aber entschließen müssen, einige Tage hier liegen zu bleiben, denn am vierten hatten wir Neumond, und die Mondesentfernungen von der Sonne lassen sich bekanntlich um die Zeit wenn der Neumond oder der Vollmond eintritt nicht gut beobachten. Die Breite der südlichen Spitze dieser Felsenbank ist 16 Gr. 47 Min. Man kann sich darauf verlassen, daß es mit dieser Angabe seine Richtigkeit hat; denn ich habe sie im Angesichte des Landes mit einem guten Instrumente gemessen. Diese gefährliche Stelle ist überall mit spitzigen Klippen besetzt, zwischen welchen Sandbänke liegen. Sie muß wenigstens zwanzig bis fünf und zwanzig Meilen im Umfang haben. Gegen Norden hin erblickten wir sechs kleine Eilande die von einander entfernt und von Klippen umgeben waren. Diese sind auf dem Plane, welchen die Fahrzeuge der Charles und die Elisabeth aufgenommen haben, nicht angezeigt. Die Abweichung der Magnetnadel war ungefähr 11 Grade.

Am vierten erblickten wir eine große Sandbank, welche Saya de Malha oder Nape de Malheur, genannt wird, und den dreyzehnten desselben Monaths ließen wir in dem vorzüglichsten Hafen der Sechellen-inseln in der südlichen Breite von 4 Gr. 37 Min. 15 Sec. und in der Länge von 53 Gr. 13 Min. die Anker fallen. Ostwärts vom Pariser Mittagskreise wich die Magnetnadel in diesem Hafen nur noch 16 Gr. gegen Westen ab. Die Bestimmung dieser hier angezeigten Lage, ist das Resultat mehrmahls wiederholter Beobachtungen, die ich am Lande anstellte, und zwar bey dem Steine der das Zeichen unserer Besitznahme war; denn wir verweilten einen ganzen Monath auf dieser Insel, wo sich damahls nur Krokodille, Land- und See-Schildkröten, und Raubvögel aufhielten.

Ich will den Leser nicht mit der ausführlichen Beschreibung meiner Observationen ermüden; ich will nicht einmahl dergleichen über die Producte anstellen, die in diesem Archipelagus erzeugt werden; die Colonisten, welche sich nachher daselbst niedergelassen haben, müssen dieselben so wie die benachbarten Inseln, weit besser kennen als ich. Doch muß ich hier anführen, daß unser Capitän, während der Zeit daß seine Korvette kalfatert wurde, eine Raa machen ließ, die aus einem einzigen Baume bestand, der ganz weißes Holz hatte, einen milchähnlichen Saft enthielt, und dessen Rinde der des Ebenbaumes sehr ähnlich sah. Diese Bäume erreichen eine Höhe von siebenzig Fuß und kommen sowohl in Ansehung ihrer Höhe als Dicke, jeder anderen Gattung gleich, nur nicht dem Brey-apfel- und Affenbrotbaume. Ich sah Brey-äpfelbäume, die achtzig Fuß hoch waren, und fünf Fuß im Durchmesser hatten. Ueberhaupt gibt es auf diesen Inseln eine Menge Bäume von allerley Art, und die Ansicht derselben ist mahlerisch schön; sobald man aber den Fuß ans Land setzet, verschwindet dieses anmuthige Gemählde; denn nun wird man gewahr, daß der Boden überall sandig, mit unzugänglichen Bergen besetzt, und von Thälern durchschnitten ist, die so eng sind, daß man nur selten auf eine Ebene kommt, die einen halben Kilometer lang ist.

Man muß sich wundern, daß das Klima in einer Gegend, die doch so nahe bey der Linie liegt, so temperirt ist. In Ansehung ihrer Lage, und wegen der Beschaffenheit ihres Hafens, ist diese Insel in jedem Betrachte der Aufmerksamkeit werth. Man athmet daselbst eine reine gesunde Luft, und ihre dereinstigen Bewohner werden unfehlbar Bedacht darauf nehmen, die abscheulichen Krokodille zu vertilgen, die einen Jeden anfallen, der nicht auf seiner Hut ist.

Digitized by Google

Wir waren dieser Gefahr einigemahl ausgesetzt, doch war sie bey weitem nicht so groß wie jene, die wir sowohl bey Tag als bey Nacht, so oft wir uns ans Land begaben, von den Hayfischen und Krampffischen zu fürchten hatten. Mehrere unserer Leute waren von diesen Thieren verwundet worden, die uns allemahl wenn wir unser Boot auf den Strand setzten, bis auf eine Strecke von einem halben Myriameter verfolgten; denn so weit mußten wir durchs Wasser waden, um an den Ort zu gelangen, wo ich mein Observatorium hatte. Meine Instrumente bestanden aus einem von Canivet verfertigten Quadranten, von drey Fuß Radius, einer Penduluhr von Gallonde, einem Sextanten von Ramsden, und einem achromatischen zwölfschuhigen Fernrohre; dann aus Barometern, Thermometern, und einem Variationscompaße.

Es war mir äußerst unangenehm, daß ich auf meinen Reisen von einem so schwerfälligen Instrumente Gebrauch machen mußte, wie der Quadrant war, den mir die Academie des Seewesens mitgegeben hatte. Von allen Observationen, die ich auf der Sechelleninsel in der Absicht anstellte, ihre Länge zu bestimmen, ist jene die zuverlässigste, vermöge welcher ich eine Emersion des ersten Jupiterstrabanten beobachtete, die den dritten Julius um acht Uhr 1 Min. 10 Sec. wahrer Zeit Statt hatte. Es war ein schöner Tag; meine Penduluhr, die ich nach korrespondirenden Sonnenhöhen vollkommen genau gestellt hatte, ging auf den Punct, und mein zwölfschuhiges achromatisches Fernrohr that mir vortreffliche Dienste. Da man dieses nähmliche Phänomen zu Paris um vier Uhr 28 Min. 42 Sec. beobachtet hatte, so macht dieses in Zeit einen Unterschied von drey Stunden 32 Min. 28 Sec. aus; und reduciret man diese auf Grade, so erhält man die Länge von 53 Gr. 7 Min.

Digitized by Google

Man ist dem Ingenieur Barré Dank schuldig, daß er von dieser Sandbank und den Inselgruppen, von welchen die Insel Sechelles umgeben ist, einen sehr vollständigen und mit möglichster Genauigkeit aufgenommenen Plan gefertigt hat. Unter jenen zahlreichen Inseln ist besonders eine der Erwähnung werth, nähmlich die, so auf den Seecharten die Insel Palma genennet wird. Diese Insel ist überall mit einer Art Latanbäumen bedeckt, die eine Frucht tragen, welche sehr von den Indianern gesucht wird, und unter der Benennung Seekokosnuß bekannt ist. Sie gleicht einer großen mißgestalteten Kokosnuß, deren Rinde fasericht und hart ist. Das Innere der Nuß enthält eine milchähnliche Substanz, die einen bitteren Geschmack hat. Die Indianer glauben, daß der Kern in medicinischer Hinsicht von großer Wirksamkeit sey. Diese Kokosnüsse wurden bis zum Jahre 1769, als dem Zeitpuncte, wo der Ingenieur Barré die Entdeckung machte, daß diese Frucht in den Waldungen auf der Insel Palma wächset, zu einem außerordentlich hohen Preise bezahlt. Man pflegte damahls den Kern in kleine Stückchen zu schneiden, und sie in Indien und China auf den Märkten zu verkaufen. Der Intendant Poivre freute sich ganz außerordentlich, daß man den Ort ausfindig gemacht hatte, wo diese so berühmte Frucht einheimisch ist. Er ertheilte uns daher den Auftrag, die besagte Insel zu besuchen, und von da mehrere junge Stämmchen dieses Latanbaums mitzunehmen, um sie nach Isle de France zu verpflanzen. Wir machten es uns zum angelegenen Geschäft, diesen Auftrag zu erfüllen. Wir thaten mehr, denn wir brachten für das Naturaliencabinet der Pariser Academie eine große, zwanzig Fuß lange Palme mit, und begleiteten sie mit einigen Nachrichten, die eine sehr gute Aufnahme fanden.

Digitized by Google

Bey meiner Zurückkunft nach Europa verehrte ich dem Arzt und Academiker Le Monnier eine sehr schöne Seekokosnuß (denn so pflegt man diese Frucht zu nennen) die, vermöge der im Schiffsraum enthaltenen Wärme, bereits angefangen hatte, einen Keim zu treiben. Dieser Keim mochte aber vermuthlich einen Fehler haben, denn er verwelkte, trotz aller Sorgfalt und Mühe, die dieser berühmte Botaniker anwendete, ihn zur Reife zu fördern. Die Gestalt dieser Frucht und ihres Keims hatte viel Aehnlichkeit mit gewissen Dingen, welche die Schamhaftigkeit nicht zu nennen erlaubt; und diese Eigenheit mag wohl nicht wenig dazu beygetragen haben, diese Nuß, welche die Botaniker Nux medica nennen, in Ruf zu bringen. Die Indier halten sie nicht nur für ein sehr wirksames Gegengift, sondern auch für ein vortreffliches Mittel venerische Krankheiten zu heilen.

Als der Ingenieur Barré im Jahre 1769 auf ausdrückliches Verlangen des braven Capitäns Marion, der nachmahls von den Neuseeländern gefressen wurde, die bey der Insel Sechelles liegenden Inselgruppen aufnehmen mußte, sah er am Gestade der Insel Palma eine Frucht liegen, die er sogleich für eine Seekokosnuß erkannte, und sorgfältig aufhob. Als er aber nachher in einen Wald ging, mußte er zu seinem Leidwesen wahrnehmen, daß eine Menge solcher Früchte auf der Erde lagen, und überall Bäume wuchsen, welche dieselbe hervorbrachten. Diese Bäume werden funfzig Fuß hoch; aus ihrem Gipfel wachsen zehn bis zwölf Palmen hervor, die zwanzig Fuß lang sind und einen Fächer bilden; jede dieser großen Palmen hat ihren besonderen Stängel, dessen Länge sechs Fuß beträgt, und dieser Stängel ist ringsum ausgezackt. Aus den Winkeln zwischen den Stängeln und Blattstielen wächset eine in mehrere Zweige ver-

Digitized by Google

theilte Rispe hervor, und an diesen Zweigen sitzen die weiblichen Blumen. Aus der Blumenpistille treibt die Frucht hervor, die, wenn sie zur Reife gediehen ist, bey fünfzig Pfund wägen mag. Als Barré diesen Wald mit Aufmerksamkeit betrachtet hatte, kam er auf den Gedanken, die Kokosnuß dieser Insel könne doch wohl nicht die echte seyn. Er ließ es demnach dabey bewenden, einige dreyßig Stücke bloß zur Curiosität mitzunehmen; als aber der berühmte Poivre dieselben zu Gesichte bekam, erklärte er ohne den mindesten Anstand, dieß sey die nähmliche Frucht, nach welcher in Indien und ganz Asien so starke Nachfrage geschähe; und von nun an beschleunigte er unsere Abreise, um über diesen Gegestand baldige Auskunft zu erhalten.

Man hätte diese Entdeckung allerdings auf eine sehr vortheilhafte Art benutzen können; aber die Engländer haben diesen so einträglichen Handelsartikel ganz allein an sich gezogen. Mithin trifft auch hier die Bemerkung ein, daß die Reisenden neue Producte, die sie der Zufall entdecken läßt, nicht immer auf die vortheilhafteste Art anzuwenden wissen.

Ich will nun die Insel Palma verlassen, und nur noch anmerken, daß die dasigen Seeströme, nach aller Wahrscheinlichkeit ihren Lauf nach den maldivischen Inseln nehmen. Wirklich werden die mehr erwähnten Nüsse unter andern auch maldivische Nüsse genannt, weil man sie häufig in den dasigen Gewässern antrifft.

Auf der Insel Sechelles trafen wir ungefähr vierzig verschiedene Arten von Bäumen oder Sträuchen an; unter andern Citronenbäume, Olivenholzbäume (Rubentia), Breyäpfelbäume mit großen und kleinen Blättern, den Takamacha, den Ebenbaum, Palmen-,

Latan- und Kokosbäume, unächte Arekabäume, Kohlpalmen, Manglebäume und Affenbrotbäume.

Es gibt auf dieser Insel kleine weiße Reiger, indische Wittwen, blaue Hühner, Turteltauben, Papagayen und Tauben. Vor allen anderen gefiel uns der schwarze Papagay und die holländische Taube. Unter den Schalthieren, womit ich hier meine Sammlung bereicherte, fanden sich überaus schöne Düten- und Olivenschnecken, Brandhörner und eine zackige Schwimmschnecke, von welcher die Liebhaber der Conchyliologie viel Wesens machen.

Am vierzehnten Julius verließen wir die Insel Palma, die von der Insel Sechelles nur sieben Seemeilen entfernt ist. Den acht und zwanzigsten schifften wir zwischen Keloé und Scheulipar bey den maldivischen Inseln vorüber, und steuerten sodann längs der Küste von Malabar hin; als wir aber bey der Insel Ceylon umbogen, wären wir unweit der sogenannten petite Basse beynahe verunglückt. Unsere Rettung hatten wir bloß einer List zu danken, die ich in der Absicht anwenden mußte, unserm Schiffscapitän, der uns durch seinen Leichtsinn in die äußerste Gefahr setzte, wieder zur Besinnung zu bringen. Ich kann und darf diese Thatsache schlechterdings nicht mit Stillschweigen übergehen, so groß übrigens meine Achtung für einen Officier ist, dem die Marine überaus viel zu danken hat, weil er einen viel kürzern Weg ausfindig machte, um mit dem entgegengesetzten Passatwinde nach Indien zu fahren; einen Weg, den sich nachher Admiral Suffren nebst seiner Eskadre und einige Seefahrer, mit dem besten Erfolge zu Nutze gemacht haben. Grenier, der zwar ein herzhafter und unerschrockener Seemann war, sich aber von seinem Jähzorne nicht selten zu Uebereilungen hinreißen ließ, hatte sich in Ansehung des Windstrichs geirrt,

Digitized by Google

von welchem die Schiffsleute, seitdem wir die Höhe des Löwen- und Elephantenberges gemessen hatten, seinem ausdrücklichen Befehle zu Folge, schlechterdings nicht abweichen sollte. Einer unserer Oberofficiere stellte ihm zwar vor, daß wir unfehlbar noch in derselben Nacht auf die Sandbank petite Basse gerathen würden, wenn wir dem Schiffe keine andere Wendung gäben; anstatt aber, daß Grenier einen Blick auf die Charte werfen, und die Behauptung des Officiers untersuchen sollte, gerieth er so sehr in Zorn, daß es schlechterdings nicht möglich war, ihn von der Gefahr, die uns bevorstand, zu überzeugen. Da wir indeß nicht eine Minute Zeit zu verlieren hatten, so kam ich auf den Einfall, ihn auf eine Art zu überlisten, die, anstatt seine Eigenliebe zu beleidigen, ihr vielmehr schmeichelte. Ich machte ihm daher weiß, daß ich von den auf den Schiffen gebräuchlichen graphischen Proceduren nicht die mindeste Kenntniß hätte, und mir folglich keinen deutlichen Begriff davon machen könne, wie es möglich sey, den eigentlichen Punct, wo sich das Schiff befinde, sogleich auf der Charte bestimmt anzugeben. Grenier wunderte sich sehr, daß mir diese so einfache Methode noch nicht bekannt sey, und erboth sich mit vieler Höflichkeit, mich sogleich durch den Augenschein auf die untrüglichste Art zu überzeugen, daß die Verfahrungsart, nach welcher er den Lauf des Schiffes bestimme, pünctlich eintreffen müsse. Ich sah es ihm an den Augen an, daß er sich freute, mich unterrichten zu können; anstatt aber mir eine Lection zu geben, bekam er selbst eine, die er von Rechtswegen in der Folge nie wieder hätte vergessen sollen, so oft es um das Wohl derer zu thun gewesen war, die unter seinem Befehle standen; denn kaum hatte er angefangen sein Besteck zu machen, als er von seinem Irrthume überzeugt wurde.

Digitized by Google

Er worf daher seinen Zirkel hastig bey Seite, und ertheilte sogleich Befehl, das Schiff zu wenden; zu gleicher Zeit ließ er dem Vert-galant vermittelst eines Signals die Ordre zugehen, uns gleich zu Hülfe zu kommen, im Fall uns etwa ein Unglück widerführe. Kaum waren wir fertig mit diesem Manövre, als die hohen Wogen, von welchen die petite Basse umgeben ist, an unser Schiff schlugen, glücklicher Weise kamen wir aber mit einem Seestoß davon, der uns Abends neun Uhr traf, und von diesem Augenblicke an waren wir ausser Gefahr.

Den sechsten August ließen wir vor Pondichery, der Hauptstadt der französischen Besitzungen in Ostindien, die Anker fallen. Sie liegt unter dem 11 Gr. 55 Min. nördlicher Breite, und unter dem 78 Gr. der Länge, ostwärts vom Pariser Meridian. Der König von Visapour trat sie 1672 in Erwägung der wichtigen Dienste, die ihm der Gouverneur Martin geleistet hatte, an Frankreich ab. Das kluge Verhalten dieses Gouverneurs hatte die Folge, daß sich die Franzosen im Besitz dieser Hauptstadt erhielten, ungeachtet die Invasion des Prinzen Sivagi eine große Staatsveränderung in Karnate nach sich gezogen hatte. Diese berühmte Stadt ist allzu bekannt, als daß es von Nutzen seyn könnte, die Beschreibung derselben hier einzurücken. Unser dasiger Aufenthalt war nur von kurzer Dauer, da wir den drey und zwanzigsten August schon wieder unter Segel gingen. Am fünf und zwanzigsten desselben Monaths nahmen wir zur See einen ungemein schönen Komet wahr, dessen Schweif sich am Himmel ziemlich weit ausdehnte. Er stand in der Nähe des Gestirns Aldebaran südwärts von den Plejaden.

Den vierten September nahm der Schweif des Kometen einen grösseren Raum ein, auch gab er einen

Digitized by Google

sehr hellen Glanz von sich, und des Morgens um drey Uhr achtzehn Minuten stand er 14 Grad westwärts vom Y der Schulter Orions. An diesem Tage wurden wir unter der Aequinoctiallinie von einer Windstille überfallen. Am neunten September befanden wir uns nahe bey Sumatra, und als wir unsere durch Schätzung bestimmte Länge mit jener verglichen, die wir nach dem Abstande des Mondes von der Sonne berechnet hatten, so entdeckten wir einen Irrthum von hundert und 20 Seemeilen. Allem Vermuthen nach müssen die Seeströme im Meerbusen von Bengalen sehr heftig seyn, sonst wäre es nicht wohl erklärbar gewesen, wie in so kurzer Zeit ein so großer Unterschied nach Osten zu entstanden seyn konnte.

Als wir uns den sechszehnten September in der Breite von 5 Grad südwärts und unterm 90 Gr. der Länge befanden, faßte Capitän Grenier den Entschluß, diesen Parallelkreis bis zum 66sten Grade zu durchschiffen. Auf dieser Fahrt mußten wir die Inseln Adu zu Gesicht bekommen.

Unser Capitän hatte bey der Fahrt nach der Richtung dieses Parallelkreises die Absicht, dem Seefahrer Aufklärung über einen Weg zu verschaffen, der ihm ausserordentlich wichtig vorkam, und es ist nicht zu läugnen, daß seine Bemühungen in dieser Hinsicht einen glücklichen Erfolg hatten. Es gereicht mir zum wahren Vergnügen, ihm diese Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, und mein Zeugniß kann um so weniger für verdächtig gehalten werden, da ich damahls allerley Zweifel über die Beschaffenheit der Winde hegte, die im Spätjahre in den Gewässern wehen, welche südwärts in der Nähe der Aequinoctiallinie liegen.

Ich muß gestehen, daß uns in der ganzen Länge dieses von uns durchschifften Parallelkreises von fünf Grad, vom zwey und achtzigsten Grad der Länge, bis

Digitized by Google

zum sechs und sechzigsten, nicht die mindeste Gefahr aufstieß; aber freylich lenkten wir auch dann und wann auf eine geschickte Art von unserer Fahrt ab, als wir glaubten, daß wir uns in den Gewässern befänden, wo die Inseln Adu liegen. Auch bey dieser Gelegenheit mußten wir uns der List bedienen, da es der Capitän an der nöthigen Aufmerksamkeit ermangeln ließ, uns vor Gefahren zu sichern.

Die Inseln Adu wurden vom Capitän Moreau entdeckt, der das Bootschiff le Favori commandirte, welches von Isle de France abgeschickt wurde, um dem Gouverneur Lally und dem General d'Ache die Nachricht zu überbringen, daß auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung eine französische Eskadre unter dem Commando des Admirals l'Eguille angelangt sey. Moreau, welcher sich dieses Auftrages so geschwind als möglich entledigen wollte, schlug einen ganz anderen Weg ein als den, welchen die Compagnieschiffe gewöhnlich zu nehmen pflegten, und richtete seine Fahrt, ohne sich um die Hindernisse zu bekümmern, die ihm unterwegs aufstossen könnten, so gerade als möglich von Isle de France aus nach Nariapour.

Es war den neunten Februar 1757 als er absegelte, und am sechs und zwanzigsten März entdeckte er die Aduinseln. Die südliche Breite, welche er im Angesichte des Landes maß, überzeugte ihn, daß er sich unter dem Parallelkreise von 5 Gr. 6 Min. befand; was aber die durch Schätzung bestimmte Länge betrifft, auf die er in jenen Gewässern wo reissende Seeströme die Schiffe stark nach Westen treiben, nicht mit Gewißheit rechnen konnte, so hatte er dieselbe auf sechs und siebenzig Grad ostwärts vom Pariser Mittagskreise bestimmt. Capitän Moreau, den es ausserordentlich freute, auf seiner Fahrt einige wenig bekannte Inseln entdeckt zu haben, wollte Besitz davon

Digitized by Google

nehmen. Er beorderte daher seinen Schiffslieutenant Riviere, nebst drey Weissen und fünf indischen Matrosen (Lascars) ans Land zu gehen. Riviere schiffte rings um diese kleine Inselgruppe herum, ohne einen Ort ausfindig zu machen, wo er anlegen konnte, und während er damit beschäftiget war, auf einer dieser Inseln ans Land zu gehen, sah er das Bootschiff le Favori auf und davon segeln. Man stelle sich den verzweiflungsvollen Zustand dieser unglücklichen Menschen vor, als sie sich mitten auf dem indischen Meere, wo sie bey drey hundert Seemeilen weit von jeden bewohnten Orten entfernt waren, verlassen sahen! Riviere sah in dieser entsetzlichen Lage kein anderes Rettungsmittel, als auf einer dieser unbewohnten Inseln Zuflucht zu suchen. Nach manchen Gefahren gelang es ihm endlich an einer kleinen Insel zu landen, die kaum eine Meile im Umfang hatte. Zum Glücke für ihn gab es hier sehr viele Kokosbäume; Riviere und die zu seinem Boote gehörige Mannschaft nährten sich ein ganzes Vierteljahr von Muscheln, Fischen und Seevögeln. Der erquickende und der Gesundheit zuträgliche Saft der Kokosnuß ersetzte ihnen den Mangel des Trinkwassers; denn auf der ganzen Insel war keines zu haben. Als aber ihre Beile so stumpf wurden, daß sie keine Kokosbäume mehr fällen konnten, mußten sie sich entschliessen, diese wüste Insel zu verlassen. Riviere machte sich Hoffnung mit seinem kleinen Fahrzeuge die Malabarische Küste zu erreichen; er hatte aber keine Seecharten, kein einziges Instrument, als einen kleinen Compaß. Sein ganzer Vorrath an Lebensmitteln bestand bloß in Kokosnüssen. Er mußte noch überdieß ein Floß bugsiren, auf welchem, ausser seinen fünf Indiern auch noch die Lebensmitteln enthalten waren, deren sie zur Fortsetzung ihrer Reise bedurften. Wenn sich der Leser von den Gefahren überzeugen will,

Digitized by Google

die mit diesem Unternehmen vereinbaret waren, so werfe er einen Blick auf die Charte des indischen Meeres, und er wird einsehen, daß nur die Verzweiflung den Gedanken eingeben konnte, eine so abenteuerliche Seereise zu wagen.

Riviere führte das Steuerruder; die beyden Weissen, welche unter seinem Befehle standen, mußten rudern, und wenn der Wind ging, so erleichterten die Indier das Bugsiren dadurch, daß sie ihre Kleider statt der Segel gebrauchten, so daß ihre Körper die Stelle der Masten, und ihre Arme die Stelle der Raen vertraten. Sie steuerten gegen Norden nordwestwärts. Fünf Stunden nachher als sie das Land aus dem Gesichte verloren hatten, entdeckten sie eine Sandbank; und nach Verlauf von einigen Tagen ging ihr Floß ganz in Trümmern, so daß die Indianer gezwungen waren an das Boot zu schwimmen. Die Weissen, welche befürchteten, daß ihre Lebensmittel nicht zureichend seyn möchten, wollten sie nicht aufnehmen, so daß Riviere seine ganze Autorität zu Hülfe nehmen mußte, sie dazu zu vermögen. „Kameraden, sprach er, ganz in dem energischen Tone, der einer edelmüthigen Seele eigen ist, diese Indianer sind unsere Brüder, unsere Unglücksgefährten; entweder müssen wir uns insgesammt retten, oder insgesammt umkommen; lieber will ich mein Leben aufopfern, als zugeben, daß ihr dieses strafwürdige Verbrechen begehet!"

Vernehmt es ihr tugendhaften Menschen aller Nationen, wie großmüthig dieser wackere Officier handelte! Er empfange hiermit die Belohnung für das männliche, standhafte Benehmen, welches er in der dringendsten Gefahr an den Tag legte, wo selbst die besten Menschen gemeiniglich nur auf ihre eigene Rettung bedacht sind!

Digitized by Google

Riviere hat mir alle diese Thatsachen selbst erzählt; denn ich sprach ihn zu Pondichery, wo ich ihn frisch und gesund antraf. Ich eröffnete ihm, daß sich sein ehemahliger Capitän, Moreau, auf unserm Schiffe befinde; ich fügte hinzu, dieser Officier habe bey jeder Gelegenheit den lebhaftesten Schmerz geäußert, daß er durch die Beschaffenheit seiner Sendung gezwungen gewesen sey, ihn im Stiche zu lassen; denn er habe das Unglück gehabt, in dem mehr erwähnten Archipelagus unter den Wind zu gerathen. „Ich habe ihm längst verziehen, erwiederte Riviere, daß er mich unglücklich machte. Es war weiter nichts daran Schuld, als sein Hang zum Trunk: es soll mir lieb seyn, wenn ihn die erlittenen Gewissensbisse bewogen haben, sich dieses Laster abzugewöhnen. Nach einer Fahrt von acht und zwanzig Tagen setzte er noch hinzu, ward ich an die malabarische Küste geworfen. Man fand mich bey dem Fort Kranganor, wo ich ohne Bewußtseyn lag. Nur ein einziger von meinen Unglücksgefährten hatte unser schreckliches Geschick überlebt. Unsere Kokosnüsse waren aufgezehrt; in den letzten Tagen hatten wir nichts mehr unser Leben zu fristen, als unsern Urin."

Verfasser von Paul und Virginie! Nimm deinen Pinsel, und benutze dein vortreffliches Talent, eine Scene zu mahlen, die der Theilnahme deines gefühlvollen Herzens in jedem Betracht würdig ist. Du kennest diese Geschichte in ihrem ganzen Zusammenhange; dir kommt es zu, sie auf eine rührende Art darzustellen! —

Die Aduinseln bilden eine Bucht, die beynahe ganz zirkelrund ist, und ungefähr sechs Meilen im Umkreis hat. Die Felsenkette, vermittelst welcher diese Inseln an einander hängen, und jenes Bassin bilden, besteht aus einem Riff, das man zur Zeit der

Eb-

Ebbe wahrnimmt. Man kann leicht von einer Insel zur andern gelangen, denn die Felsenkette ist sonst nirgends durchbrochen, als auf der Westseite, und dieser Durchbruch bildet die Einfahrt und Mündung der Bucht. Die Inselgruppe selbst besteht aus zwölf flachen Eilanden, auf welchen man aber weder Schildkröten noch trinkbares Wasser antrifft. Jeder Seefahrer, der so wie wir in der Parallele von fünf Grad südwärts schifft, muß sorgfältig auf seiner Hut seyn, wenn er sich dem zwey und siebenzigsten Grade der Länge nähert.

Es ist mir leid, daß ich hier abermahls eines Kunstgriffs erwähnen muß, dessen ich mich in der Absicht bediente, jene gefährlichen Klippen zu vermeiden. Der Vorfall, welcher sich bey der Insel Ceylon ereignete, diente uns zum Fingerzeig, wie wir uns bey dergleichen Gelegenheiten zu verhalten hatten. Als ich daher aus meinen in Betreff der Länge angestellten Beobachtungen ersah, daß wir uns in der Nähe des zwey und siebenzigsten Grades befanden, fürchteten wir sogleich unter eine andere Breite zu gelangen, weil unser Capitän, aller Vorstellungen ungeachtet, auf seinem Vorsatz, unter dem Parallelkreise von fünf Graden zu bleiben, beharrte, und sowohl bey Tag als bey Nacht alle Segel aufsetzen ließ. Die Ursache war, daß dieser Officier kränkelte, und daher sehnlich wünschte, seine Sendung bald möglichst beendigen zu können. Dem zu Folge sahen wir uns genöthigt, ihm weiß zu machen, daß uns die Seeströme in Zeit von vier und zwanzig Stunden ungefähr zwanzig Minuten nordwärts von unserer Fahrt abgebracht hätten. Da wir das Instrument des Steuermanns absichtlich verrückt hatten, so konnte man die Richtigkeit meiner Längenmessung nicht untersuchen. Mithin befand sich der Capitän vermittelst derselben

bewogen, den Lauf des Schiffs so abzuändern, daß wir in der Nacht vom zwanzigsten auf den ein und zwanzigsten September an jener Inselgruppe vorbey fuhren. Dieß muß aber jeder vorsichtige Seefahrer zu vermeiden suchen, weil er im Dunkeln jene Felsenbank nicht wahrnehmen kann, welche sich, wie wir bereits weiter oben erwähnten, in einer beträchtlichen Länge von Osten gegen Westen erstreckt. Ob wir gleich die Aduinseln nicht ansichtig wurden, so halte ich es doch für nöthig, den Seefahrern die Nachricht zu ertheilen, daß sie dieselben in der Breite von fünf Grad sechs Minuten, und unter dem zwey und siebenzigsten Grad der Länge zu suchen haben. Diese Lage ist nach der Beobachtung des Abstandes des Mondes von der Sonne bestimmt, welche ich am ein und zwanzigsten und den zunächst darauf folgenden Tagen gemacht habe. Auf den meisten Charten ist dieselbe ganz unrichtig angegeben.

Als wir den sechs und zwanzigsten Grad erreichten, gab endlich unser Capitän die Hoffnung auf, die mehr erwähnten Inseln ausfindig zu machen. Er verließ den Parallelkreis von fünf Grad sechs Minuten, und legte sich mehr unter den Wind, um in gerader Richtung nach Isle de France zu segeln. Den vier und zwanzigsten Morgens acht Uhr meldeten die Schildwachen, daß sie Land sähen. Es war die Insel Diego-Garcia. Wir näherten uns dieser Insel auf der westlichen Seite, und steuerten sodann eine Viertelmeile weit längs derselben hin. Des Mittags erblickten wir die Mündung einer großen Bucht, vor welcher drey kleine Eilande lagen, welche zwey Einfahrten bildeten. Ich maß die Breite, und fand, daß die nördliche Spitze der Insel unter dem siebenten Grad vierzehn Minuten liegt. Mehrere sorgfältig angestellte Beobachtungen der Mondsentfernun-

Digitized by Google

gen von der Sonne gaben mir acht und sechzig Grad zehn Minuten für ihre Länge. Wir wollten in die Bucht einlaufen; als wir uns aber dem Vert-Galant, welcher daselbst vor Anker lag, genähert hatten, wurden wir von den Seeströmen verhindert, durch die erste Einfahrt zu segeln. Wir machten einen Versuch durch die zweyte hineinzufahren; das Wasser nahm aber auf einmahl so sehr ab, daß der Capitän für nöthig erachtete, sich unter den Wind zu setzen und gegen Norden nordostwärts an der Insel hinzufahren. Unsere Hoffnung, hier einen Ankergrund zu finden, war vergebens, und dennoch waren wir nur in der Länge eines Kabeltaues vom Ufer entfernt, so daß wir die Stellen, wo Schildkröten im Sande gelegen hatten, deutlich wahrnehmen konnten.

Die Insel Diego-Garcia ist nicht gar hoch; sie ist überall mit Kokosbäumen besetzt und umkränzt, und kann ungefähr zwölf Meilen im Umkreise haben; aber ihre größte Breite wird nicht über eine Viertelmeile betragen. Sie bildet eine sehr große Rhede, die einem Hufeisen nicht unähnlich siehet. Die Tiefe dieser Rhede beträgt wenigstens eine Viertelmeile. Späterhin haben wir in Erfahrung gebracht, daß sie eine beträchtliche Anzahl Kriegsschiffe aufnehmen kann, die daselbst desto sicherer vor Anker liegen, da die See in diesem großen Bassin immer ruhig ist. La Fontaine, der auf dem Vert-Galant das Commando führte, erhielt in der Folge den Auftrag, dieselbe genauer zu untersuchen, und er hat von dieser Insel, die wir verlassen mußten ohne sie auf der südlichen Seite in Augenschein genommen zu haben, einen Abriß und eine Beschreibung entworfen.

Wir richteten unsern Lauf nach Isle de France, wo wir den sechsten October ankamen. Mein dasiger Aufenthalt war von kurzer Dauer, denn ich machte

Digitized by Google

bald darauf eine Reise nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, und zwar über Saint-Denis, der Hauptstadt auf der Insel de la Reunion. Unsere Fahrt bis ans Vorgebirge war eben so wenig interessant, als gefährlich. Als ich in der dortigen Colonie anlangte, war ich ein wenig vom Scharbock befallen; aber durch den Genuß vegetabilischer und anderer gesunden Nahrungsmittel ward ich diese Krankheit bald wieder los. Mein Aufenthalt am Vorgebirge der guten Hoffnung war, während dieser meiner ersten Reise nach Ostindien, viel zu kurz, als daß ich mich schon jetzt darauf einlassen könnte, von dieser Niederlassung, die unter allen, welche die Holländer auf der Küste von Afrika besitzen, die vorzüglichste ist, einige Nachricht zu ertheilen; ich muß dieses also bis zu meiner zweyten Reise nach den ostindischen Gewässern versparen. Bevor ich aber die vorliegende Reisebeschreibung beendige, will ich nur darthun, daß man sich seit meiner Zurückkunft nach Frankreich überzeugt hat, wie nützlich es für die Sicherheit der Schiffahrt ist, den Abstand des Mondes im Verhältniß gegen die Sonne und die Sterne zu messen. Es ist notorisch, daß die französischen Seefahrer vor jenem Zeitpuncte von diesem Hülfsmittel die unvermeidlichen Irrthümer der Schätzung (l'estime) zu berichtigen, noch nie Gebrauch gemacht hatten. Die Instrumente, deren sich la Caille auf seiner 1750 nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung unternommenen Reise bedienen mußte, waren leider noch viel zu unvollkommen, als daß ihm dergleichen Beobachtungen, womit er den ersten Versuch machte, gelingen konnten. Wiewohl nun der Erfolg nicht seiner Erwartung ensprach, so sah doch dieser geschickte Astronom, der so vieles zur Vervollkommnung der Schiffahrt beygetragen hat, schon damahls

Digitized by Google

ein, daß man den Hadleyischen Octanten nicht nur verbessern, sondern auch dem gemeinen Seefahrer begreiflich machen müsse, wie man es anzustellen habe, um vermittelst dieses Instruments die Länge zu messen. Um diesen Zweck zu erreichen, erfand er jene sinnreiche graphische Methode, die allen denen, welche man nachher in Vorschlag gebracht hat, zum Vorbilde diente. Er that mehr als dieß; denn er war der erste, der eine Art von Tafeln verfertigte, woraus man sogleich ersehen kann, wie weit der Mond von der Sonne und den Sternen entfernt ist.

Doch ich komme nun wieder auf dasjenige zurück, was unsere Fahrt anbetrifft. Ich embarquirte mich am Vorgebirge der guten Hoffnung auf dem ostindischen Compagnieschiffe le Vilvant, auf welchem Capitän Maugendre, ein sehr angesehener Officier, das Commando führte. Es war den ersten Januar 1770, als wir unter Segel gingen. Capitän Maugendre that mir den Vorschlag, einen Versuch zu machen, ob es nicht möglich sey, vermittelst der Distanzmessungen in einerley Windstrich nach der Ascensionsinsel zu fahren. Dieser Versuch, sprach er, wird dazu dienen, meine Officiers von dem Nutzen der Längenmessungen zu überzeugen, und zugleich meinem Schiffsvolke Gelegenheit verschaffen, an einem Platze zu landen, wo diejenigen, welche am Scharbock leiden, ihre Gesundheit wieder herstellen können. Wir werden dort Seeschildkröten fangen, deren Fleisch, nach dem einstimmigen Zeugniß der Schiffsärzte, ein ganz vortreffliches Mittel gegen den Scharbock ist. Allein ungeachtet der Vortheile, die wir uns von diesem Erholungsorte versprechen können, darf ich, erhaltener Ordre zu Folge, schlechterdings nicht von meiner Fahrt abweichen, ihn aufzusuchen, weil die ostindische Compagnie alle ihre Offi-

Digitized by Google

ciere für jeden Verzug verantwortlich macht, der ihrem Interesse nur im mindesten zum Nachtheil gereicht.

Die Ascensionsinsel ist achthundert Meilen vom Vorgebirge der guten Hoffnung entfernt. Wir brachten acht Tage zu, bevor wir dort ankamen, doch blieben wir immer in möglichst gerader Richtung nach Maaßgabe oft wiederholter Messungen der Breite und der Länge. Als wir das Land erreichten, fand sich, daß wir uns nicht merklich geirrt hatten. Wir waren noch acht Meilen davon entfernt, als wir den Gipfel eines Berges erblickten, der hundert und sechs und sechzig Toisen höher ist, als die Meeresfläche. Man nennt ihn den grünen Berg (la montagne verte), weil er der einzige Ort auf der ganzen Insel ist, wo etwas Gras wächset. Alles übrige, so weit man durch die besten Fernröhre zu sehen vermag, ist ein durch einander geworfenes Gemengsel von Lava, Schlacken, Aschen- und Bimssteinhaufen. Wir legten uns an der Mündung der größten Bucht vor Anker, und es kostete uns einige Mühe ans Land zu gehen, weil wir am Fuße der Felsen aussteigen, und über einen Strand gehen mußten, der überall mit zertrümmerten Madreporen bedeckt war, die in Ansehung ihrer Farbe und Gestalt mit dem kleinen Zuckerwerke (dragées) von Verdun viel Aehnlichkeit haben. Nicht weit vom Strande besucht man eine Grotte, in welcher die Seefahrer aller Nationen, die an dieser Insel landen, ihre Briefe verwahrlich niederlegen. Diese Briefe, worin sie ihren in Europa befindlichen Landsleuten von den Gesundheitsumständen ihrer Mannschaft, und von dem, was sich auf ihrer Fahrt ereignet hat, Nachricht ertheilen, werden in gläsernen Flaschen verwahrt.

Unsere Matrosen schlugen nicht weit vom Gestade ein Zelt auf, das ihnen zur Küche diente. Sobald die Sonne unterging, gab keiner einen Laut mehr von

sich, damit die Seeschildkröten, die von dem kleinsten Geräusch erschrecken, nicht unterlassen möchten, ihre Eyer, der Gewohnheit nach während der Nacht in den Sand zu legen. Dieß ist die Zeit wo man sie fängt, und damit sie nicht entwischen, darf man sie nur auf den Rücken legen.

Die Seeschildkröten auf der Ascensionsinsel haben fünf bis sechshundert Pfund am Gewichte. Man macht davon antiscorbutische Suppen. Ihr Fleisch, wenn es klein gehackt und stark gewürzt wird, hat einen vortrefflichen Geschmack. Aus ihrem Fett und Eingeweide, macht man besonders viel Wesens. Im Grunde betrachtet, hat man am Bord der Schiffe ganz recht, wenn man eine zum Unterhalt des Schiffsvolks bestimmte Seeschildkröte einem Ochsen vorzieht; denn man darf sie nur mit Seewasser begießen, um sie einige Monathe lang, ohne die mindeste Nahrung am Leben zu erhalten.

Wir fanden es sehr interessant den Boden dieser Insel in Augenschein zu nehmen, welcher von Grund aus durch die Wirkungen eines Vulcans verheeret ist, die zur Zeit seiner Eruptionen entsetzlich gewesen seyn müssen. Dieß läßt sich aus den Aschenhaufen, den ungeheuern Lavablöcken und Schlacken schliessen, die wir überall antrafen. Die Ascensionsinsel wurde im J. 1508 von Tristan d'Acunha entdeckt. Sie liegt unter dem achten Grade südlicher Breite und unter dem sechzehnten Grade der westlichen Länge von Paris. Man sagt, sie habe fünf Meilen im Umfange. Der Ingenieur Bourcet zeichnete eine Ansicht dieser Insel und einen Riß von der Gegend, wo wir vor Anker lagen. Als wir nach Frankreich zurückkamen, ließ er diese Zeichnung in Kupfer stechen und abdrucken.

Von dem Tage an, wo wir die Ascensionsinsel verliessen, bis zu jenem, wo wir die Azorischen Inseln

Digitized by Google

ansichtig wurden, fiel auf unserer Fahrt nichts Merkwürdiges vor. Im Angesichte dieser Inseln, hatten wir kurz nach einander zwey Stürme auszuhalten, die unsere große Stange zerbrachen. Während der Windstille, die auf diese Stürme folgte, wurden wir gewahr, daß unser Schiff sehr gelitten hatte, weil auf unserer Fahrt bis in die Gegend wo man nach den französischen Küsten segelt, überaus viel Wasser eingedrungen war. Den fünfzehnten März überfiel uns eine Windstille, und zwar in jenen Gewässern wo die älteren Charten eine Klippe bemerkbar machen, die heutiges Tags La Chapelle genannt wird, weil sie ein Schiffscapitän von Nantes, der diesen Nahmen führte, im Jahre 1764 wahrgenommen hat. Diese Klippe ist auf Belins Charte nicht angegeben; vermuthlich deßwegen, weil mehrere Seefahrer dieselbe vergebens aufsuchten. Sollte man denn aber nicht billig Bedenken tragen, ein Merkzeichen unangedeutet zu lassen, das dazu dienet, den Seefahrer vor Gefahr, sie sey nun gegründet oder eingebildet, zu warnen? Als wenn eine zu große Sorglosigkeit nicht für ihn von nachtheiligen Folgen seyn könnte; als wenn eine Wachsamkeit, die Erfahrung und zahllose Unglücksfälle ihm zum Gesetze gemacht haben, von solcher Beschaffenheit wäre, daß er dieselbe unterlassen dürfte! Ich lege den Schiffern aller Nationen die Frage vor: kann man sich auf eine andere Art als bloß durch Zufall von dem Daseyn einer Felsenspitze überzeugen, die der Ozean in seinem unermeßlichen Umfange mit seinen Fluthen bedeckt? Wer getrauet sich wohl, einen solchen Felsen selbst dann ausfindig zu machen, wenn seine Lage auch noch so genau bestimmt ist? Man müßte ganz und gar nichts von der Schiffahrt verstehen, um das Gegentheil behaupten zu wollen. Dem sey wie ihm wolle; genug man wird aus folgendem Vorfall ersehen, ob

es möglich ist, ohne die Existenz einer Untiefe in den Gewässern, wo die Klippe La Chapelle liegt, zur Zeit einer Windstille von einem solchen Wellenschlage getroffen zu werden, wie einer unser Schiff traf. Der Capitän Maugendre und ich, wir saßen auf der Kastenbank in der oberen Kajüte, gerade der Thüre gegenüber, als wir ein Geräusch hörten, das uns auf die Vermuthung führte, als würde das Senkbley geworfen. Der Capitän, welcher der Meinung war, man habe sich in Ansehung der Stunde, wo diese Operation vorgenommen werden sollte, geirret, war eben im Begriffe, den wachhabenden Officier um die Ursache zu fragen, als er, so wie ich auch, an die Wand flog, die sich der Kastenbank, auf welcher wir saßen, gegenüber befand. Mit diesem unerwarteten Stoße drang zugleich eine solche Menge Wasser ins Schiff, daß wir ein Paar Minuten lang in der oberen Kajüte, so zu sagen herumschwammen. Der Stoß war so heftig, daß der Gewehrkasten sogar von den Haken herunterfiel, an welchen er befestigt war. Er erstreckte sich bis auf den Absatz, der rings um das Schiff geht, und zerbrach ihn. Im Schiffe schwamm alles; es war in allen seinen Theilen so übel zugerichtet, daß von nun an das Wasser in jeder Stunde zwey und vierzig Zoll eindrang. Meine Beobachtung der Länge und der Breite wichen nicht merklich von jenen ab, nach welchen die Felsenklippe La Chapelle in der Breite von sieben und vierzig und einem halben Grade, und in der Länge von zwey Graden von Paris westwärts liegt. Wir waren daher der Meinung, daß wir uns auf keine andere Art retten könnten, als wenn wir einen spanischen Hafen, wo möglich den von Corunna, zu gewinnen suchten; denn in eben dem Nu, wo uns der Wellenschlag traf, wehte der Wind heftig aus Nordosten. Der Capitän Maugen-

dre segelte daher gerades Wegs nach diesem Hafen zu. Er richtete sich bloß nach meinen Messungen und am zwanzigsten März 1770 hatten wir das Glück Corunna zu erreichen, ohne uns im mindesten verspätet zu haben. Dieser abermahlige Erfolg machte auf die Officiere, die dabey zugegen waren, einen so lebhaften Eindruck, daß sie sich sogleich vornahmen, eine Wissenschaft zu studieren und in Anwendung zu bringen, welche die unvermeidlichen Irrthümer der Schätzung so berichtigt, daß sie nicht nur zur Sicherheit der Seereisenden beyträgt, sondern auch ihre Fahrt merklich verkürzet.

Corunna ist das Flavium Brigantium der Alten. Diese zur Provinz Gallizien gehörige Stadt liegt unter dem 43. Gr. 30 Min. der Breite, und unter dem 10. Gr. westlicher Länge von Paris. Ihr Hafen, der wie ein halber Mond gestaltet ist, wird eben so sehr wegen seiner Sicherheit als Bequemlichkeit gerühmt. Er ist nur fünf Meilen von dem von Ferrol entfernt, wo die Spanier eines der vorzüglichsten Arsenale angelegt haben. Die beyden Forts: Sant Diego und Sant Antonio schliessen und vertheidigen die Einfahrt des Hafens von Corunna. Der damahlige Intendant von Gallizien, der in dieser Stadt residirte, nahm den Capitän Maugendre, als einen nahen Anverwandten sehr gnädig auf. Dieser Intendant war von Saint-Malo gebürtig, hieß eigentlich Rochebonne, hatte aber seinen Nahmen verändert und nannte sich Pietra Buenna. Sein Geschmack an den Wissenschaften bewog ihn, mir eine ziemlich große Platinastange zu verehren, die man in Peru vermittelst eines Zusatzes von Zink zusammengeschmolzen hatte. Diesem Geschenke hatte ich es zu danken, daß ich mich damit beschäftigen konnte, aus diesem köstlichen Metalle Spiegel für

Digitized by Google

meine Teleſcope, zugleich auch mehrere nautiſche Inſtrumente zu verfertigen.

Als ich mich einige Tage in Spanien aufgehalten hatte, machte ich mit mehreren Paſſagieren gemeinſchaftliche Sache, eine kleine Barke zu miethen, um wieder nach Frankreich überzuſchiffen. Unſer Schiff war zu ſehr beſchädiget, als daß ich ſo lange warten konnte, bis es wieder im Stande war in See zu gehen. Wir hatten uns vorgenommen, geradeswegs nach Breſt zu fahren; der Wind war uns günſtig, aber der Capitän, welcher ſich bloß auf die Küſtenfahrt verſtand, hatte ſich ins Geheim alle Mühe gegeben, um während der Nacht ſich wieder dem Lande zu nähern; ſo daß wir nicht wenig erſtaunten, als wir uns des andern Morgens zwiſchen den Klippen bey Penmarch befanden. Dieſe Klippen ragen nur wenig über die Meeresfläche hervor. Bey ſo bewandten Umſtänden, ſahen wir uns genöthiget in den Hafen von l' Orient einzulaufen. Wenig Tage nachher reiſete ich von da auf Befehl der Regierung nach Paris.

Digitized by Google

III.

Rochon's zweyte Reise nach Ostindien.

Maupertuis's Versuch über die Fortschritte der Wissenschaften; die Geschichte der Schifffahrt nach den Seeländern, die der Präsident de Brosses ausdrücklich in der Absicht verfaßte, den Vorschlägen dieses berühmten Academikers Eingang zu verschaffen; noch mehr aber die Reise, welche Bougainville erst unlängst um die Welt gemacht hatte: dieß waren die Beweggründe, wodurch die französische Regierung endlich bestimmt wurde, sein Augenmerk auf diese so wichtigen Erforschungen zu richten. Leider fiel aber seine Wahl auf Gonneville's Reise *), die schon ehedem keine glücklichen Folgen gehabt hatte, und sie auch dermalen nicht haben konnte.

Um den geneigten Leser zu überzeugen, will ich ihm alles das vor Augen legen, was ihn veranlassen kann, seine Aufmerksamkeit einer Reise zu widmen,

*) Wovon weiter unten das Nähere. D. H.

auf welcher auch ich verschiedene Untersuchungen anstellen sollte, die allerdings von Wichtigkeit waren; denn man hatte mich beauftragt, alle und jede in das Gebieth der See-Astronomie gehörige Observationen zu machen. Die Instruction, welche hierauf Bezug hatte, war vom fünf und zwanzigsten März 1771 datirt, und in nachstehenden Ausdrücken verfaßt:

„Dem Capitän Kerguelen wird hierdurch zu wissen gethan, daß allem Vermuthen nach südwärts von den Inseln S. Paul und Amsterdam ein überaus großes festes Land existiret, das zu jenem Theile des Erdballs gehören muß, der sich vom 45sten Grad südlicher Breite, bis in jenen unermeßlichen Raum in der Nähe des Südpols erstreckt, wohin noch nie ein Reisender gekommen ist. Indeß scheint es so ziemlich erwiesen zu seyn, daß Gonneville im Jahre 1504 an der dasigen Küste landete, und während seines Aufenthalts, der beynahe ein halbes Jahr dauerte, von den Bewohnern dieses Landes überaus gut behandelt wurde."

„Sobald Capitän Kerguelen nebst der Korvette, die mit ihm zu gleicher Zeit auf diese Entdeckungsreise auslaufen wird, von Isle de France abgesegelt, soll er sogleich nach den besagten Ländern hinsteuern, und alles Mögliche anwenden, sie ausfindig zu machen und zu untersuchen. Gelingt es ihm, dieselben zu entdecken, so soll er einen Hafen aufsuchen, wo er vor den Sturmwinden gesichert ist. Er soll keine erforderlichen Vorsichtsregeln vernachlässigen, um mit Sicherheit ans Land gehen zu können. Er soll einen Versuch machen sich mit den Einwohnern auf freundschaftlichen Fuß zu setzen, und seine Waaren gegen die ihrigen zu vertauschen. Er soll die Erzeugnisse des Landes, die Cultur desselben, und die Manufacturwaaren, welche man daselbst verfertigen möchte, genau untersuchen und überlegen, in wiefern dieselben für Frankreichs Handel von

Nutzen seyn könnten. Der Academiker Rochon, welcher sich mit dem Capitän Kerguelen zu gleicher Zeit einschiffen wird, soll, so oft es sich thun läßt, astronomische Beobachtungen anstellen, um die Lage der verschiedenen Orte zu bestimmen, wo man anlegen wird. Man erwähnt hier geflissentlich nichts von jenen Vorsichtsregeln, welche Capitän Kerguelen zu befolgen hat, um seine Reise glücklich zu vollenden, und die Gefahren zu vermeiden, welche er sich in jenen Gewässern, wo er noch gar nicht bekannt ist, unfehlbar aussetzen muß. Man verläßt sich vielmehr in dieser Hinsicht auf seinen Diensteifer und seine Erfahrung, und ist schon im Voraus überzeugt, daß er kein Mittel unversucht lassen werde, das zu dem glücklichen Ausgange eines so rühmlichen Unternehmens beytragen kann, von welchem sich in der Folge die erheblichsten Vortheile erwarten lassen. Was die Landungsorte betrifft, so stellt man die Auswahl derselben dem Capitän Kerguelen gänzlich anheim, und empfiehlt ihm nur noch, seine Expedition geheim zu halten."

„Wenn nun aber Capitän Kerguelen jene Länder erforscht, oder wenigstens sich alle Mühe gegeben hat, sie ausfindig zu machen; dann soll er, um seine Mannschaft ausruhen zu lassen, und sie mit frischen Lebensmitteln zu versorgen, nach dem Platastrom segeln, und von da nach Frankreich zurückkehren."

Diese Instruction gründet sich auf einen sehr unzuverlässigen Bericht, nach welchem ein Seefahrer, wäre er auch noch so geschickt gewesen, seine Reiseroute unmöglich auf eine solche Art einrichten konnte, daß er nur mit einiger Wahrscheinlichkeit hoffen durfte, eine Gegend wieder ausfindig zu machen, deren Lage ihm nicht einmahl nach der Bestimmung ihrer Länge und Breite bekannt war. Der Präsident de Brosses

Digitized by Google

erzählt, daß Gonneville's Schiff, welches zu Honfleur im Junius 1503 ausgerüstet wurde, sechs Jahre nachher nach Ostindien abgegangen sey, als Vasco de Gama den Europäern den Weg eröffnet und vorgezeichnet habe, auf welchem man um das Vorgebirge der guten Hoffnung herum nach Ostindien fährt. Als Gonneville bey diesem berühmten Vorgebirge, welches man damahls noch das Vorgebirge der Stürme (le Cap des Tourmentes) nannte, vorbeysegeln wollte, sey er von einem fürchterlichen Orkan überfallen worden, und ganz von seiner Fahrt abgekommen. In vorliegendem Falle kann der Seemann nicht wohl begreifen, wie das zuging, daß der Schiffer von dem Laufe, den das Schiff genommen hatte, nichts habe wissen sollen, wenn auch dasselbe wirklich in der äussersten Gefahr schwebte; denn vermittelst des Compasses, des Loths, und der beobachteten Breiten, kann man doch immer errathen, in welchem Gewässer man sich befindet, wenn sich auch gleich die Länge nicht mit Gewißheit bestimmen läßt. Der Präsident de Brosses erzählt ferner, Gonneville habe sich in dieser äussersten Verlegenheit entschlossen, seinen Lauf in derselben Richtung fortzusetzen, die ihm der Flug einiger aus Süden kommenden Vögel angezeigt hätte. Sonach sey dieser Seefahrer zufälliger Weise an ein großes Land gekommen, dem er nach der damahligen Gewohnheit, vermöge welcher man alle neuentdeckte Länder ohne Unterschied Indien nannte, die Benennung Südindien beygelegt habe. Es ist nicht zu vermuthen, daß Gonneville in diesem Lande jene strenge Winterkälte zu erdulden hatte, welcher man unter einer hohen Breite gewöhnlich ausgesetzt ist, sonst hätte er diesen Umstand gewiß nicht verschwiegen; und dennoch soll er sich sechs Monathe daselbst aufgehalten haben, um sein Schiff wieder in guten Stand setzen zu lassen. Den Fluß,

Digitized by Google

in welchen er einlief, vergleicht er mit der Orne, die bey Caen vorüberströmt. Er entwirft eine sehr vortheilhafte Schilderung von dem gastfreundlichen Volke, das jene fruchtbare und anmuthige Gegend bewohnt. Der Häuptling Aroeca, ein Mann von sechzig Jahren, ließ es sich äusserst angelegen seyn, mit seinen Nachbarn in Friede und Eintracht zu leben. Seine Obergewalt erstreckte sich nur auf etwa zwölf Dörfer, die zusammen einen Raum einnahmen, der höchstens zwölf Quadratmeilen betrug.

Dieser Häuptling trug nicht das mindeste Bedenken, dem Gonneville einen seiner Söhne, Nahmens Essomeric, anzuvertrauen, und zwar in der Absicht, ihn in den Künsten der Europäer unterrichten zu lassen. Die übrigen Umstände dieser Erzählung, welche in der Geschichte der nach den Südländern unternommenen Seereisen vorkömmt, bedürfen des Abschreibens nicht. Jene Völkerschaften leben von Wurzeln und Gemüsen, von der Jagd und vom Fischfange; sie tragen Mäntel von Matten, oder Felle, welche sie über die Schultern hängen; ein Schurz, den sie oberhalb der Hüften befestigen, geht ihnen bis auf die Kniee; die Assagaye, nebst Pfeil und Bogen, sind ihre Waffen. Die Mannspersonen tragen große Federbüsche von allerley Farben; die Weibsleute flechten ihr Haar und schmücken es mit Blumenkränzen. Im Ganzen betrachtet, widmen diese Menschen den größten Theil ihres Lebens dem Schlaf und den Vergnügungen. Sorglosigkeit und einnehmendes Wesen sprechen aus ihren Gesichtszügen. Dieß alles sind charakteristische Eigenschaften, woraus sich abnehmen läßt, daß das Land, welches Gonneville ausfindig machte, zum südlichen America gehöret, wohin er allerdings durch heftige Winde, die aus Westen wehten, verschlagen werden konnte. Das hölzerne mit Thon überzogene Küchenge-

chengeräthe der dasigen Einwohner, so wie die vierfüßigen und andere unbekannte Thiere, welche Le Fevre Nicole abgebildet hat, sind als eben so viele bemerkenswerthe Gegenstände zu betrachten, welche dieser Vermuthung noch mehr Gewicht geben.

Auf seiner Rückreise nach Frankreich wurde Gonneville von einem Kaper der Insel Jersey oder Guernesey genommen. Er kam bey dieser Gelegenheit um sein Tagebuch und alles was er gesammelt hatte. Bey seiner Zurückkunft zeigte er dieses unglückliche Ereigniß dem Admiralitätsgericht an und erhärtete die Wahrheit seiner Aussage. Da es dieser edeldenkende Mann nicht dahin bringen konnte, daß der besagte Essomeric wieder in sein Vaterland zurückgeschaft wurde, so gab er ihm eine seiner Verwandtinnen zur Frau und vermachte ihm sein ganzes Vermögen; jedoch unter der Bedingung, daß er sich hinführo Paulmier nennen solle. Ein Abkömmling dieses Essomeric, war im Jahre 1664 Domherr zu Lisieux und galt für einen Mann, der überaus viel Gelehrsamkeit besaß. Er erzählte einem Mitgliede der Académie des Inscriptions, Nahmens Falconet, daß die Finanzpachter, welchen die Regierung das Recht übertragen hatte, von den Ausländern eine gewisse Abgabe zu erheben, dieselbe unter dem Vorwande von ihm gefordert hätten, daß er von einem Wilden abstamme, der aus den Südländern nach Frankreich gebracht worden sey.

Richtig ist es allerdings, daß sich das Daseyn der vom Capitän Gonneville entdeckten Länder schlechterdings nicht bezweifeln läßt; man wird mir aber zugeben, daß man dieselben, nach Maaßgabe der unzuverlässigen Nachrichten, die ich dem Leser vor Augen gelegt habe, unmöglich wieder auffinden kann. Diese nähmliche Bemerkung äusserte ich gegen Capitän Kerguelen, als er mir die Absicht seiner Sendung eröffnete.

Ich konnte nicht eher nach l'Orient abreisen, als bis mir Ferdinand Berthoud seine mit Nro: 8 bezeichnete Seeuhr zugestellt hatte. Ich erhielt dieselbe zu Paris den dreyzehnten April 1771, und den dreyßigsten desselben Monathes traf ich zu l'Orient ein. Der Berryer, an dessen Bord sich der Capitän Kerguelen befand, lag bereits bey der Insel Groas vor Anker. Es war den ersten May, Morgens Ein Uhr, als er unter Segel ging. Jetzt setzte ich sogleich meine Seeuhr in Bewegung, und überzeugte mich durch absolute Sonnenhöhen von der wahren Stunde, in welcher das Schiff abfuhr.

Die mannichfaltigen Beobachtungen, welche ich während dieser langwierigen Seereise machte, übergehe ich mit Stillschweigen. Ich habe sie sammt und sonders aufgezeichnet, und mit meiner Nahmensunterschrift in ein doppeltes Verzeichniß eingetragen, das zum Beweis dienet, daß diese vortreffliche Seeuhr ununterbrochen einen regelmässigen immer gleichförmigen Gang hielt. Am siebzehnten May bekamen wir die Insel Teneriffa zu Gesicht; ein dicker Nebel verhinderte uns aber den Pik zu sehen, dessen Höhe über der Meeresfläche der Astronom Borda zu 1900 Toisen bestimmt hat. La Manon erzählte uns in La Peirouse's Reise, daß das Queckſilber seines Barometers auf dem Pik bis auf 18 Zoll und vier oder drey Linien gefallen sey, da es hingegen am Seeufer auf 28 Zoll und drey Linien stand. Reaumürsche Thermometer zeigte $24^{\circ}\frac{1}{2}$ unter dem Gefrierpuncte, und dieses beträgt 1078 Toisen, wenn man die Berichtigung des Thermometerstandes nicht mit in Anschlag bringt, den man auf dem Pik nicht angemerkt hat. Des folgenden Tages, als am achtzehnten Mittags, um zwölf Uhr, beobachtete ich die Breite von 28 Gr. 7 Min. wie auch die Länge, nach dem Abstande des Mondes von der Sonne, zu

18 Gr. 33 Minuten oſtwärts von Paris. Als dieß geſchah, lag der Gipfel des Pik in einer Entfernung von zehn Seemeilen gegen Weſt-Nordweſten von uns. Hieraus erhellet, daß dieſe Beobachtungen ſo genau zutrafen, als es zur Sicherheit der Schiffahrt erforderlich war; denn man wird ſich erinnern, daß der Piko in der Breite von 28 Gr. 13 Min. und in der Länge von 28 Gr. 52 Min. liegt. Ich fand, daß ſich die Seeuhr ſeit unſerer Abreiſe von l' Orient täglich nur zwölf Secunden der mittlern Zeit verſpätet hatte. Ferdinand Berthoud hatte keine Gelegenheit finden können, mir die Tafel zu überſenden, worin die Abweichungen ſeiner Seeuhr nach den verſchiedenen Graden der Temperatur angezeigt waren.

Capitän Kerguelen wollte zwar Anfangs von den Canariſchen Inſeln bis in die Gegend des Vorgebirges der guten Hoffnung ſegeln, um ſich von dem Gange und der Richtigkeit meiner Beobachtungen zu überzeugen, zugleich auch zu unterſuchen, wie viel etwa die Seeuhr während dieſer langen Fahrt abweichen möchte; da er aber nicht das mindeſte Vertrauen auf jene Mittel ſetzte, deren Vorzüge von allen nur einigermaſſen unterrichteten Seefahrern anerkannt ſind, ſo richtete er ſich auf ſeiner Fahrt nach einer ungewiſſen Schätzung und ſchiffte nicht ein Mahl bis zur Bank des Eguilles, die von dem eben genannten Vorgebirge vierzig Meilen ſeewärts liegt.

Als wir durch die Mündung des Canals von Mozambik fuhren, hatten wir mit heftigen Stürmen zu kämpfen, und der Blitz hätte beynahe unſer Schiff getroffen. Dergleichen Zufälle pflegen ſich in den dortigen Gewäſſern ſehr oft zu ereignen. Wie manches Schiff das durch dieſen Canal ſegelte, iſt nicht durch Wetterſchläge verunglückt! Und wie leicht hätte es dieſem Unfall entgehen können, wenn es mit Blitzablei-

tern versehen gewesen wäre! Die Wissenschaften geben dem Menschen alle Mittel an die Hand, für seine Erhaltung zu sorgen; sein Leichtsinn verleitet ihn aber oft Dinge aus der Acht zu lassen, die von der äussersten Wichtigkeit sind.

Heftige Seeströme hatten auf unsere Fahrt eine solche Wirkung geäussert, daß am achten August, als wir uns in der Breite von 30 Gr. 58 Min. befanden, die beobachtete Länge von der muthmaßlichen um sechs Grade verschieden war. Ich hinterbrachte dieses dem Capitän Kerguelen, und bewies ihm, wenn er dabey beharre, seine Schätzung für untrüglich zu halten, so werde dieses die unvermeidliche Folge haben, daß wir unter den Wind von Isle de France fielen. Wir befanden uns bereits in jenen Gewässern, wo anhaltende Winde wehen, und fingen schon an, ihre Wirkung zu spüren. Dem zu Folge mußten wir wieder wenden, und in Süden veränderliche Winde zu gewinnen suchen, um einige Grade weiter gegen Osten hinanzusteuern. Dieses Manövre, wozu wir durch die Umstände gezwungen wurden, zog dem Capitän einige Vorwürfe zu, die er auf mich schieben wollte. Ich lehnte sie aber öffentlich ab, und bewies ihm, es sey physisch unmöglich, daß man sich in Ansehung der Länge nur um einen einzigen Grad irren könne, sobald man die Distanzen gehörig beobachtet habe. „Ich gebe Ihnen mein Wort, sagte ich, daß Sie fast ununterbrochen mit demselben Winde nach Isle de France segeln sollen, ohne daß Sie nöthig haben, die Höhe der Insel Rodriguez zu gewinnen. Ich müßte ein sehr ungeschickter Astronom seyn, und zu der Sendung, welche mir die Regierung übertragen hat, ganz und gar nichts taugen, wenn ich dieß nicht zu leisten vermöchte.“ Es fällt mir, indem ich dieß schreibe, gewiß nicht ein, auf diese Vorhersagung groß thun zu wollen; aber das Auf-

Digitized by Google

sehen, welches sie erregte, hat nicht wenig dazu beygetragen die See-Astronomie bey unsern Seefahrern in Aufnahme zu bringen.

Der Viceadmiral Rosily, dem seine Kenntnisse den wichtigen Posten als Oberaufseher über das Depot der zum Seewesen gehörigen Charten und Zeichnungen verschafft haben, ist als Augenzeuge bey diesem ganzen Vorgange zugegen gewesen. Er kann es bekräftigen, daß der Berryer, wenn ich keine Beobachtungen angestellt hätte, Isle de France zuverlässig verfehlt haben, und unter den Wind der Insel de la Reunion gefallen seyn würde. Am neunzehnten August, vor Sonnenaufgang, meldeten die Wachen, daß sie Isle de France sähen, und Nachmittags Ein Uhr gingen wir in dem Hafen auf der Nordwestseite dieser Insel vor Anker, ohne daß wir in Ansehung der Länge, die ich angegeben hatte, einen merklichen Irrthum wahrnahmen. Ich muß aber auch sagen, daß mir die Seeuhr des Ferdinand Berthoud überaus gute Dienste geleistet hatte, da sie am Bord unsers Schiffs die Stunden mit der äußersten Genauigkeit angab. Die einzigen Abweichungen, welche sich allenfalls vermuthen ließen, mochten wohl von der Berichtigung nach den Verhältnissen der Temperatur herrühren, wovon uns das Verzeichniß nicht zugekommen war. Wir fanden nähmlich, daß sie nach der mittlern Zeit alle vier und zwanzig Stunden um ein und zwanzig Secunden zu spät ging.

Als ich zu Isle de France ankam, begab ich mich sogleich zu dem Intendanten der Colonie, dem berühmten Poivre, der ein sehr guter Freund von mir war. Diesem stattete ich von meiner Reise und dem Zwecke meiner Sendung Bericht ab. Ich zeigte ihm, wie unangenehm es mir seyn müsse, in Gesellschaft eines Officiers zu reisen, der nicht nur selbst gar nicht dazu

geeignet sey, sich auf irgend eine Art belehren zu lassen, sondern noch überdieß alle die, welche unter seinem Befehle ständen, abzuhalten suche, sich mit denjenigen Kenntnissen zu beschäftigen, an deren Erlangung ihnen hauptsächlich gelegen seyn müsse. Noch mehr hierüber zu sagen, will ich mir nicht erlauben, denn dieser Officier ist nun todt; auch hat er schwer für das Betragen gebüßt, welches er in Ansehung der Entdeckungen auf die er ausgeschickt wurde, beobachtete. Mir genügt es, versichern zu können, daß Poivre in meine Absichten einging, wie man aus nachstehendem Schreiben ersehen wird.

Isle de France, den 14ten Sept. 1771.

Ich habe Ihre Antwort vom 10ten dieses Monathes auf jenes Schreiben erhalten, worin ich Ihnen die Abreise des Capitäns Kerguelen meldete. Sie hatten allerdings recht, daß Sie die Reise in Gesellschaft dieses Officiers nicht mitmachen wollten, da Ihnen derselbe ihre Instrumente vorenthielt, die ich ihm vergebens abgefordert habe. Eben so gegründet scheinen mir auch die anderen Ursachen zu seyn, welche Sie in Ihrem Schreiben anführen, und ich verspreche Ihnen, dem Minister hierüber Bericht zu erstatten. Da mir Ihr Eifer für den Dienst, so wie für alles was zum Nutzen und zur Vervollkommnung der Schiffahrt beytragen kann, sattsam bekannt ist, so darf ich voraussetzen, daß Sie schwerlich sich weigern werden, mit Marion die so interessante Reise um die Welt zu machen. Dieser Officier hat gegen mich das lebhafteste Verlangen geäußert, Sie zu besitzen, und ich bin von dem Nutzen, welchen Sie dadurch stiften werden, so sehr überzeugt, daß ich meine Wünsche mit den seinigen vereinigt, um Sie zu dem Entschluße zu bewe-

Digitized by Google

gen, diese Gelegenheit, Ihre astronomischen Kenntnisse auf eine vortheilhafte Art anzuwenden, nicht unbenutzt zu lassen. Auf dieser Reise, während welcher man fast immer in der Länge schifft, hat man mehr als bey jeder andern eine Person nöthig, die auf einer so langwierigen Fahrt, und in beynahe ganz unbekannten Gewässern, die Länge bestimmt. Dem zu Folge ersuche ich Sie, mir gefälligst zu melden, wozu Sie sich in dieser Hinsicht entschließen werden. Die Vortheile, welche man sich natürlicher Weise von Ihren Untersuchungen zu versprechen hat, verbürgen Ihnen den Beyfall des Ministers, und Sie können versichert seyn, daß ich gewiß nicht unterlassen werde, den Diensteifer, welchen Sie bey dieser Gelegenheit an den Tag legen, in meinem Berichte zu rühmen. Ich für meine Person kann nicht anders als Ihnen anrathen, diese Reise zu machen. Sie werden wohl thun, wenn Sie mir Ihren Entschluß bald melden, damit ich Ihnen eine bequeme Wohnung verschaffen kann. Unterzeichnet: Poivre.

Capitän Kerguelen verließ den Berryer, der 64 Kanonen führte, und übernahm das Commando zweyer Fahrzeuge, welche besser dazu geeignet waren, auf Entdeckungen auszulaufen. Am dreyzehnten September ging er am Bord der Fortune, nebst dem Groß-Ventre, in See, mit dem Vorhaben nach Pondichery zu segeln, und zwar auf dem Wege, den Grenier im Frühjahre vorgeschlagen hatte. Nordwärts von Isle de France entdeckte er unter 7 Gr. 16 Min. südlicher Breite, eine Sandbank, die er Banc de la Fortune nannte. Hier blieb er die Nacht durch vor Anker, die Winde begünstigten seine Fahrt bis nach Ceylan, aber der nordwestliche Passatwind gestattete ihm nicht, Pondichery zu erreichen, so daß er genöthiget war, nach Isle de France zurückzusegeln. Hier kam er den achten

December an, und brachte nicht die allergeringste interessante Nachricht mit.

Capitän Kerguelen blieb nicht lange zu Isle de France; er wollte die schöne Jahreszeit benutzen, um wieder auszulaufen, und die Südländer ausfindig zu machen. Er reisete daher, den sechzehnten Januar 1772 abermahls ab, um unter einer entfernteren Breite, gegen Süden hin, diese Länder aufzusuchen, deren Kenntniß für alle jene Gelehrte von der äußersten Wichtigkeit ist, die sich mit der Theorie der Erde beschäftigen, und über die Gestaltung dieses Weltkörpers nachgrübeln. Kerguelen war auf dieser Reise eben nicht glücklicher, als auf der vorhergehenden; doch entdeckte er den 12ten Februar eine kleine Insel, die unter dem 60. Gr. muthmaßlicher Länge, und unter dem 50. Gr. südlicher Breite liegt. Des andern Morgens sah er höheres Land, das südwärts der Insel Rodriguez lag. Er hielt dasselbe für das südliche Continent; Capitän Cook aber hat nachher erwiesen, daß diese Vermuthung keinen Grund hatte. Uebrigens herrscht in diesen Gegenden eine ganz entsetzliche Unfruchtbarkeit. Sie sind unaufhörlich mit Nebel und Schnee bedeckt, so daß der dasige Aufenthalt denen die unter dem heißen Erdgürtel wohnen, selbst mitten im Sommer unerträglich seyn würde. Wir wollen daher den Leser nicht länger daselbst verweilen lassen, sondern uns, wie Capitän Kerguelen, von diesen elenden und unbewohnten Inseln entfernen, und wieder nach Isle de France zurückkehren, wo sein Schiff, La Fortune, den sechzehnten März vor Anker ging. Den Groß-Ventre, unter Commando des Capitän S. Allouant, hatte er die angefangene Entdeckungsreise fortsetzen lassen, ohne ihm weiters eine Ordre mitzugeben, als die, daß er, im Fall sie von einander abkämen, nach Neuholland und andere ihm angezeigten Gegenden fahren sollte.

Digitized by Google

Als Kerguelen nach Frankreich zurückkam, stattete er der Regierung von seiner Entdeckungsreise Bericht ab. Man nahm für bekannt an, daß dieser Officier das südliche Continent wirklich entdeckt habe. Dem zu Folge veranstaltete man eine andere Ausrüstung, die aus dem Roland, einem Schiffe von vier und sechzig Kanonen, und der Fregatte, der Vogel, bestand, worüber Capitän Rosnevet das Commando führte, den man allgemein bey unserer Marine für einen sehr geschickten Seefahrer hielt. Schiffe von solcher Größe waren keineswegs zu einer Expedition dieser Art tauglich; man wollte nun aber der Fortsetzung dieser Entdeckungsreise, welche man für außerordentlich wichtig zu halten schien, mit aller Gewalt ein großes Ansehen geben. Besage der Instruction, welche Kerguelen erhalten hatte, sollte er nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung segeln, er konnte sich daselbst so lange aufhalten, als er es für nöthig erachtete, damit sich seine Mannschaft erhole; er sollte den aufgezehrten Vorrath an Lebensmitteln ergänzen und sodann wieder nach Isle de France segeln. Nach der Abfahrt von dieser Insel sollte er sodann nach den Südländern steuern, und nebenher einen Versuch machen, ob er vielleicht auf der Insel Noutegat einen Hafen entdecken könne. Sobald er sich hiervon überzeugt habe, welches er aber, damit ihm nichts von der Zeit, die er zu wichtigeren Entdeckungen bedürfe, verloren gehe, in aller Geschwindigkeit bewerkstelligen müsse, solle dieser Officier seine Fahrt wieder fortsetzten und nach der Bucht steuern, an deren Mündung er sich zu Folge seiner Aussage, vom Groß-Ventre getrennt hatte. Der Minister hatte ihm ausdrücklich vorgeschrieben, nicht nur die Länge, unter welcher dieses Land läge, zu bestimmen, sondern zugleich auch von den Küsten, Rheden, Häfen, Buchten, von den Flüssen, ihrem Laufe, und von den

Digitized by Google

Gegenden im Innern des Landes, denen er sich allenfalls nähern könne, einen möglichst genauen und vollständigen Plan zu entwerfen. Endlich sollte er einen Ort aussuchen, wo man eine Niederlassung anlegen könne, oder, im Fall er es für räthlich erachte, selbst eine dergleichen anlegen. Capitän Kerguelen sollte unter dem Parallelkreise vom 40sten bis zum 60sten Grade gegen Osten schiffen, an den Südländern hinsteuern, und überall anlegen, wo einige Beobachtungen zu machen seyn dürften. Wäre er genöthigt, sich von einem oder dem andern ins Auge fallenden Puncte zu entfernen, so war ihm befohlen, zu einer günstigeren Zeit wieder dahin zurückzukehren. Van-Diemens-Land, Neu-Seeland, und alle von anderen Seefahrern bereisete Straßen, sollte er seitwärts liegen lassen. Man hatte ihm ausdrücklich verbothen, sich in einem oder dem andern Hafen der Südsee vor Anker zu legen; damit es ihm aber während einer so langwierigen Reise nicht an der nöthigen Unterstützung ermangeln möchte, sollte er sich an den Gouverneur von Buenos-Ayres wenden, welcher Befehl habe, ihn mit allem zu versehen was er zur Fortsetzung dieser Reise bedürfe.

Kerguelen kam den neun und zwanzigsten August 1773 zu Isle de France an, und erhielt die Erlaubniß, daß ihn die Korvette La Dauphine geleiten dürfte. Als er daher am achtzehnten October von Isle de France abfuhr, hatte er den Roland, den Vogel und die Dauphine unter seinem Commando. Nicht eher als den vierzehnten December bekam er eine Insel zu Gesicht, die unter dem 49. Gr. der Breite und dem 66. Gr. der östl. Länge von Paris liegt. Von diesem Tage an bis zum sechsten Januar 1774 wurde man mehrere Inseln ansichtig, bis man endlich in einer Bucht an Land ging, die unter 48 Gr. 21 Min. der Breite und unter der Länge von 66 Gr. 47 Min. liegt.

Digitized by Google

Die Abweichung der Magnetnadel war dreyßig Grad gegen Nordweſten. Ganz im Hintergrunde des Hafens, da wo ein kleiner Bach in die See fließt, deponirte man die Urkunde der Beſitznahme von dieſen Inſeln, welche Cook in ſeiner dritten Reiſe die Verzweiflungs-Inſeln (terres de Désolation) nennet. Den achtzehnten verließ Capitän Kerguelen dieſe Gewäſſer, nach dem er fünf und dreyßig Tage lang in denſelben gekreuzt hatte. Er ſegelte nach der Bay Antongil auf der Inſel Madagaskar. Die mehrerwähnten Südländer ſind es nicht werth, daß man dabey verweilet; auch hat ſie Capitän Cook in ſeiner dritten Reiſe bereits ausführlich beſchrieben.

Ich will nicht fürchten, daß man mir vorwerfen werde, als wenn ich die beyden Reiſen, welche Kerguelen nach den Südländern machte, zu flüchtig beſchrieben habe. Eine ausführlichere Schilderung derſelben, würde dem Leſer nur unfruchtbare Felſen und mit Schnee bedeckte Gebirge vor Augen ſtellen. Der Erdboden iſt überall mit Binſen und jenen fetten Pflanzen bewachſen, welche man Fucoïdes nennet. Es halten ſich daſelbſt nur Seevögel, Pinguinen und Seelöwen auf. Cook ſah in den daſigen Gewäſſern eine ungeheuere Menge Seegras, das zu jener Gattung gehörte, die der Naturforſcher Banks für Rieſentang (fucus giganteus) hält. Dieſes Seegras, ſagt er, wächſt zu einer ungeheuern Größe, obgleich der Stängel kaum Daumens dick iſt. Man hat gefunden, daß es in einer Tiefe von vier und zwanzig Klaftern wächſet. Da es nun nicht vertical in die Höhe ſchießt, ſo muß ſeine Länge bey ſechzig Klaftern und noch mehr betragen; denn es erſtreckt ſich auf der Oberfläche des Waſſers mehrere Klaftern weit. Cook fand hier die Inſchrift, welche Kerguelen in eine Flaſche gethan, und mit einem Meſſingdrath an der

Spitze eines Felsens befestigt hatte. Sie lautete folgendermaßen: Ludovico decimo quinto, Galliarum Rege, et de Boynes, Regia secretis ad res maritimas, annis 1772 et 1773. Zum Andenken seines dasigen Aufenthalts setzte Cook Folgendes auf die andere Seite des Pergaments: Naves Resolution et Discovery, de Rege magnae Britanniae. Decembris 1776.

Weit interessanter wird man unfehlbar die Reise des Capitäns Marion finden, deren Beschreibung ich im Jahre 1783 herausgab. Der Intendant Poivre hatte mir die Ehre erwiesen, mich in Betreff der Instructionen zu Rathe zu ziehen, welche man diesem Seefahrer, zu dessen Reisegefährten man mich ausersehen hatte, mitgeben wollte. Mein Gehülfe bey dieser Arbeit war der berühmte Commerson, welcher schon ehedem mit Bougainville die Reise um die Welt gemacht hatte. Bougainville's Entdeckungen in der Südsee, waren freylich von der Art, daß sie den Nachforschungen Marions ein weites Feld öffneten. Dieser Officier hatte speciellen Auftrag erhalten, den Indianer Mayoa, der mit seinem eigentlichen Nahmen Auturu genannt wurde, wieder noch Otahiti, das ist, nach jener Insel der Südsee zu bringen, die von Quiros entdeckt und La Sagittaria genannt worden war. In Gemäßheit unsers Vorhabens mußten wir folglich unser Augenmerk hauptsächlich auf die großen Cycladen, oder das südliche Land, welches Quiros Heiliggeistland nannte, auf die Insel Louisiade, und auf die Meerenge nordwestwärts der Bay Choiseul, auf Mendana's Sanct Isabellen-Insel richten. Commerson wünschte hauptsächlich, daß man ihm Gelegenheit verschaffen möchte, die Producte dieser Inseln, wo er ans Land gehen wollte, mit aller möglichen Sorgfalt zu untersuchen. Er sah vorher,

Digitized by Google

daß sich ihm auf dieser Entdeckungsreise Gelegenheit darbiethen werde, die Naturgeschichte zu vervollkommnen, und derselben unübersehbare Vortheile zu verschaffen. Dieser gelehrte Mann ließ sich in jenen unbekannten Gewässern durch keine Gefahr abschrecken, sowohl in der berüchtigten Magellanischen Meerenge, als auch in der unermeßlichen Südsee, die damahls nur von wenigen europäischen Seefahrern beschifft worden war, neue Pflanzen zu sammeln. Es waren aber nicht bloß die Gefahren, welche mit einer langwierigen Seereise unzertrennlich vereinbaret sind, die diesen unermüdeten Seefahrer veranlaßten sein Leben aufs Spiel zu setzen, sondern noch weit mehr griffen ihn die Mühseligkeiten an, denen er sich unter jenem kalten Himmelsstrich unterzog, und seine Wanderungen auf den Gebirgen, welche den ganzen Strich von dem nördlichen Meere an, bis zur Südsee begränzen, und überall mit Abgründen umgeben sind. Ungeachtet der erlittenen Strapazen und seiner äußerst geschwächten Gesundheit, verlieh ihm sein Eifer für die Beförderung der Wissenschaften dennoch hinlängliche Stärke, diese abermahlige Reise zu unternehmen; während derselben hatte man aber mit Hindernissen zu kämpfen, die er nicht übersehen konnte, und bald nachher betraf leider die Botanik das Unglück, in seiner Person einen ihrer thätigsten Beförderer zu verlieren. Seine reichhaltige Sammlung, welche die Frucht seines Fleißes und seiner unermüdeten Untersuchungen war, ist leider durch die Sorglosigkeit gewisser Personen, die, was die Beförderung der Wissenschaften anlangt, mehr als gleichgültig waren, verloren gegangen. Aus Schonung will ich sie nicht nennen; denn ich hoffe, daß man Kenntnisse, an deren Erlangung den Liebhabern der Wissenschaften unter

allen Nationen so außerordentlich viel gelegen ist, nie wieder auf eine so verächtliche Art behandeln werde.

Der Intendant Poivre schien mit dem Plane welchen wir ihm vorlegten, sehr wohl zufrieden zu seyn. Der Capitän Marion sollte sich, um seinen Schiffsvorrath wieder zu ergänzen, nach Madagaskar begeben. Von dort aus sollte er nach dem von Lozier Bouvet so genannten Vorgebirge de la Circonciſion segeln und nach dem südlichen Continente. Während dieser Fahrt sollte man nach dem Diemens-Lande steueren, an dessen Besichtigung allerdings viel gelegen ist. Nachdem man um die südliche Spitze von Neuholland herum gefahren ist, wird man seinen Lauf nach der Südsee richten, und zwar so, daß man Neu-Seeland zu sehen bekommt. Diese überaus große Insel, auf welcher das Klima äußerst verschieden ist, biethet dem Naturforscher ein weites Feld zu mancherley Untersuchungen dar; auch kann man sich hier mit den benöthigten Lebensmitteln versehen; um von da nach Otahiti, als dem Orte zu segeln, wo der Indianer Mayoa nebst seinem Ackergeräthe ans Land gesetzt werden soll. Man wird Bedacht darauf nehmen, unter dem 21 Grad die Insel aufzusuchen, welche die Engländer, dem Vernehmen nach, entdeckt haben sollen; da aber der Intendant Poivre die in dieser Hinsicht verbreiteten Nachrichten nicht ganz für gegründet hält, so darf man weder viel Zeit auf diese Untersuchung verwenden, noch lange zu Otahiti verweilen. Auf der Fahrt nach den großen Cycladen, das heißt, nach dem südlichen Lande Mendana's, wird man um neue Länder zu entdecken, Bedacht darauf nehmen, unter einem Parallelkreise zu bleiben, der von jenen, unter welchen die Seeleute zeither ihre Fahrt fortgesetzt haben, verschieden ist. Man wird nach der Insel Louisiade und Bougainville's Meeren-

Digitized by Google

ge steuern, weil es wesentlich nothwendig ist, die dasigen eben so weitschichtigen als vortheilhaft belegenen Gegenden so genau kennen zu lernen, als sie es in jeder Rücksicht verdienen. Man vermuthet zwar, daß die Gewürznelke und der Muskatnußbaum auf der Küste von Neu-Guinea eben so gut anzutreffen seyn werde, wie auf den Molukken; man macht sich aber die wahrscheinlichste Hoffnung, Setzlinge dieser kostbaren Bäume von den benachbarten Inseln zu bekommen; und in dieser Hinsicht werden die geheimen Instructionen des Intendanten Poivre den Capitän Marion in Stand setzen, sich dieses wichtigen mit seiner Sendung verbundenen Auftrags, zum Vortheile der auf Isle de France etablirten Colonie entledigen zu können.

Dieß ist ein gedrängter Auszug des Reiseprojects, welches wir dem Capitän Marion vorlegten. Dieser Officier war überaus damit zufrieden, und lag den Gouverneur von Isle de France sehr an, daß er uns die Erlaubniß ertheilen möchte, ihn begleiten zu dürfen. Leider stimmten aber die Grundsätze und Absichten dieses Mannes mit jenen des Intendanten nicht überein, wie man aus dem Schreiben, welches ich hier in Abschrift beyfüge, ersehen wird.

Isle de France, den 14ten October 1771.

Eben erhalte ich ein Schreiben vom Capitän Marion, worin mir derselbe meldet, daß er den General abermahls zu bereden gesucht habe, das Verlangen zu genehmigen, welches Sie auf meine Einladung an den Tag gelegt haben, die Reise nach der Südsee zu machen. Ich muß Ihnen gestehen, daß es mich äußerst schmerzt, Ihre Abreise durch die Widersetzlichkeit des Generals verhindert zu sehen, weil ich mir leicht

Digitized by Google

vorstellen kann, wie angenehm es dem Minister seyn würde, wenn er vernähme, daß Sie sich zu dieser Reise verstanden hätten, und weil ich die Vortheile, welche man sich von Ihren interessanten Beobachtungen zu versprechen hat, nach ihrem ganzen Umfange zu schätzen weiß. Ich wünsche sehnlich, daß der General Ihren wohlmeinenden Absichten entsprechen möge, und ich insbesondere werde Ihre Bemühungen mit dem lebhaftesten Danke erkennen, wenn Sie sich angelegen seyn lassen, ihn dahin zu vermögen, daß er Ihnen die zur Einschiffung benöthigte Erlaubniß ertheile, ohne welche Sie sich von Isle de France schlechterdings nicht entfernen dürfen. Melden Sie mir gefälligst, was Sie durch diesen Versuch ausrichten. Wahrscheinlich wird er der letzte seyn, da Capitän Marion jeden Augenblick von hier abzureisen gedenket. Unterzeichnet: P o i v r e.

Meine Vorstellungen waren vergebens. Der Gouverneur sah es ungern, daß ich lieber mit dem Capitän Marion reisen wollte, als mit seinem alten Bekannten Kerguelen. Er verübelte mir meine Anhänglichkeit an den Intendanten, der wegen seiner ausgebreiteten Kenntnisse, seines einnehmenden Wesens und seiner philosophischen Grundsätze, als das Muster eines guten Administrators und thätigen Beförderers aller derer zu betrachten war, die sich mit den Wissenschaften beschäftigen. Der Gouverneur ließ zwar in seinen Gedanken den Verdiensten und Tugenden des Intendanten volle Gerechtigkeit widerfahren, fand aber ein Vergnügen daran, seine Anschläge zu hintertreiben. Hauptsächlich hielt er sich darüber auf, daß der Intendant die Colonisten zu Beförderung des Feldbaues ermunterte, und, wie sich der Gouverneur auszudrücken beliebte, trotz dem Utrechter Friedens-

trac-

tractat, die Cultur der Spezereyen in Aufnahme zu bringen suchte.

Es würde nur Widerwillen erregen, wenn ich hier alle die abgeschmackten Streitigkeiten erzählen wollte, weswegen sich die Administratoren, zu Folge machiavelistischer Grundsätze, die leider nichts Seltenes sind, in mehrere Partheyen theilten; statt daß sie mit einander in Friede leben, und wenigstens in sofern gemeinschaftliche Sache machen sollten, als es das Wohl der ihrer Obsorge anvertrauten Länder betraf. Eine solche Vereinigung der Gemüther nahm man aber bey ihnen nur selten wahr. Dem sey wie ihm wolle; genug ich hatte mir Glück zu wünschen, daß meine Abreise durch die oberwähnten Kabalen verhindert wurde. Der unglückliche Marion und vier und dreyßig seiner Reisegefährten, wurden in Neu-Seeland ermordet. Auch mich würde dasselbe Schicksal unfehlbar betroffen haben. Der Unterlieutenant Crozet, welcher auf Marion's Schiffe gedienet hatte, überbrachte mir dessen Reisejournal, wovon ich im Jahre 1783 einen Auszug abdrucken ließ.

Ueber Isle de France.

Isle de France wurde von Mascarenhas entdeckt. Die Entstehung dieser Colonie rührt von den ersten Niederlassungen der Franzosen auf der Insel Madagaskar her. In Betracht ihrer Seehäfen glaubte man, daß sie sich sehr gut zu einer Niederlage des indischen Handels schickte, und ihre Lage gewährte alle Vortheile eines völlig isolirten Arsenals. Ich maaße mir nicht an, bestimmen zu wollen, ob und wiefern diese Colonie in Kriegszeiten für die französischen Besitzungen in Indien von Wichtigkeit ist; wenn man sie aber aus diesem Gesichtspuncte betrachtet, so wür-

de man natürlicher Weise auf den Gedanken geleitet, daß es nichts weniger als gleichgültig seyn kann, die verschiedenen Wege kennen zu lernen, welche man einschlagen muß, um sowohl im Frühjahr als Spätjahr dahin zu gelangen. Ich habe bereits gezeigt, daß dieses der Hauptzweck meiner zweyten Reise nach Indien war, und der Intendant Poivre that alles Mögliche, damit ich denselben erreichen sollte. Er verschaffte mir alle Journale, die dazu beytragen konnten, mir in Betreff dieses Gegenstandes Auskunft zu geben. Von demjenigen, was ich in dieser Hinsicht geleistet habe, werde ich nicht eher Rechenschaft ablegen, als am Ende meiner Reise; denn die damit verbundenen Discussionen, interessiren nur Seefahrer.

Isle de France ist auf der Charte des Oceans kaum bemerkbar. Nach den Messungen des berühmten Astronomen La Caille, enthält ihre Oberfläche nicht mehr als 433000 Morgen Landes. Im südlichen Theile erblickt man eine Reihe Berge, von welchen der höchste vier hundert vier und zwanzig Toisen höher ist als die Meeresfläche. Der nordwestliche Theil ist viel flacher und ebener, und man trifft daselbst, unter der Breite von 20 Grad 10 Minuten und unter der Länge von 35 Grad westwärts von Paris einen guten Hafen an. Hier ist die Hauptstadt der Colonie, wo die Administratoren zu residiren pflegen. Sie besteht aus Häusern, die von Holz gebauet und nur ein Stockwerk hoch sind. Jedes Haus steht einzeln und hat eine Einfassung von Pallisaden. Die Straßen sind ziemlich gerade. Diese altväterische Stadt liegt im Hintergrunde des Hafens, am Eingange eines engen Thals, das nur halb so breit als der vierte Theil einer fr. Meile, und nur drey Viertel einer solchen lang ist. Dieses Thal ist von sehr hohen an einander hängenden Bergen umgeben,

auf welchen heutiges Tages kein Baum, nicht einmahl ein Strauch, wächst. Die Seiten dieser Berge sind mit Chinawurzeln bedeckt, deren holzartige Wurzeln an der brennenden Sonnenhitze so austrocknen, daß sie der kleinste Feuerfunke in helle Flamme setzet. Es entstehen daher alle Jahre starke Brände, welche zuweilen in der Nähe befindliche Waldungen in die Asche legen, und der ganzen Landschaft ein äußerst widerliches Ansehen geben. Am Ende der Berghöhen, welche dieses öde Thal umgeben, ragt ein Fels hervor, welcher vierhundert und sechzehn Fuß höher ist, als die Meeresfläche. In dieser gebirgigen Gegend stehen hie und da einzelne Bäume; auch entspringt hier ein kleiner Bach, der durch die Stadt fließt. Das Wasser dieses Baches ist aber nicht trinkbar. Im Jahre 1734 entschloß sich die ostindische Compagnie, am dasigen Hafen beträchtliche Etablissements anzulegen. Sie übertrug dieses Geschäft dem berühmten Mahé la Bourdonnais. Dieser Mann, der ganz dazu geboren war, über Menschen zu gebiethen, weil er sie kannte und sich Gehorsam von ihnen zu verschaffen wußte, legte in diesen fernen Weltgegenden den Beweis ab, daß er ein eben so brauchbarer Administrator seyn könne, als er ein geschickter Seefahrer und unerschrockener General war. Ihm allein hat man die Wasserleitungen, die Brücken, die Spitäler und die vorzüglichsten Magazine zu danken. Kurz, fast alle jene Anlagen, welche gegenwärtig zum Nutzen der Colonie gereichen, sind das Werk dieses Mannes von Genie. La Bourdonnais verstand sich auf die gemeinsten und für die Colonie unentbehrlichsten Handarbeiten. Oft sah man ihn schon mit Anbruche des Tages, wie jeden andern Taglöhner mit dem Schubkarren fahren; oder man traf ihn auch wohl mit der Kelle in der Hand an. Da er selbst mit guten Bey-

spielen voran ging, so konnte es nicht anders seyn als daß man seine Absichten, wie überhaupt alles, was er während seiner zwölfjährigen Administration veranstaltete, so viel wie möglich zu befördern suchte. Daher kam es denn auch, daß alles, was er unternahm, eben so schnell als glücklich von statten ging.

Ferner hat man es dem La Bourdonnais zu danken, daß das Hauptetablissement an dem Hafen auf der Nordwestseite dieser Insel angelegt wurde. Ein Mann, der keine so gründlichen Einsichten gehabt hätte, würde vielleicht dem südlichen Hafen den Vorzug gegeben haben, weil dieser viel geräumiger und bequemer ist; denn nur der Seemann sieht ein, daß ein Hafen, der unter dem Winde liegt, ganz ausserordentliche Vortheile gewähret, besonders in solchen Gewässern, wo anhaltende Winde herrschen. Ueberdieß lassen sich dergleichen Häfen weit leichter vertheidigen, als andere, da man die Schiffe, um daselbst einlaufen zu können, bugsiren muß.

Zu jener Zeit, wo Isle de France von Mascarenhas entdeckt wurde, war der Erdboden bis auf die höchsten Berggipfel mit Holz bewachsen. Dieses brannten die Colonisten anfänglich ab, wenn es ihnen darum zu thun war, einen Strich Landes urbar zu machen. Klüger würden sie gehandelt haben, wenn sie hier und da einzelne Waldstrecken stehen gelassen hätten. In heißen Ländern kann der Erdboden schlechterdings nichts hervorbringen, wenn er nicht zum öftern vom Regen befeuchtet wird, und dennoch regnet es nur selten in Gegenden, die von Bäumen entblößt sind; denn nur die Wälder haben die Eigenschaft, die Wolken an sich zu ziehen, und aus denselben die Feuchtigkeit abzuleiten. Dadurch, daß man das Erdreich in der Nähe des Hafens ohne Maaß und Ziel urbar machte, wurde derselbe schon vor mehreren Jahren so

Digitized by Google

sehr verschüttet, daß sich die Schiffe jetzt nirgends vor Anker legen können, wo sie vor den hineinschlagenden Meereswogen und vor den Sturmwinden gesichert sind. Seitdem man die Wälder in Asche gelegt und die großen Bäume umgehauen hat, die das Herabschiessen der Erde verhinderten, ist diese von den Bergrücken in die Thäler hinabgestürzet, so daß sie heutiges Tages großen Theils damit ausgefüllt sind. Als der Hafen noch nicht verschüttet war, fanden die Schiffe hier einen sicheren Zufluchtsort vor den Orcanen, die im Spätjahre in diesen Gegenden große Verheerungen anrichten. Sonach hatte der unverzeihbare Leichtsinn und temporäre Vortheil einiger wenigen Colonisten die Folge, daß ein Hafen beynahe ganz unbrauchbar gemacht wurde, der als die einzige Schutzwehr unserer Kriegsmacht und als die bequemste Niederlage unseres Handels in den indischen Gewässern zu betrachten ist. Poivre's Scharfblick drang zu tief ein, als daß er die vorgefallenen Fehler nicht klar und deutlich hätte wahrnehmen sollen. Er genehmigte einen Plan, welchen ihm Tromelin, ein Officier von seltenen Verdiensten, zu deren Verbesserung vorlegte. Er that noch mehr als dieses; denn er machte dem Minister die dringende Nothwendigkeit einleuchtend, sich damit zu beschäftigen. Der eben genannte Officier hatte den Vorschlag gethan, den Bergströmen, welche sich nebst der weggeschwemmten Erde in den Hafen stürzen, einen ganz anderen Lauf anzuweisen, und in dem schlammigen Boden des sogenannten Trou-Fanfaron, jenes geräumige Becken anzulegen, wo mehrere Schiffe zu gleicher Zeit vor Anker gehen können, und gegen die Orcane gesichert sind. Durch diesen schlammigen Grund mußte man noch überdieß einen Canal führen, um die besagten Ströme hindurch zu leiten. Ich muß gestehen, daß dieses Unternehmen sehr glücklich ausfiel, und

Digitized by Google

ganz der Erwartung entsprach; zugleich aber darf ich dieser Arbeit das gebührende Lob nur spärlich ertheilen, da der Mann, welcher den Plan dazu entworfen, und ihn so glücklich ausgeführt hat, mein nächster Verwandter und vertrautester Freund ist. Die Colonie hat ihm ihren Dank gezollt, und seinen Nahmen dem des Intendanten Poivre an die Seite gesetzet, so daß er auf dieser Insel bis in die spätesten Zeiten mit aller der Achtung genannt werden wird, die dem wahren Verdienste gebührt. Wer die Wichtigkeit dieser Arbeiten gehörig beurtheilen will, muß die Wirkungen der Orcane mit angesehen haben. Eine fürchterliche Naturerscheinung als diese kann man unmöglich sich vorstellen. Ein Orcan ist fast immer mit Gewittern und Erdbeben vereinbaret; die ganze Atmosphäre steht im Feuer, und die Winde stürmen mit der äussersten Wuth aus allen Himmelsgegenden. Ein Orcan ist eine Art von Wasserhose, die demjenigen Theile des Erdbodens, auf welchem sie ruhet, den gänzlichen Untergang drohet; während der Zeit, daß sie sich konzentriret, verursacht sie ausserordentlich heftige Wirbelwinde. So zeigt sich diese furchtbare Naturerscheinung wenigstens den Seefahrern, und die Schiffe bleiben oft unweit dem Orte, wo diese Orcane ihre verheerenden Wirkungen äussern, ganz ruhig vor Anker liegen. Wenn der Wind mit solcher Heftigkeit weht, daß er in Zeit von einer Secunde einen Raum von mehr als hundert und funfzig Fuß durchläuft, so ist nichts vermögend ihm Widerstand zu leisten. Er reißt die stärksten Bäume aus der Erde, und wirft die massivsten Häuser um. Die schwersten Anker, die dicksten Taue, und der beste Ankergrund schützen alsdann die Schiffe nicht vor der Gefahr, losgerissen, an die Küste geworfen und zertrümmert zu werden; es müßte denn seyn, daß sie das Glück hätten, auf schwammigem Boden sich fest-

Digitized by Google

zusetzen. Ich sah, daß die große Stange des Mars, eines Schiffs von vier und sechzig Kanonen, dicht bey dem Eselshaupte vom Winde zerbrochen wurde, ob man gleich die Segel eingerafft hatte. Dieser Vorfall, welchen nur Seefahrer gehörig zu beurtheilen wissen, kann ihnen zum Beweise dienen, daß ich die Sache gewiß nicht übertreibe, wenn ich behaupte, daß der Wind, während der entsetzlichen Stürme, welche im März 1771 auf Isle de France so große Verwüstungen anrichteten, in einer Zeit von einer Secunde einen Raum von hundert und zwanzig Toisen durchlief. Dieß war der zweyte Orcan, den ich als Augenzeuge mit ansah, der aber nicht so fürchterlich wüthete, wie der erste, der einen Monath vorher Statt gehabt hatte. Wir wollen ein wenig bey der Beschreibung dieses Ereignisses stehen bleiben. Es war im Febr. 1771 als ich wahrnahm, daß das Queckſilber in meinem Barometer sehr schnell und ganz ungewöhnlich fiel. Diese Erscheinung ließ mich nichts Gutes vermuthen, so daß ich für nöthig erachtete, den Administratoren der Colonie meine Besorgnisse mitzutheilen. Dieß geschah Nachmittags um vier Uhr. Der Intendant Poivre ließ sogleich den Hafencapitän zu sich bitten. Dieser Officier hatte den Orcan von 1761 mit angesehen, und sagte, es gäbe ganz andere Kennzeichen, woraus man auf die Annäherung eines Orcans schliessen könne, als die Veränderungen des Barometerstandes. Seiner Aussage zu Folge mußten die Negern ehe der Sturm losbrach, von den Gebirgen herabkommen, und uns davon Nachricht ertheilen. Auch müsse man, sprach er, den Untergang der Sonne beobachten, um auf die Annäherung des Orcans zu schließen. Kurz, dieser störrische Seemann ließ sich eben so wenig durch Poivre's Bitten als durch meine Beobachtungen bewegen, auch nur die allermindeste Anstalt zu Sicherstel-

lung der Schiffe zu treffen. Wir sollten und mußten schlechterdings warten, bis die Sonne untergegangen seyn würde. Mittlerweile fiel das in meinem Barometer enthaltene Queckſilber immer schneller und tiefer, und der Hafencapitän that ſich auf ſeine Vorherſagung nicht wenig zu gut, als er ſah, daß die Sonne ſchöner als gewöhnlich unter den Horizont ſank, und ſeine Ausſage zu beſtätigen ſchien. Allem Vermuthen nach bemitleidete er uns, daß wir auf die Variationen eines Inſtruments achteten, das er vielleicht in ſeinem ganzen Leben nie zu Rathe gezogen hatte. Gewiß, wer ſich damit abgeben wollte, den Schaden und Nachtheil zu zeigen, den unwiſſende und vom Selbſtdünkel ſtrotzende Obere angerichtet haben, der würde ein Gemählde entwerfen, das eben ſo intereſſant als nützlich ſeyn müßte.

Wie mag nicht der Hafencapitän erſchrocken ſeyn, als er ſich nicht länger verhehlen konnte, daß er unrecht hatte! Abends um ſieben Uhr brach das Ungewitter los, und vor neun Uhr waren bereits alle im Hafen liegende Schiffe an den Strand geworfen worden, ausgenommen das Flütſchiff l'Ambulante und eine Korvette, die den Nahmen Vert-Galant führte. Die Ambulante wurde in die offene See getrieben, und die Korvette, welche an einem Kabeltau befeſtiget war, hatte man kaum losgemacht, als ſie die Wellen verſchlangen.

Die Ambulante, welche ihr Steuerruder und alle ihre Segel verlor, nicht mit Lebensmitteln verſehen war, und noch überdieß ein Detaſchement des irländiſchen Regiments de Clare an Bord hatte, war länger als zwölf Stunden ein Spiel der Winde, welche dieſelbe um die Inſel herumtrieben. Endlich, wie durch eine Art von Wunder, warf der Sturm dieſes Schiff auf die einzige an der Küſte befindliche Stelle, wo die Mannſchaft während dieſes entſetzlichen Sturms, aber

freylich nur mühsam, sich retten konnte. Die Schrecknisse dieser fürchterlichen Naturbegebenheit werden hauptsächlich noch dadurch vergrössert, daß es den Menschen physisch unmöglich ist, einander zu Hülfe zu kommen. Mitten unter den Ruinen, von welchen man umgeben ist, muß man unbeweglich auf einerley Stelle bleiben. Man muß sein Schicksal erwarten, ohne dasselbe vorhersehen, oder ihm entgehen zu können. Das Toben des Windes und der heftige Regen gestatten schlechterdings nicht, daß man den Zufluchtsort, wo man sich versteckt hat, verlassen darf. In dieser fürchterlichen Lage beugt sich der Mensch unter das Joch der unvermeidlichen Nothwendigkeit, und scheint alles Bewußtseyn verloren zu haben. In einer Art von Betäubung erwartet er jeden Augenblick den Todesstreich, und ohne zu murren erträgt er Leiden, die er nicht abwenden kann. Der Orcan dauerte damahls achtzehn Stunden in einem fort. Ungeachtet der Regen in Strömen herabschoß, und es unaufhörlich donnerte und blitzte, wollte sich dennoch der Sturm nicht legen. Um drey Uhr Nachmittags blieb endlich das Quecksilber, welches zeither um fünf und zwanzig Linien gefallen war, stehen. Bald nachher fing es an zu steigen; die Wirbelwinde ließen nach, und der Wind ward anhaltend. Indeß mußte man sich doch bis Abends sechs Uhr gedulden, ehe man den Unglücklichen zu Hülfe kommen konnte, welche Schiffbruch gelitten hatten, und am Gestade in einem Zustande lagen, den alle die, welche ihn mit angesehen haben, nicht traurig genug schildern können.

Es dauerte länger als drey Wochen, ehe man die Communikationswege, die aus einer Gegend der Insel in die andere führen, und theils durch die ausgerissenen Bäume versperret, theils vom ausgetretenen Wasser verdorben waren, wieder in guten Stand se-

gen konnte. Eben so lang dauerte es, ehe man von der Ambulante, die sechs Seemeilen weit vom nordwestlichen Hafen gescheitert war, Nachricht erhielt. Alle Feldfrüchte waren zu Grunde gerichtet; so daß man die Schiffe, welche am wenigsten gelitten hatten, in der Geschwindigkeit ausbessern und sie nach Madagaskar schicken mußte, um von da Lebensmittel und andere unentbehrliche Dinge herbeyzuholen. Man wendete sich dieses dringenden Geschäfts wegen an einen Officier von ausgezeichneten Verdiensten, dem die Oberaufsicht über das Sicherheits-Bassin anvertrauet war, wovon in der Folge die Rede seyn wird. Unter diesen so mißlichen Umständen konnte es einem Administrator, der Kopf hatte, gewiß nicht an Gelegenheit fehlen, sich von der vortheilhaftesten Seite zu zeigen.

Poivre hatte sich, vermöge einer preißwürdigen Sorgfalt, bewogen gefunden, mehrere Schiffe am Vorgebirge der guten Hoffnung überwintern zu lassen. Sobald die Befehlshaber dieser Fahrzeuge von dem Unglücke, welches die Einwohner von Isle de France betroffen hatte, Nachricht erhielten, beeiferten sie sich, dieselben ohne den mindesten Verzug mit allem zu versorgen, was sie zu ihrer Unterstützung bedurften. Vermittelst dieser Hülfsleistungen wurde die Colonie gerettet; denn sie kamen kurz zuvor daselbst an, als ein zweyter Orcan die Hoffnung der unglücklichen Bewohner von Isle de France gänzlich darniederschlug und ihnen allen Muth benahm. Wenn Poivre's Verdienste nicht allgemein anerkannt wären, so würde ich es mir zum angelegensten Geschäfte machen, seinem Andenken hier eine Lobrede zu halten, wie sie Jeder verdienet, der sich auf seinem Posten um die Menschheit ein bleibendes Verdienst erwirbt. Gern hätte mein Herz dieß Bedürfniß befriediget, aber seine Biographie ist bereits von Dupont von Nemours, der seine in jedem Be-

Digitized by Google

tracht achtungswerthe Wittwe geheirathet hat, in Druck gegeben worden. Bey so bewandten Umständen kömmt es mir nicht mehr zu, vor den Augen des Publicums die tief durchdachten Absichten zu entwickeln, nach welchen dieser ächte Philosoph in allen Verhältnissen seines Lebens zu handeln pflegte. Sein Eifer, den Feldbau in Aufnahme zu bringen, bewog ihn, den Colonisten ansehnliche Vorschüsse zu machen, um den Anbau der Körnerfrucht zu beleben. Die erste Bedingung, welche er bey dergleichen Gelegenheiten machte, war diese, daß sie die Früchte in Natur abliefern sollten, und diese Einrichtung hatte die Folge, daß die Magazine jederzeit angefüllt waren. Da es ihm ernstlich darum zu thun war, die Colonie, deren Wohlfahrt man ihm anvertrauet hatte, immer mehr in Flor zu bringen, so ließ er Producte aus allen vier Weltgegenden in den dasigen Boden verpflanzen. Zu dem Ende kaufte er der ehemahligen ostindischen Compagnie den Garten Monplaisir ab. Er selbst beschäftigte sich mit der Wartung und Pflege exotischer Pflanzen und Gewächse. Er war der Erste, der auf den Einfall kam, ein Stück Feld zu unterminiren, um das darauf befindliche Unkraut von Grund aus zu vertilgen, und dadurch das Gedeihen seiner Pflanzungen zu befördern. Diesem nähmlichen Intendanten haben die französischen Colonien die Cultur der Gewürznelken und des Muskatnußbaums zu verdanken, welche jetzt einen so beträchtlichen Zweig des französischen Handels ausmachen. Seiner Sorgfalt allein ist es zuzuschreiben, daß der Garten Monplaisir eine Menge köstlicher Pflanzen enthält, wovon Céré ein weitläuftiges Verzeichniß herausgegeben hat. Dieser achtungswürdige Colonist, der in jedem Betrachte Poivre's Freund zu seyn verdiente, hat über diese eben so wichtige als nützliche Pflanzschule lange die Aufsicht geführt.

Digitized by Google

Da die Orcane auf Isle de France so gräuliche Verwüstungen anrichten, so kann man sich leicht vorstellen, von welcher Wichtigkeit für die dasigen Colonisten ein sicherer Hafen seyn müsse. Der Schiffscapitän Tromelin, ein Mann, der überaus viel Erfindungsgeist besaß, und in allen Theilen seiner Kunst sehr erfahren war, zeigte dem Intendanten Poivre, daß es allerdings möglich sey, die Bergströme nebst der Erde, welche sie mit fortschwemmten, durch Anlegung mehrerer Dämme und Canäle hinter der Insel Tonnelier ins Meer zu leiten, so daß man alsdann den Hafen austiefen könne, ohne befürchten zu müssen, daß er von neuem verschüttet werde. Ein großes Bassin, Trou-Fanfaron genannt, das dreyhundert Toisen lang, und sechzig Toisen breit ist, konnte nicht nur mehrere Schiffe zu gleicher Zeit aufnehmen, sondern sie auch gegen die heftigsten Sturmwinde in Sicherheit setzen. Vorher aber mußte man in den Schlamm, welchen es enthielt, einen Abzug machen, um hineinkommen, und dieses Bassin, dessen mittlere Tiefe nicht über zehn Fuß betrug, reinigen zu können. Es kam also darauf an, den Schlamm auszuheben, und dieser konnte durch vier mit Fallklappen versehene Schiffe, in Zeit von weniger als sechs Jahren, aus dem Trou-Fanfaron sammt und sonders hinausgeschafft werden. Poivre und der damahlige Interims-Commandant der Colonie, der verehrungswürdige Steinaure, nahmen es auf sich, dieses Project dem Seeminister im Nahmen der Colonie vorzulegen. Es fand allen Beyfall, den es verdiente, und die zu Ausführung desselben erforderlichen Gelder wurden angewiesen. Es kömmt mir nicht zu, dieses so außerordentlich wichtige Project zu würdigen. Ich habe bereits des Umstandes erwähnt, daß der Officier, welcher es entwarf, mein Verwandter und Freund ist. Die Colonie

hat ihm aber, in Betracht dieser Arbeit, ein Ehrendenkmahl errichten lassen, und dadurch gezeigt, daß sie dieselbe zu schätzen wußte.

Die Insel Isle de France, welche man, was die gesunde Luft und das milde Klima betrifft, mit den canarischen Inseln vergleichen kann, wird von einer großen Anzahl Bäche bewässert. In ihrem Innern gibt es mehrere Teiche, und zu allen Jahreszeiten fällt daselbst Regen, weil die dasigen Berge und Wälder die Wolken anziehen, und die darin enthaltene Feuchtigkeit einsaugen. Der Boden ist fruchtbar und eisenhaltig; denn es ist nichts Seltenes, daß man auf der Oberfläche desselben gediegene Stückchen Eisen von der Größe einer Erbse findet. Was die verschiedenen Producte dieser Insel betrifft, so sind dieselben von dem gelehrten Naturforscher Commerson so vollständig gesammelt und beschrieben worden, daß in dieser Hinsicht nichts mehr zu wünschen übrig bleibt. Fragt man, wo diese gemeinnützigen Nachrichten und diese reichhaltige Sammlung, die eines Platzes im Museum des botanischen Gartens so würdig ist, dermahlen aufbewahrt werden? Der gelehrte Jussieu ist es, an den man sich in dieser Hinsicht zu wenden hat.

Man besorgt, Poivre's Nachfolger, der nie dazu aufgelegt schien, nützliche Kenntnisse zu befördern, habe mancherley Dinge, die für ihn keinen Werth hatten, unter die verlegene Waare, oder in die Winkel der Vorrathshäuser werfen lassen, wo sie Niemand mehr sucht. Nach Commerson's Absterben wurde Poivre benachrichtigt, daß man sich um die kostbare Sammlung dieses Naturforschers, der mit Bougainville die Reise um die Welt gemacht, und die Rückkehr in sein Vaterland bloß deßwegen verschoben hatte, um zuvörderst die Producte von Isle de France und Madagaskar kennen zu lernen, weiter gar nicht bekümmert habe.

Digitized by Google

Die südliche Spitze des großen Continents von Africa wurde im Jahre 1487 von Bartholomäus Dias, einem portugiesischen Seefahrer, entdeckt. Das berühmte Vorgebirge, welches den äußersten Theil derselben ausmacht, wurde aber nicht eher als 1497 von Vasco de Gama umschifft. Dieser war also der erste, welcher den Europäern den Weg nach Indien zeigte. Heutiges Tages ist dieß ein leichter und ganz gewöhnlicher Weg; in jenem früheren Zeitalter glaubte man aber, daß ein Seemann außerordentlich viel Muth und Geschicklichkeit besitzen müsse, denselben zurückzulegen. Herodot erzählt, unter der Regierung des Nekao hätten die Phönicier drey Jahre Zeit gebraucht, um die Reise nach Afrika zu machen. Während dieser Fahrt waren sie an den Küsten des großen Weltmeeres vorübergeschifft, und sodann durch die Meerenge bey Gibraltar nach Aegypten zurückgekehrt. Dieser Nekao, welcher sechs hundert Jahre vor Christi Geburt lebte, hatte sich vorgenommen, die mittelländische See und das rothe Meer durch Anlegung eines Canals mit einander in Verbindung zu setzen. Der carthaginensische Heerführer Hanno schiffte durch dieselbe Meerenge aus der mittelländischen See in das große Weltmeer. Er war Willens, den damahligen Beherrscher Siciliens, Agathokles, zur See zu bekriegen; aber Mangel an Lebensmitteln verhinderte ihn, seine Fahrt zu vollenden. Da jedoch die älteren Seefahrer immer nur an den Küsten hinsteuerten, so versteht sich von selbst, daß die Verdienste, welche sich jene berühmten Männer, die wir so eben genannt haben, um die Schiffahrt und den Handel erwarben, durch jene frühere Unternehmungen nicht das mindeste von ihrem Werthe verlieren.

Die

Die erste Anlage einer Colonie auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, schreibt sich vom Jahre 1650 her. Van Risbeck, ein holländischer Wundarzt, war der erste, welcher die Bemerkung machte, daß sich die ostindische Compagnie überaus große Vortheile verschaffen könnte, wenn sie daselbst eine Niederlage und einen Erholungsort für die Seeleute anlegte, die nach Ostindien fahren. Die dasigen Colonisten sind größten Theils Holländer oder Deutsche, bis auf einige Familien, welche sich ehedem in einem gewissen Bezirke, Klein-Rochelle genannt, niedergelassen, und aus Frankreich stammten. Die Einwohner der Kapstadt sind gastfreundlich, und der Fremde hat alle Ursache, den Charakter der Colonisten zu rühmen. Wenn man eine holländische Stadt gesehen hat, so ist es eben so viel, als hätte man sie alle gesehen. Sie bestehen durchgehends aus breiten nach der Schnur angelegten Straßen, die auf beyden Seiten mit Bäumen besetzt sind, welche die Vorderseite der Häuser beschatten. Letztere sind nur ein Stockwerk hoch, und werden außerordentlich sauber und rein gehalten. In der Kapstadt sind mehrere Canäle, aber das darin befindliche Wasser hat keinen Abfluß, und würde die Luft verpesten, wenn nicht beständig frische Winde wehten, und sie von den schädlichen Ausdünstungen reinigten. Den Sclaven kommt die Fruchtbarkeit des Landes überaus gut zu statten. Sie werden reichlich mit Brot, Fleisch und Gemüse versehen. Sie schlafen auf Betten oder Matratzen, und bekommen sogar Decken. Die Männer sowohl als die Frauenspersonen sind anständig und auf eine solche Art gekleidet, daß sie bey der rauhen Jahreszeit nicht Noth leiden. Die Holländer beziehen ihre Sclaven von Madagaskar und Batavia. Die Malegaschen sind treffliche Dienstbothen und ver-

ständige Leute; auf die Malayen aber muß man ein wachsames Auge haben, denn sie berauschen sich gern durch Opium, und begehen nachher alle möglichen Ausschweifungen. Daher kommt es denn auch, daß der Gebrauch dieser schädlichen Substanz, die auf dem Cap unbeschreiblich viel Unheil angerichtet hat, bey harter Strafe verbothen ist. Die ursprünglichen Einwohner, welche sich noch jetzt in den Gegenden aufhalten, die zunächst bey den holländischen Besitzungen liegen, leben wie unsere uralten Vorfahren, als Hirten. Die Hottentotten, so nennt sich dieses Volk, haben sich in das Innere des Landes, bis auf dreyßig fr. Meilen von der Kapstadt zurückgezogen. Jeder Kraal, oder jedes Dorf wählt zwey Männer aus seinem Mittel, die der Capitän und der Corporal genennet werden, und beauftragt sind, mit der Regierung wegen des Preißes der Waaren übereinzukommen, die sie auf den Markt bringen. Die Sprache dieser Leute ist von solcher Beschaffenheit, daß sie allemahl mit der Zunge schnalzen, ehe sie zu reden anfangen. Allem Vermuthen nach ist dieß die Ursache, weßwegen sie ehedem Schoc-schoquas genannt wurden; denn dieß ist die Benennung, unter welcher sie auf den alten Charten, die man von dieser Insel hat, vorkommen. Sie sind groß, hager, und sehen dunkelbraun, beynahe rußfarben aus. Sie haben eine platte Nase, einen großen Mund, dicke Lippen und krauses Haar. Sie hängen Schaffälle um, und tragen Mützen und Gürtel von Leder. Ihr Ansehen ist ekelhaft, weil sie sich über und über mit Fette beschmieren, und überhaupt sehr unreinlich sind. Die Luft auf dem Cap und die Nahrungsmittel sind so gesund, daß alle die, welche mit dem Scharbock behaftet oder auf andere Art krank sind, in kurzer Zeit daselbst hergestellt werden. Bey den gutmüthigen

Holländern ist die Tafel jederzeit mit Käse, frischer Butter, Brot, Melonen, Weintrauben, Pfirschen und Aprikosen, Wein, Thee, Kaffee, Tabak und Pfeifen, besetzt. Um zwölf Uhr ißt man zu Mittag, und um sieben zu Nacht. Bey diesen Mahlzeiten herrscht ein weit größerer Ueberfluß an schmackhaftem Fleische, Wildprät, Gemüse und Fischen, als in irgend einer anderen Colonie. Der Compagniegarten verdienet nur in so fern einige Erwähnung, als europäische Bäume darin stehen, die hier zu eben der Zeit Früchte tragen, wo sie in Frankreich kein Laub mehr haben. Man unterhält hier eine Menagerie, die von der Menge Thiere, welche man in dieser entlegenen Gegend von Africa antrifft, nur einen schwachen Begriff gibt. Im südlichen Theile gibt es eine Menge sehr hoher Berge, die aus Granit bestehen, und worin man eben so wenig Versteinerungen als irgend eine Spur vulcanischer Producte wahrnimmt. Poivre konnte die Blumen, die in der Gegend der Kapstadt wachsen, nicht genugsam bewundern. Das Thierreich zeichnet sich hier eben so vortheilhaft aus, wie das Pflanzenreich.

Die Giraffe, der Elephant, das Nashorn, der Büffel, der Löwe, das Pantherthier, der Tiger, das Zebra, das Flußpferd, der Kasuar und der Strauß, der Adler, und eine Menge kleinerer Thiere, wie z. B. Gazellen und Antilopen, sind in diesen Gegenden einheimisch.

Auf dem Cap bereitet man Weine, die von verschiedener Qualität sind. Der gewöhnliche Trinkwein hat viele Aehnlichkeit mit dem Madera, der aus getrockneten Trauben bereitet wird; jene Gattung hingegen, die man Constantia nennet, und wozu sich in Frankreich so viele Liebhaber finden, ist nur in kleiner Quantität zu haben. Der große Constantia-Wein-

berg gibt ungefähr zweyhundert Alverammen, jede zu fünf und vierzig Kannen. Da nun die Alveramme mit fünf und dreyßig Piastern bezahlt wird, so gewährt dieß dem Eigenthümer eine jährliche Einnahme von sieben tausend Piastern. Hieraus erhellet, daß man diesen rothen Muskatwein, der so sehr gesucht wird, in Europa selten ächt bekommt. Eben so verhält es sich auch mit dem blanken Constantiawein, der in der Nähe des eben genannten Berges auf einer minder beträchtlichen Anhöhe wächset. Die Alveramme blanker Constantia-Wein kommt auf dem Platze nur dreyßig Piaster zu stehen. Van der Spöi, der damahlige Besitzer des großen Costantia-Berges, lud den Intendanten Poivre zu einem Mittagsmahl in seiner Wohnung ein. Auch ich war von der Partie. Als wir uns dahin verfügten, kamen wir durch einen Wald, dessen Laub mit jenem unserer Weidenbäume viele Aehnlichkeit hatte. Jedes Blatt war mit einer Art von weißem Pflaum überzogen, und wenn es der Wind bewegte, glänzte es wie Silberlahn. Dieser täuschende Glanz hat vermuthlich Anlaß gegeben, diese Art von Bäumen Silberbäume (Protea argentea) zu nennen. Als wir zu diesem Walde hinaus waren, führte uns der Weg an mehreren Weinbergen vorbey. Die Weinreben werden hier nicht an Pfählen befestigt, so daß die Trauben beynahe auf die Erde hängen. Man schneidet sie nicht eher ab, als bis sie völlig reif sind. Ich muß gestehen, daß wir auf dem Wege, der von der Kapstadt nach dem Constantia-Berge führt, wenig angebauetes Land sahen; als wir aber zu Neuhausen den Garten der ostindischen Compagnie in Augenschein nahmen, wunderte sich Poivre sehr, mitten in einer wüsten Gegend einen Platz anzutreffen, der noch weit fruchtbarer und fast eben so gut angebauet war, wie der

Digitized by Google

Garten, den die oſtindiſche Compagnie in der Kapſtadt beſitzt. Die Zugänge des großen Conſtantia-Berges ſind in ſo fern merkwürdig, als ſie durch eine lange aus Eichen beſtehende Allee führen. Das daſige Wohnhaus hat eine angenehme Lage und iſt mit breiten Graben umgeben. Van der Spöi bewohnte daſſelbe nebſt ſeiner Gattin, deren Vater ein franzöſiſcher Refugié war. Dieſe Dame hegte noch immer eine ganz beſondere Vorliebe für die franzöſiſche Nation. Sie theilte dieſes Gefühl mit den ſämmtlichen Nachkommen der franzöſiſchen Refugiés, die durch den Widerruf des Edikts von Nantes gezwungen wurden aus ihrem Vaterlande zu wandern. Sie hatten unweit der Kapſtadt ein Etabliſſement angelegt, das bis auf den heutigen Tag Klein-Rochelle genannt wird. Ich kann die freundliche Aufnahme, welche der Intendant Poivre und alle zu ſeiner Geſellſchaft gehörige Perſonen, bey dieſen guten Leuten fanden, nicht genug rühmen. Während der ganzen Zeit, als wir ſpeiſten, ſetzte uns Van der Spöi von ſeinem Conſtantia vor, und zum Deſſert wurde Bordeaux-Wein gegeben. Dieß wollte uns nun zwar nicht ſo recht behagen, wir mußten uns aber nach dem Verlangen unſers gaſtfreundlichen Wirths fügen, der auf ſeinen vortrefflichen rothen Muskatenwein einen ſehr hohen Werth ſetzte, und zwar um ſo mehr, da die erſten Trauben dieſer Art, ſeiner Verſicherung zu Folge, von Schiras in Perſien, hieher verpflanzt worden waren. Als wir die Weinberge, wo ſowohl der rothe als auch der blanke Conſtantia wächſet, in Augenſchein genommen hatten, und nun die Nacht herannahete, mußten wir uns, zu nicht geringem Leidweſen, von dem guten Van der Spöi und ſeiner Gattin beurlauben.

Digitized by Google

Der berühmte Botaniker, Doctor Sparmann, der eine ausführliche Beschreibung seiner Reise nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung und dem Hottentottenlande herausgegeben hat, erspart mir die Mühe, dem Leser von dieser so wichtigen Colonie noch mehrere Nachricht zu ertheilen. Mit Bedauern mußten wir wahrnehmen, daß verschiedene Bemerkungen, die von unserem berühmten Collegen La Caille zusammengetragen, und nach dessen Tode gedruckt worden sind, auf die Angesehensten Einwohner einen Eindruck gemacht hatten, der unserer Nation nicht sehr zum Vortheil gereichte. Man ersieht aus Cook's zweyter Reise, daß Forster von diesem widrigen Eindrucke gesprochen hat, ob es mir gleich gelungen war, ihn selbst denen zu benehmen, welche die meiste Ursache hatten, sich über La Caille's Aeusserungen zu beschweren. Die Achtung, welche man für diesen großen Astronomen hegte, und der Respect, welchen seine allgemein bekannten Tugenden einflößten, machten mir es leicht, diejenigen welche sich über ihn beschwerten, zu überführen, daß er die öffentliche Bekanntmachung jener Bemerkungen, die so manchen achtungswürdigen Mann beleidigen mußten, bey seinen Lebzeiten gewiß nicht gestattet haben würde. Diese Bemerkungen hat jener Partheygeist in die Feder dictiret, von dem sich ein Ausländer so leicht eben nicht einnehmen läßt. „La Caille, sagt Forster, „sucht in seiner Reisebeschreibung Kolben um den „guten Ruf zu bringen, den er sich durch die seinige „erworben hat, und wir würden jenes oberflächliche „Buch gewiß nicht erwähnen, wenn es uns nicht „darum zu thun wäre, Kolben wegen der Richtigkeit „seiner Angaben zu rechtfertigen. Der reisende Fran„zos hielt sich während seines Aufenthaltes auf dem „Cap zu einer Familie, die als die Gegenparthey

„von jener zu betrachten war, welche sich für Kol„ben erklärte. Täglich hörte er gegen diesen Schrift„steller Schmähungen ausstoßen, die er in seine „Schreibtafel aufzeichnete. — — Zum Beweise, „sagt Forster ferner, daß Kolbens Angaben aller„dings gegründet sind, will ich hier nur anführen, „daß wir wirklich zwey verschiedene Gattungen „Schwalben wahrgenommen haben, ob ihn gleich La „Caille durch die Hechel zieht, daß er dieses behaup„tet. Auch hat sich der reisende Franzos in Anse„hung des so genannten Knorrhahns gröblich „geirrt; denn dieser ist keineswegs ein Haselhuhn, „wie er ihn nennet, sondern der africanische Trappe. „Eben so leicht würden sich alle anderen Kritiken, die „er über Kolbens Werk angestellt hat, widerlegen „lassen, wenn es sich anders der Mühe verlohnte, ein „so unbedeutendes Buch, wie das seinige ist, noch„mahls zu durchblättern."

Forster! Sie kannten also nicht die gelehrten Schriften unsers La Caille, den ganz Europa verehret, und mit Recht für den größten Astronomen seines Zeitalters hält? Sein weit verbreiteter Ruhm bewog einen seiner Freunde — und die Anzahl derselben war groß — alles was er unter seinen Papieren fand, ohne Auswahl drucken zu lassen. Mithin fällt aller Tadel bloß auf den Herausgeber, der jenes Werk, nach dem Absterben seines Verfassers ans Licht treten ließ. Wer kann sich aber wohl rühmen, Forster, daß er nicht dann und wann ein wenig Nachsicht bedürfe? Sind Sie denn überzeugt, daß die Anmerkungen, welche Sie zu der zweyten Reise des unsterblichen Cook gemacht haben, so ganz über alle Kritik erhaben sind? Glauben Sie fest und gewiß, daß es dem Verfasser der Astronomiae Fundamenta auf dem Cap bloß um die Vervollkommnung der Astrono-

Digitized by Google

mie zu thun war, und daß er nie die Absicht hatte, Kolbens Werk kritisiren zu wollen.

Ich kann das Cap nicht verlassen, ohne zuvor noch der sonderbaren Kaskade zu erwähnen, welche die Wolken bilden, indem sie wie Schneeflocken auf die See herabstürzen, und sie so sehr in Bewegung setzen, daß der Rhede-Commandant seine Flagge aufstecken muß, um den Schiffen dadurch anzudeuten, daß sie auf ihrer Hut seyn, und keine Schaluppen ans Land schicken sollen. Dieses Signal ist um so nöthiger, da auf jene majestätische Naturerscheinung allemahl ein fürchterlicher Sturm folgt, der eine so ungeheuere Menge Sand aufwühlt, daß er die Luft verfinstert, und die Schiffe nicht selten in die Nothwendigkeit setzet, die Anker zu lichten und in die offene See zu gehen. Der Tafelberg ist, nach La Caille's Berechnung fünf hundert und fünfzig Toisen höher als die Meeresfläche. Der obere Theil dieses Berges besteht aus einem ganz flachen Felsen, der von Osten gegen Westen tausend drey hundert und vierzig Toisen lang, und sechs hundert Toisen breit ist.

Wiewohl der Felsengipfel dieses Berges nur mit wenig Erde bedeckt ist, so fanden doch Thunberg und Sparmann eine beträchtliche Anzahl Pflanzen daselbst. Letzterer hat von den Hirtenhottentotten, und Jägerhottentotten eine sehr naive Schilderung entworfen. Wir haben gefunden, daß sie treffend und ganz nach der Natur copirt ist. Er gibt ihnen dieselbe Statur, wie den übrigen europäischen Völkerschaften, nur daß sie geschmeidiger und hagerer sind. Die Farbe ihrer Haut ist braungelb, und sieht beynahe so aus, wie die eines Mulatten, der stark an der Gelbsucht leidet. Im Weißen des Auges nimmt man von dieser Farbe nicht das mindeste

Digitized by Google

wahr; der Augapfel sieht dunkelbraun, oder vielmehr schwärzlich aus. Sie haben kleine aufgestülpte Nasen; ihre Lippen aber sind nichts weniger als dick, und der Mund ist mit überaus schönen Zähnen besetzt. Ihre Hände und Füße sind, in Vergleichung mit den übrigen Theilen des Körpers, unverhältnißmäßig klein. Diese Bemerkung, sagt Sparmann, hat meines Wissens noch Niemand gemacht, und dennoch ist diese sonderbare Gestaltung als ein charakteristisches Unterscheidungszeichen dieses Volkes zu betrachten. Die Stelle, wo die Nase beginnet, hat die Natur auf eine solche Art angebracht, daß die Distanz des einen Auges vom anderen viel größer als in den Gesichtern der Europäer, und die Spitze der Nase ein wenig platt ist. Im Ganzen betrachtet, sieht man aus ihren Gesichtszügen, ihrer Gestalt, ihrer Haltung und allen ihren Bewegungen, daß sie lebhaft, munter und gesund sind. Ihr Haar ist viel wollichter, als das der Negern. Sparmann hat die ungegründeten Nachrichten, welche verschiedene Reisende in Betreff der Schamtheile der Hottentotten und Hottentottinnen ausgesprengt haben, widerlegt. Er bestätigt aber die Bemerkung, daß diese Leute den widerrechtlichen Gebrauch unter sich eingeführt haben, den ganzen Körper von Kopf bis zu Fuß mit Fette zu beschmieren, das sie mit Ruß vermischen. Diese Salbe frißt in die Haut ein, und gibt derselben eine ganz andere Farbe, so daß sie hellbraun aussieht, so lange sie der Schmuz nicht in schwarzbraun verwandelt. Einige thun unter die Salbe gewisse aromatische Kräuter, welche sie pulverisiren und Buckhu nennen. Diese Kräuter sollen, ihrer Meinung nach, der Gesundheit sehr zuträglich seyn. Sie sind eigentlich nichts anderes als verschiedene Arten Diosma, wovon mehrere Gattungen in der Gegend der Kapstadt häufig zu

finden sind. Besonders ist eine darunter, die in den Augen dieser Leute einen sehr hohen Werth haben muß, da sie, wenn diese Pflanze pulverisiret ist, für einen Fingerhut voll ein ganzes Schaf geben.

Da sich die Hottentotten am ganzen Leibe mit Fett, Kienruß und Buckhu beschmieren, so hat dieß die Folge, daß dadurch die Haut vor dem nachtheiligen Einflusse der Witterung gesichert wird. Sie wird dadurch gleichsam mit einer Art Firniß überzogen, der jenem nicht unähnlich ist, welchen Maupertuis in Vorschlag brachte, um den Verlust dessen zu vermindern, was dem Körper durch unmerkliche Ausdünstung entzogen wird; oder vielmehr um die immerwährende Combustion zu verhüthen, welche das Oxygen verursacht wenn es den menschlichen Körper unmittelbar in allen seinen Theilen berührt. Wer weiß, ob nicht geschickte europäische Aerzte dereinst Veranlassung nehmen, gewisse medicinische Vorschriften von diesem Gebrauche zu abstrahiren, welcher der Gesundheit jener Wilden, die ihn unter sich eingeführt haben, nicht im mindesten zum Nachtheil gereicht, wiewohl er unsers Erachtens auf die Beschaffenheit des menschlichen Körpers allerdings Einfluß haben muß.

Die Hottentotten tragen keine andere Kleidungsstücke, als Schaffelle, da sie die Wolle gegen die Kälte, und das Leder vor der Feuchtigkeit schützt. Dieser Mantel hält im Winter warm, und ist kühlend im Sommer. In dem einen wie im andern Falle, darf man ihn nur umkehren. Man heftet ihn vorn auf der Brust zu. Bey gutem Wetter wird er zurückgeschlagen, so daß der Unterleib, wie auch die Schenkel und Füße von vornher unbedeckt bleiben; er ist aber weit genug, daß man ihn, um sich vor der Kälte zu schützen, um den Leib schlagen kann. Außer

dieſem Mantel, haben die Hottentotten nicht das mindeſte, ihre Blöſſe zu bedecken; wenn ſie ſchlafen wollen, ziehen ſie ihn dicht um den Leib, und legen ſich auf die Erde.

Zwiſchen den Hirtenhottentotten und den Jägerhottentotten findet, ſowohl in Anſehung der Sitten als des Charakters, ein eben ſo weſentlicher Unterſchied Statt, wie zwiſchen Wolf und Lamm. Die Jägerhottentotten, welche man Boski's, oder Buſchmänner nennet, ſind äußerſt dumm, und in einem noch höheren Grade wild. Sie nähren ſich bloß von der Jagd und vom Raube. Gleich den wilden Thieren, haben ſie keinen andern Aufenthalt, als in den Wäldern und Felſenklüften. Der Hunger hat ſie ſo ſehr abgezehrt, daß ſie wie Scelete ausſehen. Die Gutsbeſitzer, in deren Nachbarſchaft ſie ſich aufhalten, ſtellen ihnen ganz außerordentlich nach, um ſie zu Sclaven zu machen. Der gute Doctor Sparmann deklamirt gegen dieſe Menſchendieberey in einem ſehr heftigen Tone; aber leider kann man ſich keiner zu ſtarken Ausdrücke bedienen, um die Ungerechtigkeiten der Menſchen in ihrer ganzen Abſcheulichkeit darzuſtellen. Die Hirtenhottentotten ſind Leute von ſanfteren Sitten und gutmüthigerm Charakter. Sie ſind ſehr für ein freyes und unabhängiges Leben eingenommen, und ziehen gern von einem Orte zum andern. Dieſe Lebensart muß für die, welche daran gewöhnt ſind, überaus viel Anziehendes haben, wie aus nachſtehendem Beyſpiel erhellet, das in der allgemeinen Geſchichte der Reiſen vorkommt. Der Gouverneur Van der Stell hatte einen jungen Hottentotten zu ſich genommen, den er von der früheſten Kindheit an ganz nach europäiſcher Art erziehen ließ. Man lehrte ihn verſchiedene Sprachen, und da er in denſelben ſtarke Fortſchritte machte, ſo gab man ihn ei-

nem Generalcommissär mit nach Indien, wo er in Geschäften der Compagnie auf eine vortheilhafte Art gebraucht wurde. Als dieser Hottentot auf dem Kap wieder angekommen war, stattete er seinen Verwandten einen Besuch ab, und dieser Besuch machte auf den jungen Mann einen Eindruck, dergleichen man nun und nimmermehr erwartet hätte. Er kam in einem Schafpelze gekleidet zum Gouverneur, und sprach: „Hier sind meine europäischen Kleidungsstücke, die ich mit dem festen Vorsatze abgelegt habe, in der Religion und nach der Weise meiner Vorältern zu leben. Die einzige Gnade, die ich mir noch zu guter Letzt von Ihnen ausbitte, besteht darin, daß Sie mir dieses Halsband und diesen Säbel lassen, die ich zeither getragen habe. Ich werde diese beyden Stücke, aus Liebe zu Ihnen, sorgfältig aufbewahren. Als er dieses, zum größten Erstaunen aller, die es mit anhörten, gesagt hatte, ging er eiligst fort, ohne Van der Stells Antwort zu erwarten, und seitdem hat er sich nie wieder auf dem Kap sehen lassen.

Mit wahrer Betrübniß sah ich nunmehr die Stunde herannahen, wo ich das Vorgebirge der guten Hoffnung verlassen mußte. Ich muß es rühmen, daß sich der Gouverneur Van Plettenberg, der Major Van Prehn und der Rath Berg, ein wahres Vergnügen daraus machten, mir alle Producte dieses so fernen Landes zu verschaffen, die noch zur Zeit wenig oder gar nicht bekannt sind. Meiner Schuldigkeit gemäß statte ich ihnen hiermit im Nahmen aller, denen es um die Beförderung der Wissenschaften zu thun ist, meinen herzlichen Dank ab.

Rückreise vom Vorgebirge der guten Hoffnung nach Brest.

Den ersten Januar 1773 ging unser Schiff vom Vorgebirge der guten Hoffnung in See. Der Capitän D'Arros richtete seinen Lauf nach der Ascensions-Insel, deren ich bereits weiter oben erwähnt habe. Als ich zum zweyten Mahle daselbst landete, hatten die Americaner bereits angefangen, sich daselbst von Zeit zu Zeit einzufinden, um aus den Schildkröten Oel zu sieden. Dieser Handel, der an und für sich betrachtet, von keinem sonderlichen Belang ist, wird den Seefahrern in der Folge sehr nachtheilig seyn; denn diese gehen bloß in der Absicht an dieser Insel vor Anker, um sich daselbst eine gesunde Nahrung, und ein sehr wirksames Mittel gegen den Scharbock zu verschaffen.

Ich war auf ein Mittel verfallen, wodurch ich die Meerestiefe zwischen Africa und America zu bestimmen hoffte. Zu dem Ende hatte ich eine sehr einfache Maschine verfertiget, womit ich je eher je lieber einen Versuch zu machen wünschte. Dieses Instrument bestand aus einem Stück Tannenholz, das wie eine Spindel gestaltet war, und vier Pfund zwey Unzen wog. Diese hölzerne Spindel war inwendig mit Kork ausgefüttert, sieben Schuh hoch, und an beyden Enden zugespitzt, damit sie, ohne einen sonderlichen Widerstand zu finden, durch das Wasser hindurch dringen könne. Ich hatte sie tüchtig mit Theer überziehen, und noch überdieß mehrmahls mit weisser Oelfarbe anstreichen lassen, damit kein Wasser hineindringen, und man dieselbe in einer beträchtlichen Weite wahrnehmen könne. Diese Spindel sollte vermittelst einer vier und zwanzig pfündigen Kugel bis auf den Grund

des Meeres hinabgesenkt werden. Der leichte Körper mußte nach Verlauf einer gewissen Zeit, die mit der Tiefe des Wassers im Verhältnisse stand, acht bis zehn Fuß hoch über die Meeresfläche hervorspringen. Sobald nähmlich die Kugel auf dem Boden aufstieß, mußte sich der leichte Körper von dem schweren absondern, da er an diesem letzteren nur vermittelst eines Hakens befestiget war, der durch die Wirkung des Gegendrucks die Stelle der Auslösung vertrat, und sich von dem Gewichte los machte. Auf der Ascensions-Insel stellte ich mit diesem Instrumente verschiedene Versuche an, und da der Erfolg meiner Erwartung entsprach, so machte ich mir Hoffnung, daß dieselben in einer beträchtlicheren Tiefe ebenfalls gelingen würden. Diese Hoffnung schlug fehl, als ich auf offener See, zwischen Africa und America, zur Zeit einer Windstille, in der beobachteten Breite von 2 Gr. 7 Min. nordmärts, und unter der beobachteten Länge von 16 Gr. einen Versuch damit machte. Der Fehler lag allem Vermuthen nach darin, daß die Spindel viel zu klein war, als daß ich sie auf der unermeßlichen Fläche des Oceans wahrnehmen konnte. Es war den fünf und zwanzigsten März 1773, als ich diesen Versuch, der mich ausserordentlich interessirte, bey überaus schönem Wetter veranstaltete. Freylich hätte ich es nicht bey diesem einzigen Versuche bewenden lassen, sondern mich mit mehreren Spindeln versehen sollen, um ihn noch mehrmahls wiederholen zu können; da er aber bey der Ascensions-Insel so gut von statten ging, so flößte mir dieß eine Art von Vertrauen ein, das ich leider zu spät bereuete. Ich wußte damahls noch nicht, daß in der von Newton revidirten Erdbeschreibung des Varenius eine Erfindung vorkommt, die vom Doctor Hook herrühret, und mit der meinigen, die ich so eben beschrieben habe, viel Aehnlichkeit hat.

Indessen bin ich der Meinung, daß der Apparat, welchen ich ersonnen habe, viel einfacher als jener ist, und ich kann mit Wahrheit versichern, daß er in einer Tiefe von hundert Klaftern den besten Erfolg hatte.

Noch zur Zeit ist uns die größte Tiefe des Meeres gar nicht bekannt; man vermuthet, daß sie dem Höhenmaß der höchsten Berge gleich komme, und diese Vermuthung ist nicht ganz unwahrscheinlich. Uebrigens darf ich nicht unangezeigt lassen, daß dieses mehr eine kuriose als nützliche Erfindung ist. Der fleißige und unermüdete Naturforscher La Manon, welcher bloß in der Absicht seine Kenntnisse zu erweitern, den Entschluß faßte, mit La Peyrouse die Welt zu umsegeln, ließ von dem Mechaniker Le Noir eine ähnliche Sonde verfertigen. Sie bestand aus einer kleinen kupfernen Kugel, die mit Pulver gefüllt und woran ein Stück Schwamm befestiget war. Auf dieser Kugel befand sich ein Brennglas, das auf der einen Seite hohl und auf der anderen convex geschliffen war. Der Brennpunct dieses Glases hatte die Gestalt einer kleinen Linse, die gerade so groß war, daß sie auf die Mündung der mit Pulver gefüllten Kugel paßte. Wenn das Brennglas ins Wasser gesenkt wurde, so ging dieß so schnell zu, daß es die Sonnenstrahlen unmöglich concentriren, und den Schwamm anzünden konnte, der von der Linse berührt wurde, welche auf der Kugel, gleich einem Stöpsel, fest anschloß; desto gewisser erfolgte aber diese Wirkung, so bald sich die Kugel von dem Gewichte das sie auf den Boden hinabzog, losgemacht hatte. Alsdann zersprang die Petarde, und that einen Knall den man in weiter Ferne hörte, und woraus man schliessen konnte, daß der leichte Körper nun wieder auf die Oberfläche des Wassers emporgestiegen sey. In vorliegendem Falle muß kein Wölkchen am Himmel seyn, und die Sonnen

strahlen müssen beynahe senkrecht aufs Meer fallen. Nur dann darf man hoffen, daß dieses Experiment glücklich von statten gehen werde. Dieselbe Wirkung würde erfolgen, wenn man sich, anstatt des Brennglases, des Phosphors bediente, der bekanntlich unter dem Wasser nicht brennt, wohl aber sich in der freyen Luft entzündet. Die Vorrichtung, deren man bedarf, um das Pulver vermittelst dieses Vehikels anzuzünden, ist so leicht zu veranstalten, daß sie keiner weiteren Erläuterung bedarf.

Den Tag nachher, als ich den oberwähnten Versuch gemacht hatte, um die Tiefe des Meeres zwischen Africa und America zu erforschen, senkte ich ein gutes mit Quecksilber gefülltes Barometer, das nach der Reaumurschen Skale abgetheilt war, bis zu der Tiefe von sechzig Fuß hinab. Ich fand, daß die Temperatur des Wassers in dieser Tiefe 26 und einen halben Grad betrug, da das Barometer am Bord unseres Schiffes nur auf 24 Grad stand.

Die Seefahrer müssen sich, zur Sicherheit der Schiffe mit guten Barometern versehen. Die, welche nach Blondeau's Erfindung in Eisen gearbeitet sind, verdienen in so fern den Vorzug, daß sie nicht leicht zerbrechen, und mit geringer Mühe von einem Orte zum anderen geschafft werden können. Diese Barometer dienen auch dazu, daß man vermittelst derselben die ungleiche Höhe eines Terrains mit derjenigen Präcision bestimmen kann, die in dergleichen Fällen schlechterdings nöthig ist. Alsdann ist es schon hinlänglich, wenn man nach folgender Regel verfährt, welche sich auf richtige Beobachtung gründet:

Wenn der Barometerstand an der Stelle A 334 Linien, und an der Stelle B 331 Linien beträgt, so bekömmt man die Erhöhung B über A durch die Differenz der beyden Logarithmen von 334 und 331.

Diese

Diese Differenz wäre in vorliegendem Falle 0,003918. Da nun die vier ersten Zahlen nach der charakteristischen Angabe als Toisen zu betrachten sind, so gibt dieß 0039, d. i. 39 Toisen, wovon der dreyßigste Theil abgehet. Dem zu Folge ist der Punct B in vorliegendem Fall 37 Toisen und vier Fuß höher, als der Punct A. Will man dergleichen Fälle noch genauer bestimmen, so muß man von den Berichtigungen Gebrauch machen, nach welchem die Physiker diese Methode zu einem noch höheren Grade der Vollkommenheit zu bringen gesucht haben.

Ich gab hiernächst dem La Manon eine sehr leichte Methode an, vermöge welcher er, während der Reise die er anzutreten im Begriffe war, selbst die unmerklichsten Erderschütterungen wahrnehmen könne. Ich schlug ihm vor, sich hierzu einer großen concaven und von Rauch angelaufenen Glasscheibe zu bedienen, und mitten auf dieselbe eine mit kleinen Zweckchen beschlagene Kugel zu stellen. Die Spur, welche diese in Bewegung gesetzte Kugel auf der schwarzen mit Rauch angelaufenen Fläche zurückläßt, wird die Richtung anzeigen, in welcher sich das Erdbeben wenn es am heftigsten ist, nach dieser oder jener Weltgegend erstreckt. Man kann nicht erachten, daß man vermittelst einer Uhr, welche die Tage und Stunden richtig angibt, zugleich den Augenblick in welchem sich das Erdbeben ereignet, auf das genaueste bestimmen kann. Zu dem Ende darf man nur in die Mitte des concaven Glases ein kleines Loch machen, so daß die Kugel wenn sie in Bewegung gesetzt wird, auf einen kleinen Stift wirken kann, der auf dem Uhrblatt einen Strich macht. Dieser Strich zeigt den Tag und die Stunde an, wo die Kugel aus ihrer erstern Stelle gerückt worden ist. Ich habe diese Methode bereits vor mehr als zehn Jahren in Vorschlag gebracht, und

zwar in einer Schrift, wovon freylich nur wenige Exemplare abgedruckt worden sind. Sie führt den Titel: Dissertations qui peuvent être utiles ou nécessaires aux recherches des Navigateurs. Ich habe darin gezeigt, von welchem Nutzen Prismata von Bergkristall für die Seeleute seyn können, um vermittelst derselben die Entfernung zu bestimmen, in welcher sie auf offener See Schiffe wahrnehmen.

Meine Rückreise vom Vorgebirge der guten Hoffnung bis nach Brest, kann nur in so fern einiges Interesse haben, als sie verschiedene in die Schiffahrt einschlagende Beobachtungen betrifft, die aber nicht hieher gehören.

Digitized by Google

Bory de St. Vincent's

Reise

nach den

Kanarien-Inseln.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorrede.

Das historisch-geographische Werk, das hier dem Teutschen Publikum in einer planmäßig bearbeiteten und abgekürzten Uebersetzung vorgelegt wird, hat im französischen Originale folgenden Titel:

Essais sur les Isles Fortunées et l' antique Atlantide on Précis de l' histoire générale de l' Archipel des *Canaries*, par I. B. G. M. *Bory De St. Vincent*, Officier français. Paris, bey Baudouin. Germinal An. XI. April 1803. Ein Quartband von 522 Seiten, mit Kupfern und Charten.

Der Verfasser ist ein talentvoller junger Franzose, der den Kapit. Baudin auf seiner Entdeckungsreise begleitete; er hat selbst die Kanarien-Inseln besucht und ihre Naturmerkwürdigkeiten untersucht; er hat daselbst die beste Gelegenheit gehabt und benützt, über die von ihm beschriebenen Gegenstände befriedigende Erkundigungen einzuziehen, und endlich hat er auch die besten Spanischen Orginal-Schriftsteller über die Kanarien-Inseln gebraucht.

Dieß alles muß gewiß jedem Leser eine günstige Meinung von dem Werke dieses französischen Schriftstellers beybringen; aber man geräth beynahe in Versuchung, dieselbe wieder zurückzunehmen, wenn man die Animosität bemerkt, mit welcher derselbe gegen den Britten Glas auftritt, dessen

Digitized by Google

Werk über die Kanarien-Inseln freylich in mancher Rücksicht dem vorliegenden nachstehen muß, aber dennoch immer seinen Werth behält. Bory handelt um so ungerechter an seinem Brittischen Vorgänger, da er in der Hauptsache mit diesem übereinstimmt, und genöthigt ist, wahre Kleinigkeiten aufzuglauben, und den guten Glas bey dem Publikum herabzusetzen. Doch wenn man bedenkt, daß unser Bory von jugendlichem Eifer entflammt und wahrscheinlich auch von Kanariern, die dem Britten nicht hold waren, weil er ihre Inseln ohne ihre Erlaubniß beschrieb, aufgehetzt, sich zu dieser Ungerechtigkeit verleiten ließ, ohne die Folgen davon zu erwägen, und daß der junge Mann dennoch sein Werk trefflich ausgearbeitet hat; so ist man sogleich wieder geneigt, ihm diese jugendliche Unbesonnenheit zu verzeihen.

Sein schätzbares Werk wird nun hier in einer abgekürzten Uebersetzung geliefert, aber alles, was zur Geschichte und Beschreibung der Kanarien-Inseln gehört, ist in dieser Uebersetzung treulich beybehalten worden.

Auf diese Art hofft man also hier dem Deutschen geographischen Publikum ein Werk über die so interessanten Kanarien-Inseln geliefert zu haben, das in einem mäßigen Bande alles Wissenswerthe darüber enthält, und wie wir wünschen, Liebhaber und Kenner befriedigen wird.

Weimar, im April, 1804.

T. F. Ehrmann.

Digitized by Google

Einleitung.

Die Kanarien-Inseln im Atlantischen Ocean, so wenig bedeutend sie auch in Hinsicht ihrer Größe und politischen Wichtigkeit sind, haben doch ein ausgezeichnetes Interesse für den Geschichts- und Menschenforscher, so wie für den Naturforscher, und dann auch für den Seefahrer und Handelsmann.

Ihr Reichthum an köstlichen Naturgütern, ihre dem Seefahrer als Erfrischungsplatz so bequeme Lage, ihre Naturseltenheiten und besonders die Spuren ihrer erlittenen Natur-Revolutionen; die merkwürdigen Ueberbleibsel ihrer nun ausgerotteten, einst mit so manchen Eigenthümlichkeiten ausgestatteten Ur-Einwohner, und die Geschichte dieser Inseln und ihrer Kunde, die in den Zeiten der grauen Vorwelt für das Paradies, für den Wohnplatz der Seligkeit gehalten worden. Dieß Alles gibt diesen Erdpünktchen eine ganz eigene Wichtigkeit.

Daß diese Inseln vulkanischen Ursprungs sind, dieß liegt am Tage; daß sie fürchterliche Revolutionen erlitten haben, davon sind die überzeugendsten Beweise vorhanden, und daß sie bloß die noch hervorragenden Berghöhen eines vor langen Zeiten in den Fluten des Oceans versunkenen großen Landes sind, ist gar nicht unwahrscheinlich.

Digitized by Google

Daß dieses unversunkene Land, wozu auch noch die Madeirischen, Azorischen und Kapverdischen Inseln gehört haben mögen, das Atlantis der Alten sey, von welchem vorzüglich Plato spricht, ist eine nicht wohl zu verwerfende Vermuthung, bey deren weiteren Auseinandersetzung unser Plan und Zweck uns hier zu verweilen verbietet.

Erwiesen ist es hingegen, daß diese schönen, fruchtbaren, gesegneten Inseln den alten Griechen und Römern unter dem Namen der glückseligen Inseln bekannt waren. Sie wurden aber in früheren Zeiten nur wenig besucht und späterhin ging ihre Kenntniß beynahe ganz verloren.

Den Arabern waren sie bekannt, auch sollen sie von denselben, doch wahrscheinlich nur sehr selten besucht worden seyn. Daß die Genueser und andere Italiener diese Inseln im 12ten und 13ten Jahrhunderte besucht haben, ist zwar nicht unwahrscheinlich, doch auch nicht ganz erwiesen.

Was wir von der Wiederauffindung dieser Inseln bestimmt wissen, ist, daß zwischen den Jahren 1326 und 1334 ein französisches Schiff durch Sturm dahin verschlagen ward, und dadurch kam die erste nähere Kenntniß derselben wieder nach Europa.

In der Folge wurden die Inseln das Ziel und der Tummelplatz von allerley Abentheurern, bis sie endlich von den Spaniern unterjocht, und zu der spanischen Krone geschlagen wurden.

Digitized by Google

Bory de St. Vincent's

Geschichte und Beschreibung der Kanarien-Inseln.

Erstes Kapitel.

Einleitung. — Geographische Notizen.

Unter den ältesten Europäischen Kolonien, mit welchen unser Kontinent, wegen der Erfrischungen, welche die Seefahrer daselbst einzunehmen pflegen, noch dermahlen einen vorzüglich starken Verkehr hat, sind die Kanarien-Inseln ganz besonders dazu geeignet, die Aufmerksamkeit der Beobachter an sich zu ziehen. Es ist zwar viel und mancherley über diese Inseln geschrieben worden, aber bey dem Allem fehlt es uns noch immer an deutlichen und richtigen Begriffen, um die Beschaffenheit derselben in ihrem ganzen Zusammenhange beurtheilen zu können. Bey so bewandten Umständen, war es allerdings nöthig, die darüber erschienenen Schriften, welche theils in fremden Sprachen verfaßt sind, theils wenig oder gar nicht gelesen werden, nochmals durchzugehen, die darin enthaltenen Wahrheiten von

Digitized by Google

abentheuerlichen Erzählungen und albernen Mährchen abzusondern, grobe Irrthümer zu berichtigen, kurz, das Ganze nach seinem innern Gehalte zu würdigen, und es von neuem ins Licht zu setzen.

Da man mir bey der Gesellschaft, die dazu bestimmt war eine Entdeckungsreise zu machen, und auch wirklich ihre Untersuchungen noch jetzt fortsetzet, von Seiten der Regierung eine sehr ehrenvolle Stelle angewiesen hatte, so erheischte es meine Pflicht, diejenigen, von welchen ich hierzu empfohlen war, zu überzeugen, daß ich ihres Zutrauens, wenn auch nicht in Ansehung meiner Kenntnisse, doch wenigstens meines Diensteifers, nicht unwürdig sey. In der Absicht, diese an den Tag zu legen, unterzog ich mich dem Geschäfte, die Geschichte der Kanarien-Inseln zu schreiben, und zwar um so mehr, da dieselbe in den Berichten, welche wir von unserer Reise zu erstatten hatten, keinen schicklichen Platz fand.

Bey dieser Gelegenheit kann ich nicht unterlassen, denen, die mich bey dieser Arbeit unterstützt und mir ihre Bemerkungen mitgetheilt haben, hiermit öffentlich meinen Dank zu bezeugen. Vor allen anderen gebühret derselbe dem Herrn Bernard-Cologan, einem sehr angesehenen Weinhändler zu Orotava, und den Gebrüdern Murphy, Negozianten zu Santa-Cruz. Von ersterm habe ich in Betreff des letzten vulkanischen Ausbruchs auf der Insel Teneriffa die ausführlichsten Nachrichten erhalten, und von den Herren Murphy sind mir sehr interessante Bemerkungen mitgetheilt worden, die den Handel und die Produkte der Kanarien-Inseln betreffen. Auch hat uns Herr Broussonnet, als dermahliger Kommissär der Handelsgeschäfte unserer Regierung, überaus viele Freundschaft erwiesen, wie weiter unten, wo von der Naturgeschichte die Rede seyn wird, ausführlich gezeigt

werden soll, da er wegen seiner in dieser Wissenschaft erlangten Kenntnisse hauptsächlich berühmt ist.

Die Kanarien-Inseln sind sieben an der Zahl; nähmlich: Lancerota oder Lanzarota, Forteventura, Groß-Kanaria, oder schlechtweg Kanaria, Terriffa oder Teneriffa, Gomera, Palma oder La Palma, und Ferro oder Hierro.

Zu diesen Inseln kommen noch drey kleinere Eilande, oder Felsenbänke, die keiner Erwähnung verdienten, wenn es uns nicht darum zu thun wäre, die Seefahrer davor zu warnen, und sowohl über ihre Lage als Anzahl einige Bemerkungen zu machen. Es sind nähmlich die drey Felsen, von Nago oder Anaga, auf der nordöstlichen Seite von Teneriffa; dann Lobos, im Kanal zwischen Lancerota und Forteventura und Graciosa, Monte-Clara, oder Clara, Allegranza und Rocca. Sie liegen gegen Osten und Westen, auf der Nordseite von Lancerota.

Ptolemäus, den man so viele Jahre lang für den größten unter allen Geographen hielt, verschaffte den Kanarien-Inseln eine gewisse Celebrität, weil er seine Länge nach dem Meridian der Insel Ferro berechnete, die unter den sogenannten glückseligen Inseln am weitesten gegen Westen liegt. Diese Inseln, um welche sich die Seefahrer wenig oder gar nicht bekümmerten, waren lange Zeit bloß dem Nahmen nach, und nur denen bekannt, die sich mit der Geographie beschäftigten.

Diese Art und Weise, die Länge zu bestimmen, war nicht nur allgemein angenommen, sondern wurde sogar von einem Monarchen, dem es mehr um die Vervollkommnung der Geographie als um die Befriedigung thörichter Ehrsucht zu thun war, ausdrücklich an-

befohlen. Ludwig XIII. verordnete nähmlich, vermöge eines Edikts, welches am 25sten April 1634 im Saale des Pariser Zeughauses abgefaßt wurde, daß alle Französische Geographen den Meridian des Ptolemäus, der durch den westlichen Theil der Kanarien-Inseln geht, als ersten Meridian annehmen sollten. Da nun dieser Punkt in Betreff der Geographie von der äußersten Wichtigkeit war, so schickte man den berühmten Astronomen und Botaniker, Pater Feuillé, im Jahre 1724 nach den Kanarien-Inseln, um die Lage derselben mit möglichster Genauigkeit zu bestimmen. Wiewohl nun einige seiner Beobachtungen, als man sich mit Beyhülfe verbesserter Instrumente von ihrer Richtigkeit zu überzeugen suchte, nicht ganz genau zutrafen, so gibt es doch welche darunter, für die er noch immer als ein sicherer Gewährsmann angeführt wird, so daß man ihn in dieser Hinsicht nicht genug rühmen kann.

Vor Fleurieu, Verdun, Pingré und Borda, waren die Kanarien-Inseln nirgends richtig angegeben. Der Abbé La Caille sammelte alle und jede Beobachtungen, die man daselbst angestellt hatte, schrieb eine Abhandlung darüber, und fügte derselben eine noch nie im Druck erschienene Generalcharte bey, die er unter den Papieren des Paters Feuillé gefunden hatte, und worauf diese Inselgruppe abgebildet war. Fleurieu hat von dieser Charte Gebrauch gemacht; allein die Gestalt der Inseln ist auf derselben sehr fehlerhaft dargestellt, wie überhaupt auf allen den Planen, welche früher erschienen sind, als die Charten von 1776, welche Borda herausgab.

Diese Charte von 1776 ist das Resultat einer zweyten von der Bouffole und dem Espiegle unternommenen Reise, deren sich Borda in der Absicht unterzog, sowohl die absolute als relative Lage aller

jener Inseln, welche zusammengenommen die Kanarien ausmachen, ein für allemahl bestimmt anzugeben.

Man hat auch sonst noch überaus schöne General- und Spezial-Charten, sowohl von den Kanarien-Inseln überhaupt, als von jeder derselben insbesondere. Leztere, die der Spanische Geograph Don Thomas Lopez herausgegeben hat, sind nach einem sehr großen Maaßstabe gezeichnet, und meines Wissens unter allen die neuesten. Die besonderen Plane, deren Mittheilung wir dem Herrn Murphy zu danken haben, sind ganz vortrefflich bearbeitet, und die Spanier behaupten, daß sie unter allen die richtigsten seyen.

Wenn man die Charten dieser Inseln betrachtet, so hat man allerdings Ursache, sich zu verwundern, daß Borda und Don Thomas Lopez zuweilen in ihren Angaben so merklich von einander abweichen; und dennoch behauptet dieser leztere, daß er sich nach den örtlichen Bestimmungen unsers Geographen gerichtet habe. Schon in früheren Zeiten kostete es überaus viele Mühe, die Geographen mit einander zu vereinbaren, und dennoch waren dieselben sammt und sonders sehr geschickte Beobachter, so daß die Unzuverläßigkeit ihrer Resultate bloß von der größeren oder minderen Genauigkeit der Instrumente und Verfahrungsart herrührten, deren sie sich bey ihren Arbeiten bedienten. Da es uns an Gelegenheit fehlte, von der Richtigkeit der Ortsbestimmungen durch eigenes Nachforschen überzeugt zu werden, so können wir uns schlechterdings nicht darauf einlassen, zwischen Männern zu entscheiden, deren Geschicklichkeit die unsrige weit übertrifft. Wir werden daher auf unseren Charten die Lage der vorzüglichsten Punkte auf den Kanarien-Inseln nach Maaßga-

be jener Beobachtungen bestimmen, die das meiste Zutrauen zu verdienen scheinen.

Der ganze Umfang, welchen die Kanarien-Inseln in der Breite, das heißt von der mittäglichsten Spitze der Insel Ferro, unter 27°, 39′, bis zur nördlichsten Spitze von Allegranza, unter 29°, 26′ oder 29°, 26′ ½, einnehmen, beträgt einen Grad 47′ oder 47′ ½. Ptolemäus hatte die Breite der glückseligen Inseln, wie man die Inselgruppe, wovon hier die Rede ist, in den damahligen Zeiten zu nennen pflegte, ganz unrichtig angegeben. Er versetzte dieselben zwischen den vierzehnten und sechzehnten Grad, so daß dadurch die Meinung des Barros, dem Ansehen nach, bestätigt wird. Dieser Portugiesische Geschichtschreiber will nähmlich behaupten, daß der Geograph von Alexandrien unter den glückseligen Inseln die Inseln des grünen Vorgebirgs verstanden habe. Diese letzteren liegen aber keineswegs zwischen dem vierzehnten und sechzehnten Grade, sondern vielmehr zwischen dem fünfzehnten und siebzehnten Grade, und noch darüber hinaus; auch findet sich nicht die geringste Spur, daß sie je von den Alten die glückseligen Inseln genannt worden seyen, da hingegen diese Benennung den Kanarien-Inseln mit Recht gebührt.

Die Lage des Pik auf Teneriffa ist ein Punkt, um dessen nähere Kenntniß man sich vor allen anderen bewerben muß. Die Holländer pflegen vermittelst desselben ihre Länge zu bestimmen. Er kann auch dazu dienen, die Lage der sieben Kanarien-Inseln, welche man sammt und sonders vom Gipfel desselben sehr deutlich sehen kann, genau anzugeben. Der Pik liegt gerade unter dem 19° westlicher Länge von Paris, und in der Breite von 28° 17′. Fleurieu, und nach ihm auch Pater Feuillé, ließen ihn weiter südwärts und in Osten liegen, in der Breite von

28° 12′ 54″ und in der Länge von 18° 52′ 3″. Bellin hingegen hat ihn weiter gegen Norden versetzt, ungefähr in die Breite von 28° 33′ und in die Länge von 18° 49′; aber auf seiner im Jahre 1766 herausgegebenen Charte des westlichen Oceans, setzt er ihn unter den 19° der Länge, so wie Don Thomas Lopez, der seine Lage zu 18° 47′ westlich von Madrid bestimmt, und folglich mit Bellin und Borda übereinstimmt.

Zweytes Kapitel.

Klima der Kanarien-Inseln. — Ihre ursprünglichen Bewohner. — Deren Sitten und Gebräuche.

Die Kanarien-Inseln liegen, wie wir so eben aus ihrer geographischen Beschreibung ersehen haben, unter jenem Theile des nördlichen gemäßigten Himmelstrichs, wo nie der Winter herrscht, und die Sonne, zur Zeit wo der kürzeste Tag ist, fast gerade über dem Zenith steht. Unter demselben Himmelsstriche, wie die anmuthsvollsten Gegenden von China, Hindostan, Persien und der fruchtbaren Gefilde im Delta, welche der Nilstrom bewässert, haben sie sich vor diesen reizenden Ländern noch überdieß des Vorzuges zu erfreuen, daß sie überall vom Meer umgeben sind, von wo beständig frische Winde wehen, welche die allzuheftige Hitze mildern.

Wann die Sonne aus dem Zeichen des Steinbocks tritt, und dem Aequator sich nähert, wann die Natur, welche in unserm Klima, als dieses Gestirn sich ent-

fernte, in Todesschlummer dahin sank, durch die Liebkosungen des Frühlings von neuem wieder ins Leben zurückberufen wird; dann erscheinen die Länder, welche unserem Wendezirkel zunächst liegen, und nicht wie die unsrigen, der ganzen Strenge der Winterkälte ausgesetzt waren, in einer ganz anderen Gestalt. Alsdann bedeckt die Kanarien-Inseln ein frischeres Grün, als dasjenige war, welches bis dahin den Erdboden schmückte; die Nebel entweichen nun allgemach von den Berggipfeln; die Schneemassen schmelzen, und ergießen sich in die Thäler und Niederungen; der lockere Boden thut sich überall auf, und die Saamenkörner, welchen er Nahrung verleihet, sprossen zusehens aus seinem Schooße hervor. Jetzt werden die Gefilde von neuem mit Blumen geschmückt, welche die Atmosphäre mit köstlichen Gerüchen durchwürzen, die der Wind bald nach dieser, bald nach jener Seite in weite Ferne verbreitet. Der Goldzeisig, welcher in diesen beglückten Gegenden einheimisch ist, kömmt nun häufig zum Vorschein, und läßt auf den frischbelaubten Bäumen zärtliche Lieder ertönen. Dieß ist das Gemählde, welches verschiedene Schriftsteller, insonderheit aber die Bewohner der Kanarien-Inseln von dem dasigen Frühling entwerfen.

Wann der Frühling vorüber und die Sonne auf ihrer Laufbahn so weit vorgerückt ist, daß sie gleichsam still zu stehen scheint, wann sie in der Barbarey und dem nördlichen Theile von Afrika die größte Hitze verbreitet; dann sind die Kanarien-Inseln der Wirkung ihrer versengenden Strahlen, ob sie gleich dieselben in senkrechter Richtung auf sie herabschießt, weit weniger ausgesetzt. Die Winde wehen dann stärker, und die Stürme, welche sich unter diesem Himmelsstriche von Zeit zu Zeit einstellen, mildern den Einfluß der allzuheftigen Sonnenhitze. Die Bergspitzen und

Anhö-

Anhöhen ziehen alsdann die in der Atmosphäre befindlichen Dünste an sich, so daß sich dieselben zu Wolken verdicken, und sonach dazu beytragen eine gemäßigtere Temperatur zu bewirken. Auch gibt es hier tiefe Höhlen und kühle Thäler, worin man gegen die Hitze der Mittagssonne gesichert ist.

Nun tritt der lächelnde Herbst ein, der eine weit größere Menge Früchte, die aus beyden Welttheilen hierher verpflanzt sind, zur Reife fördert, als die anderen Jahreszeiten. Die Obstgärten prangen mit Bananen, Guiaven, Datteln, Pomeranzen, Citronen, (Zuckeräpfel) Anonen, Aepfeln und Birnen, Feigen und Pfirschen. Die Olive fällt an den Fuß des Baumes herab, der sie hervorgebracht hat, und die Weinreben krümmen sich unter der Last der an denselben befindlichen Trauben, und sinken zur Erde. Auf diese Jahreszeit, während welcher gewöhnlich eine ziemliche Trockenheit herrscht, folgt dann die Regenzeit, welche hier die Stelle des Winters vertritt. Jetzt treten die herrschenden Winde ein, welche zu Ende des Octobers aus Nord-Nord-Osten bis Nordwesten wehen, und im Januar, Februar und März, Wolken herbeytreiben, die sich in Regen auflösen und die schmachtende Erde befruchten.

In der Natur ist aber nichts vollkommen. Die Bestätigung dieser uralten immer von neuem wiederholten Wahrheit findet sich überall, und die Kanarien-Inseln sind mehreren Uebeln unterworfen, die ihren Grund in der schlimmen Beschaffenheit der Witterung haben. Das geringste darunter sind unstreitig die anhaltenden Regengüsse, die gleichsam in Strömen herabschießen. So oft dieß der Fall ist, reißen sie ungeheure Felsenstücke von den Bergen herab, überschwemmen die Thäler und brechen mit einem gewaltigen Getöse aus allen Gebirgpässen hervor. Im Jahr 1645, den eilften De-

und nur auf diese passen die Beschreibungen, welche die Dichter davon entworfen haben, und die vortheilhaften Begriffe, welche man sich von denselben zu machen pflegte. Die Gebirge schützen die nördlichen Gegenden vor den verheerenden Ostwinden, machen daß die Nordwinde ihre erquickende Kühle beybehalten, schützen die Thäler vermittelst ihrer Schatten, und versehen diese glücklichen Gegenden mit reinem hinlänglichen Quellwasser.

Es läßt sich nicht wohl erklären, wie Solin zu der Behauptung gekommen seyn mag, daß auf einer der glücklichen Inseln eine ganz ausserordentliche und ununterbrochene Hitze herrsche. Keine einzige derselben ist diesem Uebel unterworfen, und es ist wider alle Wahrscheinlichkeit, daß es auf der einen Insel heißer als auf der anderen sey; man müßte denn annehmen, daß die allzugroße Nähe von Afrika auf die Temperatur von Fortaventura und Lancerotta einen vorzüglichen Einfluß habe. Dem sey wie ihm wolle; gewiß ist, daß ich während meines Aufenthaltes zu Santa-Cruz (und zwar im October) nicht ein einzigesmahl wahrnahm, daß das Reaumursche Thermometer unter 15 bis 19 Grad stand. Man hat mich versichern wollen, daß es nie unter 14 Grad gestanden habe, welche so ziemlich die Temperatur der heißen Erdgegenden ist, und daß es nie über 28 Grad gestiegen sey; ein Grad der Wärme, dem man während der Sommerszeit nicht selten zu Paris ausgesetzt ist.

Ferro, Lancerotta und Fortaventura, welche die Natur weniger als die anderen Inseln begünstigt hat, leiden Mangel an Quellwasser, man will sogar behaupten, daß auf der ersteren gar

keines zu haben sey,*) und daß sie das benöthigte Wasser lange Zeit auf eine ganz besondere Art erhalten habe, nehmlich vermittelst eines Baumes, der dasselbe unmittelbar aus den Wolken an sich zog. Diese Naturerscheinung, die Einige für eine Fabel erklären, verdient, daß wir dieselbe etwas näher untersuchen, sobald von der Insel, wo jener Baum vorhanden seyn soll, die Rede seyn wird. Für jetzt wollen wir es bloß bey der Bemerkung bewenden lassen, daß man auf jenen Kanarien-Inseln, wo die Wasserquellen entweder selten, oder von den Wohnungen der Einwohner zu weit entfernt sind, das Regenwasser in Cisternen, oder kühlen Gewölben, den Winter hindurch aufzubewahren pflegt. Der Regen verleihet dem Erdboden seine ganze Fruchtbarkeit; wenn sich dieser nicht einstellt, oder nicht in genugsamer Menge fällt, was in diesen Inseln mitunter der Fall ist, so mißlingen die Aerndten, nichts kann hervorkeimen, alles welkt hin; die schmachtende ausgemergelte Natur versagt ihre Produkte. Die Einwohner, denen es an Hülfsmitteln fehlt, und die, wegen der anhaltenden Dürre, ihren Hunger und Durst schlechterdings nicht zu stillen vermögen, sehen sich genöthigt, ihren Lebensunterhalt auf der Insel Kanaria oder Teneriffa zu suchen, wo dieser Zuwachs an Konsumenten zuweilen eine Hungersnoth nach sich ziehet. In den letzteren Jahren hat fast überall eine anhaltende Dürre geherrscht; so oft aber der Winter den Landmann nicht in seinen Hoffnungen täuscht, hat sich sowohl

*) Da es auf dieser Insel so viel Berge gibt, so scheint dieß unglaublich zu seyn. Nach der Versicherung des Pater Feuillé, der sie besuchte, sind daselbst allerdings einige Quellen vorhanden.

D. H.

Fortaventura als Lancerotta sehr reichlicher Aerndten zu erfreuen; alsdann herrscht überall Segen und Ueberfluß, und diese beyden Eilande sind im eigentlichsten Verstande als die Fruchtmagazine der Kanarien-Inseln zu betrachten.

So sind die Jahreszeiten auf dieser Inselgruppe, so ist das dasige Klima beschaffen. Was den Boden betrifft, so ist derselbe sehr bergigt und hoch, so daß man ihn auf der See in weiter Ferne wahrnehmen kann. Cook, auf seiner zweyten Reise, erkannte die Insel Palma, als er noch vierzehn Meilen von derselben entfernt war. Gomera kann man achtzehn Meilen weit sehen. Einige Reisende, auf welche die Höhe dieser Inseln, besonders aber die des Pik auf der Insel Teneriffa einen vorzüglich starken Eindruck machte, wollen sogar behaupten, daß man diesen Berg in einer Entfernung von sechzig bis achtzig, ja sogar hundert Meilen, wahrnehme. Diese Angaben sind aber allerdings übertrieben, und wir werden in der Folge sehen, daß man den Pik nur auf fünfzig Meilen weit wahrnehmen kann.

Es ist leicht zu erachten, daß die hohen Küsten dieser Inseln, die ohnehin einen sehr kleinen Umfang haben, natürlicher Weise sehr steil seyn müssen. Wirklich steigen sie schnurgerade vom Grunde des Meeres empor. Rings um die Kanarien-Inseln findet man, in einer kleinen Entfernung vom Ufer, wenn man das Senkbley auswirft, nur achtzig Klaftern tief Wasser. Das Meer, dessen Gewässer hier eine schöne himmelblaue Farbe haben, statt daß sie an unsern Küsten grünlicht aussehen, steigt in den Mondsvierteln sechs, und zur Zeit, wo die Planeten mit der Sonne im Gegenscheine stehen, zwölf Fuß hoch.

Man kann auf den Kanarien-Inseln keinen Schritt thun, ohne über Trümmern einher zu wandeln.

Ueberall wo man nur hinsieht, nimmt man Laven, vulkanische Substanzen und durch die Wirkung des Feuers verwandelte oder modificirte Substanzen wahr. Daher kommt es denn auch, daß das Land eine ganz braungelbe Farbe hat. Die Thäler, die Felsen, die angebauten Ländereyen, haben überall diese Farbe, die bald mehr bald weniger ins Dunkle fällt, und auf welcher man schon von weitem eine kraftvolle Vegetation erblickt, die an mehreren Stellen üppig um sich wuchert, an anderen aber nur sparsam vertheilt ist. Einige mit Euphorbien, besonders aber mit Zwergfeigenbäumen dicht verwachsene Strecken, sind wegen ihrer blauen oder graubläulichten Farbe bemerkenswerth. Ueberall wird die Aussicht von Bergen begränzt, die über jene, welche an der Seeküste liegen, hervorragen und sie beherrschen. Diese Berge, welche gleichsam übereinander hervorgeworfen scheinen, sind kahl, unfruchtbar, von traurigem Ansehen, mit spitzigen Klippen bespickt, zuweilen sehr bizarr gestaltet, und auf ihren eben so steilen als scharfen Rücken auf eine ganz sonderbare Art ausgezackt. Hier und da sehen die Berggipfel von weitem ganz schwarz aus, welches von den darauf befindlichen Waldungen herrührt, die nie ihr Laub verlieren.

An fruchtbaren und angebauten Stellen sind die sanfteren Abhänge von kleinen aus Feldsteinen bestehenden Mauern durchschnitten, die in der Ferne wie kleine Treppen aussehen, und dazu bestimmt sind, die oberhalb derselben befindliche Erde zu halten. Dieß ist das einzige Mittel, wodurch man verhindern kann, daß die den Erdboden anvertrauten köstlichen Güter, nicht vom Wasser herabgespült werden, wenn etwa ein starker und plötzlicher Platzregen fällt, oder damit sie nicht zur Zeit einer außerordentlichen Dürre, wodurch der Erdboden, der ohnehin nur aus gebröckelten Stei-

nen besteht, seine ganze Konsistenz verlieret, herabschieße. *)

Dieser Beschreibung zu Folge, wird man sich hoffentlich von der Ansicht, welche die Kanarien-Inseln darstellen, eine solche Vorstellung machen können, die genau mit der wahren Beschaffenheit der Sache übereinstimmt; ehe wir uns aber über den dermaligen Zustand derselben ausführlicher erklären, müssen wir zuvörderst sowohl in die ältern, als auch in die erst unlängst verstrichenen Zeiten zurückblicken, und uns vor allen Dingen mit dem Volke bekannt machen, das diese Inselgruppe vor jenem Zeitpunkte bewohnte, wo eine Horde barbarischer Seeräuber daselbst alle Schrecknisse eines unrechtmäßigen Kriegs verbreitete.

*) Ich habe gesehen, daß die Landleute die Fruchtfelder bey Santa-Cruz mit Pflügen umackerten, die keine Räder hatten, mit zwey Ochsen oder Pferden bespannt, und beynahe auf dieselbe Art eingerichtet waren, wie jene, deren man sich in einigen unserer südlichen Departements, besonders in jenen des ehemaligen Guyenne zu bedienen pflegt. Diese Methode hat allerdings ihren guten Nutzen, wenn die Erde locker ist, und man nicht nöthig hat, dem Zugvieh vermittelst der Räder einige Erleichterung zu verschaffen. Sie gewähret noch überdieß den Vortheil, daß sie einfacher ist, und sich auf dem lockeren Boden der Kanarien-Inseln, dem es überall an Konsistenz fehlet, leichter anwenden läßt. Anderson glaubte, daß sich das Erdreich, da er eine so große Menge Steine auf denselben wahrnahm, nicht ohne viele Mühe bearbeiten lasse. Er irrte. Noch weit mehr ward er aber in sofern getäuscht, als er die oberwähnten Mauern für Haufen Steine ansah, welche die Ackersleute aufgelesen, und bey Seite geworfen hatten. Diese Mühe geben sie sich gewiß nicht; sie würden nie damit fertig werden. D. V.

Dieſes Volk nannte ſich die Guanchen. Es hätte eine weniger barbariſche Behandlung verdienet; aber leider ward ihm in jenem verhaßten Zeitalter daſſelbe zu Theil, was alle Indianer betraf, welche die Spanier unter ihre Bothmäßigkeit brachten. Sein unglückliches Geſchick, ſeine Sitten und Gebräuche, deren wir einige zum Beweis ſeines hohen Alterthums anführen werden, inſonderheit aber ſeine Tugenden, werden unſere Theilnahme erregen.

Die Geſetze der Guanchen können nicht zahlreich, ihre Sprache nicht reichhaltig geweſen ſeyn; unſtreitig aber war ihr Geſetzbuch, nach demjenigen zu urtheilen, was noch dermahlen davon übrig iſt, mit Weisheit verfaßt. Ihre Sprache hatte allerdings einen gewiſſen Umfang. Dasjenige, was davon zu unſerer Kenntniß gelangt iſt, kann zum Beweiſe dienen, daß ſie mehrere Worte hatten, um ein und dieſelbe Sache zu bezeichnen, je nachdem ſie durch ihre Beſchaffenheit verſchiedentlich modifizirt war; auch iſt zu vermuthen, daß wir in demjenigen, was davon verloren gegangen iſt, manche Spuren entdeckt haben würden, die auf die Mundarten der älteſten Völker Bezug hatten.

Dieſe verloren gegangene Sprache war jedoch nicht auf allen Inſeln, ja nicht einmahl in einigen größeren Kantonen, dieſelbe, ſo daß man für bekannt annehmen darf, daß die Völkerſchaften auf den Kanarien-Inſeln in verſchiedenen Dialekten ſprachen. Clavijo hingegen, ein ſcharfſinniger Schriftſteller, glaubt in den der Vernichtung entgangenen Wörtern gleiche Abſtammung, gleiche Bedeutung, dieſelben am öfteſten vorkommenden Buchſtaben, und dieſelben Endungen, bemerkt zu haben, wovon man auf den verſchiedenen Inſeln Gebrauch machte. Hoffentlich wird es dem Leſer nicht unangenehm ſeyn, hier eine kleine Sammlung ſolcher Worte zu finden, die aus der Sprache der

Guanchen übrig geblieben, und theils aus verschiedenen Schriftstellern, theils aus Bemerkungen entlehnt sind, die uns hierüber mitgetheilt wurden.

Kanaria.

Alcorac, Gott.
Almogarot, Anbetung.
Amodagag, eine im Feuer gehärtete Pike.
Arahaormaz, frische Feigen.
Aramontanog, Gerste.
Aridaman, eine Ziege.
Cuna, ein Hund.
Doramas, die Nasenlöcher.
Faycan, der Oberpriester.
Ganigo, irdenes Geschirr.
Gofio, eine Art Nahrungsmittel.
Guan, ein Sohn.
Guanarteme, ein König (neu).
Guayere, das Publikum.
Lia, die Sonne im Sommer.
Mag, die Sonne im Winter.
Magado, eine Keule.
Taharenemen, trockene Feigen.
Tahaxan, ein Schaf.
Tamara-nona, gebratenes Fleisch.
Tamarco, ein besonderer Mantel.
Taquazen, ein Schwein.
Tedota, ein Berg.
Titogan, der Himmel.
Xaxo, eine Mumie, (balsamirter Körper).
Yoya, eine Frucht aus Mocan.

Teneriffa.

Achahuerahan, Gott der Schöpfer.
Achaman, Gott.
Achano, ein Jahr.
Achguayaxiraxi, Gott der Erhalter.
Achicanac, der große Gott
Achicaxna, bürgerlich.
Achicuca, der Sohn.
Achimensey, edel.
Ahico, ein Hemd von Fell.
Ahof, Milch.

Ahoren, Mehl von geröſteter Gerſte.
Anepa, die Königsfahne.
Ataman, der Himmel.
Axa, eine Ziege.
Banotte, ein im Feuer gehärteter Pfahl.
Benezmen, der Sommer.
Cel, der Mond.
Chachercuen, Honig von Mocan.
Chuncha, ein Hund.
Fayra, ein Teller, ein runder Stein.
Ganigo, irden Geſchirr.
Guan, ein Menſch, ein Sohn.
Guanac, eine Republik.
Guanchtinerf, ein Einwohner von Teneriffa.
Guanhot, Gunſt.
Guayeas, die Aermel an einem Kleide.
Guayota, der böſe Geiſt, das böſe Prinzip.
Guaxagiraxi, Gott, die Stütze des Weltalls.
Guichicicuizo, einer der zum Adel gehöret, oder was man unter dem Worte Esquire verſteht.
Guyon, ein Fahrzeug.
Haquichey, Bohnen.
Hara, ein Schaf.
Magec, die Sonne.
Och, Fett.
Quèvehi, ein Titel den man den Königen beylegte.
Sigone, ein Hauptmann.
Tabona, ein Stein deſſen man ſich bediente um etwas damit zu zerſchneiden.
Tagoror, Volksverſammlung.
Tano, Gerſte.
Tedota, ein Berg.
Titogan, der unbewölkte Himmel.
Trichen, Getraide.
Xaxo, eine Mumie.
Xercos, eine Art Stiefeln.
Yoya, eine Frucht aus Mocan.
Yritchen, Getraide, Körner.
Zonfa, der Nabel, ein Loch.
Zuchaha, ein Mädchen.

Palma.

Abora, Gott.
Adijirja, ein Bach.
Aganey, Ablöſung eines Gliedes.

Antraha, männlich.
Aſero, ein befeſtigter Ort.
Attimariva, ein Schwein.
Azaquache, braun.
Gela, ein Monat.
Fayra, ein runder Stein, Teller.
Guanigo, ein irden Geſchirr.
Magantigo, ein Theil des Himmels.
Moca, eine im Feuer gehärtete Pike.

Lancerotta und Fortaventura.

Adexamen, Ertränkung.
Ahicanac, der große Gott, der Alles erhält.
Acho, Milch.
Alio, die Sonne.
Anthaa, Althaha, ein braver Mann.
Althos, Gott.
Azeca, eine Mauer.
Azero, ein befeſtigter Ort.
Cela, ein Monat.
Cel, der Mond.
Enac, der Abend.
Fayra, ein runder Stein (Gegenſtand göttlicher Verehrung.)
Fe, der halbe Mond.
Guanigo, eine Schüſſel von gebrannter Erde.
Naguayan, ein Thier (mitunter ein Hund oder Rind.)
Oche, Fett.
Taberc-orode, reines Waſſer.
Tedote, ein Berg.
Titogan, der ganze Himmel.
Uesto, Malvenwurzel.
Xaxo, eine Mumie.
Yruene oder Yurena, der böſe Geiſt oder Dämon.
Zeloy, die Sonne.

Guayota, Dämon, Verderber.
Guanil, eine Heerde.
Guang, ein Sohn, Knabe.
Guamf, ein Menſch.
Gofio, ein beſonderes Nahrungsmittel.
Maxo, kleine Stiefeln.
Maxoveros oder Maxaveros, einer der von der Inſel Fortaventura gebürtig iſt.
Oche, Fett.
Orduhy, ein Hof.
Tafrique, eine Lanzette, ein kleines ſteinernes Meſſer.
Tabite, ein kleines irdenes Oelgefäß.

Digitized by Google

Tamarco, ein Mantel von Fell.
Tamosen, Gerste.
Tozezes, ein Stock.
Tozio, Geschlechtsbenennungen der Bäurinnen.
Triffa, Frucht, Getraide.
Zucana, ein Mädchen, ein Kind.

Ferro und Gomera.

Alcorac, Gott.
Aala, Wasser.
Aalamon, reines Wasser.
Aemon, Wasser.
Aguanames, Absud von Wurzeln und Honig für kleine Kinder.
Achemen, Milch.
Aculan, ranzichtes Fett.
Cosio, ein besonderes Nahrungsmittel.
Guativoa, eine Mahlzeit.
Hana, bereit.
Harafaybo, Bürgschaft.
Haran, Farrenkraut.
Harba, ein Darlehn.
Iubaqu, Binsennetze.
Lion, die Sonne.
Tahuyan, ein Wams.
Sel, ein Monat.
Tamasaque, ein Bret.
Yoya, eine Frucht von Mocan.
Zucana, ein Mädchen.
Zucha, eine Jungfrau.

Aus diesem kleinen Wortverzeichnisse, und aus der großen Anzahl der Ortsbenennungen, welche man aus den Zeiten der Guanchen beybehalten hat, ergibt sich, daß wenigstens die Hälfte der Wörter, welche uns noch dermahlen bekannt sind, auf allen Kanarien-Inseln im Gebrauche waren. Auf Fortaventura und Lancerotta hat man zuverlässig einerley Sprache geredet.

Es ist sehr zu bedauern, daß sich die Schriftzüge der Guanchen nicht bis auf unsere Zeiten erhalten haben. Die Spanier, denen es vermuthlich darum

zu thun war, sich die Schande zu ersparen, daß sie dieselben verloren gehen ließen, geben zwar vor, die Guanchen hätten von der Schreibekunst ganz und gar keinen Begriff gehabt; diese sehr unwahrscheinliche Behauptung kann aber gegen wirkliche Thatsachen nicht Stich halten. Clavijo erzählt, man habe in einer auf der Insel Palma befindlichen Höhle, die in der Niederung von Valmaco liegt, und worin der Fürst Tedote gewohnt haben soll, hieroglyphische Inschriften gefunden, deren mehrere auf einem großen Stein eingegraben gewesen wären, der in Gestalt eines Sarges in den Felsen eingehauen war.

Es ist wider alle Wahrscheinlichkeiten, daß die Guanchen nur den mindesten Begriff von den Wissenschaften gehabt haben sollten, und ihre Kunstarbeiten mögen wohl nichts weniger als zahlreich gewesen seyn. Die merkwürdigste unter allen, ist unstreitig die Art und Weise, wie sie die todten Körper balsamirten. Dieser uralte Gebrauch, dessen eigentliche Entstehung man bis jetzt noch nicht genugsam erforscht hat, wird über dieses Volk ungemein viel Licht verbreiten.

Die Guanchen pflegen die Ueberreste ihrer verstorbenen Anverwandten mit aller nur erdenklichen Sorgfalt aufzubewahren, und sparten weder Mühe noch Arbeit, sie vor der Verwesung zu schützen. In Gemäßheit eines moralischen Grundsatzes, bereitete Jeder in eigener Person die Ziegenfelle zu, in welche die Ueberbleibsel seines Körpers nach dem Tode gehüllt werden, und die demselben zum Grabe dienen sollten. Zuweilen wurden diese Felle von den darauf befindlichen Haaren entblößt; öfter ließ man ihnen aber dieselben, ohne sich übrigens darum zu bekümmern, ob die rauhe Seite einwärts oder auswärts gekehrt war. Die Verfahrungsart, deren man sich bediente, um ganz voll-

ständige Mumien, welche Xaxo genannt wurden, zu fertigen, ist beynahe ganz in Vergessenheit gerathen. Verschiedene Schriftsteller haben zwar in Betreff dieses Gegenstandes einige Nachrichten gegeben, sie sind aber allem Vermuthen nach eben so wenig zuverlässig, als jene, die uns Herodot in Ansehung der ägyptischen Mumien hinterlassen hat.

Die Vorstellung und Vergegenwärtigung des Todes ist gewöhnlich mit einem unwiderstehlichen Abscheu verbunden. Man muß Jemand innig geliebt haben, um sich nach dessen Absterben immer in Gedanken mit ihm zu beschäftigen, oder seinen entstellten, mit blauen Flecken bedeckten Leichnam mit unverwandten Augen betrachten zu können. Dieser Widerwille gegen alles was aufgehört hat zu leben, ist dem Menschen von Natur zu sehr eingepflanzt, daß er sich so leicht darüber hinwegsetzen kann; auch hat er seine sehr gegründeten Ursachen. Gibt es etwa nicht Krankheiten, die sogar nach dem Tode noch ansteckend sind? Und steigen etwa nicht aus den Leichnamen, welche man nicht einbalsamiret hat, schädliche und stinkende Ausdünstungen empor? Die, welche sich täglich damit beschäftigen, die sterbliche Hülle des Menschen in die Erde zu verscharren, sehen meistens blaß aus, sind traurig und niedergeschlagen, führen ein elendes Leben, das ihnen zur Last ist, und da sie gleichsam mit dem Tode im Bündniße stehen, so werden sie nach und nach bey dem häßlichen und abscheulichen Anblick eines Kadavers ganz gleichgültig. In mehreren unserer Provinzen betrachtet man Männer und Weiber, welche die Todten beerdigen, mit einer Art von Abscheu. Bey den Guanchen hielt man die Balsamirer für Wesen, die zu der verächtlichsten Gattung gehörten. Es beschäftigten sich damit sowohl Manns- als Frauenspersonen, je nachdem der Leichnam zu

dem einen oder zu dem anderen Geschlechte gehörte. Sie wurden reichlich bezahlt, aber man glaubte, sich durch den Umgang mit ihnen verächtlich zu machen, und alle jene Leute, die sich mit der Zubereitung der Xaxo beschäftigten, lebten sehr eingezogen, von anderen Menschen ganz abgesondert, und so viel möglich vor aller Welt verborgen. Bey so bewandten Umständen hat sich Sprats gröblich geirrt, wenn er behauptet, daß die Einbalsamirungen bloß einer gewissen Kaste von Priestern anvertrauet gewesen sey, die daraus ein unverletzbares Geheimniß gemacht hätten, so daß sich nach dem Absterben derselben von diesem Geheimnisse keine Spur mehr gefunden habe. Es gab mehrere Arten von Einbalsamirungen, und es fanden dabey mancherley Arten von Beschäftigung Statt, die unter die, welche man dazu beauftragt hatte, vertheilt waren.

Wann man die Dienste der Einbalsamirer nöthig hatte, so trug man den Leichnam zu ihnen, und ging gleich wieder fort. Hinterließ der Verstorbene Verwandte, die im Stande waren, einigen Aufwand zu machen, so ward er auf einen steinernen Tisch gelegt. Ein Operateur machte ihm eine Oeffnung am Unterleibe, und zwar mit einem scharf geschliffenen Kieselsteine, der wie ein Messer geformt war, und Tabona genannt wurde. Man zog die Eingeweide heraus, und einige andere Operateurs wuschen dieselben ab, und reinigten sie. Hierauf wurde das Uebrige des Körpers ebenfalls abgewaschen, besonders die Schamtheile, das Innere des Mundes, wie auch die Ohren und die Finger. Dieß geschah mit frischem Wasser, worin man so viel Salz auflöste, als dasselbe zu fassen vermochte. Die leeren Theile wurden mit aromatischen Pflanzen ausgestopft, worauf man den Leichnam entweder der stärksten Sonnenhitze aussetzte, oder wenn die Sonne nicht heiß genug schien, denselben

in

in stark geheizten Zimmern vollends austrocknete. Während der Ausstellung überzog man den Leichnam gewöhnlich mit einer gewissen Salbe, die aus Ziegenfett, wohlriechenden pulverisirten Pflanzen, Fichtenrinden, Harz, Lehm, Bimsstein und anderen absorbirenden Dingen bestand. Feuillé ist der Meinung, man habe zu diesen Salben mitunter auch Butter genommen, und diese mit gewissen die Feuchtigkeit an sich ziehenden balsamischen Substanzen vermischt, unter welchen er das Harz des Lerchenbaums und die Blätter des Granatenbaums namentlich anführt, die aber nie die Eigenschaft hatten, die Leichen vor der Fäulniß zu bewahren.

Nach Verlauf von vierzehn Tagen mußte die Einbalsamirung ihre Wirkung gethan haben, und der Leichnam völlig ausgetrocknet und leicht seyn. Alsdann ließen ihn die Anverwandten abholen, und feyerten das Todtenfest mit einem so großen Aufwande, als es ihre Vermögensumstände zuließen. Man nähete ihn doppelt und dreyfach in die Felle, welche er bey seinen Lebzeiten zu diesem Behufe zubereitet hatte, und umgürtete ihn mit ledernen Riemen, die man mit Schleifen befestigte. Die Leichen der Könige und anderer vornehmen Personen wurden noch überdieß in einen Kasten, oder eine Art von Sarg, gelegt, der aus dem Ganzen gearbeitet war, und aus dem Stamm eines Seevenbaums bestand, von welchem man glaubte, daß er niemals verwese. Endlich trug man diese auf die eben erwähnte Art eingenäheten und eingesargten Xaxo in abgelegene Höhlen und Klüfte, die zu deren Aufbewahrung ausdrücklich bestimmt waren.

Eine andere weniger kostspielige Art, die Leichen vor der Verwesung zu sichern, war diese, daß man sie an der Sonne dörrte, nachdem man ihnen zuvor eine korrosive Flüssigkeit in den Leib gegossen hatte.

Diese Flüssigkeit verzehrte alle innere Theile, welche die Sonne nicht auszutrocknen vermochte, so, daß sie dadurch der Fäulniß entgingen. Hierauf wurden sie, eben so wie die anderen Xaxo, in Felle genähet, und von den nächsten Verwandten in die Höhlen geschafft.

Diese Mumien, so wie sie heutiges Tages sich vorfinden, sind leicht und trocken; mehrere derselben sind überaus gut konservirt, so daß ihnen weder Haare noch Bart fehlt; sie haben keine Nägel; ihre Gesichtszüge sind zwar deutlich ausgedrückt, aber eingefallen, und der Unterleib hat sich gesenkt. An einigen bemerkt man keine Spur von Incision; an anderen hingegen ist auf der Seite ein ziemlich großer Schnitt wahrzunehmen.

Die Xaxo haben eine fahlbraune Farbe, und geben gemeiniglich einen angenehmen Geruch von sich. Bringt man sie an die Luft, so fallen sie, nur die Ziegenhaare ausgenommen, welche sich überaus gut konservirt haben, binnen wenigen Minuten in Staub. Man bemerkt an ihnen eine Menge Insektenstiche, und sie sind über und über mit Puppen von Fliegen bedeckt, welches allem Vermuthen nach davon herrührt, daß sie während des Einbalsamirens von den Fliegen beschmissen wurden. Diese Larven oder Puppen, welche sich nicht entwickeln konnten, haben sich eben so vollständig und gut erhalten, wie die Mumien selbst. Der Ritter Scory will zwar behaupten, diese Mumien wären über zweytausend Jahre alt; man kann aber nicht mit Gewißheit bestimmen, wie lange sie sich in ihrem unvermeßlichen Zustande erhalten haben. Indeß werden wir in der Folge darthun, daß der Gebrauch, die Körper einzubalsamiren, zuverläßig schon vor mehr als zwey tausend Jahren bey den Guanchen eingeführt war.

Digitized by Google

Ich habe nichts gegen die Vermuthung zu erinnern, daß die Guanchen zur Verfertigung der korrosiven Flüssigkeit, wovon sie bey Einbalsamirungen der zweyten Art, vielleicht auch bey allen überhaupt, Gebrauch machten, sich des Saftes von einer gewissen Gattung der Euphorbien bedienten. Vermuthlich nahmen sie hierzu diejenige, welche in ihrem Vaterlande einheimisch ist, und einen scharfen milchartigen Saft enthält. Ich fand ganze Stücke hiervon in der Brust einer Mumie, an welcher ich übrigens nicht den mindesten Einschnitt bemerkte. Ich bin versichert worden, daß man auch mehrere überhaupt gut konservirte Blätter aus denselben hervorgeholt habe, die man nach vorgenommener Untersuchung für Lorbeerblätter erkannte.

Während der Zeit, daß man die Leichname an die Sonne legte, streckte man die Arme der Mannspersonen am Körper herab der Länge nach aus, und die Hände der Frauenspersonen legte man gewöhnlich vor dem unteren Theile des Leibes kreuzweise übereinander.

Noch immer werden auf den Kanarien-Inseln von Zeit zu Zeit neue Katakomben entdeckt. Im Jahre 1758 fand man eine bey Palma, allein die darin befindlichen Mumien zerfielen augenblicklich in Staub, es sey nun daß sie ein zu hohes Alter erreicht hatten, oder schlecht einbalsamirt waren. Auf Ferro fand man auf den Tischen, wo Xaxo lagen, Geräthschaften stehen, deren sich die Verstorbenen bey ihren Lebzeiten bedienet hatten. Auf dieser Insel wurden die Grabeshöhlen zugemauert, damit sich die Raben und andere dergleichen Raubvögel, nicht daselbst einnisten sollten.

Auf der Insel Kanaria ließ man es nicht bloß dabey bewenden, die Mumien in Grabhöhlen aufzubewahren, sondern wenn die Verstorbenen angesehene

Leute waren, so errichtete man ihnen noch überdieß besondere Denkmäler. Diese ausgezeichneten, einbalsamirten, und mit ihrem Tamarco bekleideten Todten, wurden auf Bretergestelle von Fichtenholz gelegt, und zwar so, daß ihr Angesicht gegen Norden gerichtet war. Alsdann führte man über ihnen ein Monument auf, das aus Feldsteinen bestand, eine pyramidenförmige Gestalt hatte, und ziemlich hoch war.

Auf Teneriffa gibt es mehrere allgemein bekannte Katakomben. Die berühmteste ist die von Barranco de Herque, zwischen Arico und Guimar, in der Landschaft Abona. Sie wurde zu eben der Zeit entdeckt, wo Clavijo seine Noticias schrieb. Dieser Schriftsteller erzählt, man habe daselbst mehr als tausend Mumien vorgefunden; nach Anderen soll sich aber die Anzahl derselben kaum auf drey bis vierhundert belaufen haben. Von daher stammen jene Xaxo, welche sich dermahlen im Naturalienkabinet des Königs von Spanien befinden, ingleichen auch jene zwey, welche Herr von Chastenet-Puysegur im Jahre 1776 an die Vorsteher des botanischen Gartens sandte. Zu bedauern ist es, daß an der einem die Füße fehlen.

Das Innere dieser Grabhöhle ist sehr geräumig, und es sind hie und da in der Mauer einige Nischen angebracht. Der Weg, welcher zum Eingange führt, ist sehr steil und fast unzugänglich. Eine oder anderthalb Meilen von Laguna ist noch eine andere Begräbnißhöhle dieser Art, welche man den Reisenden gewöhnlich zu zeigen pflegt. Sie befindet sich an der Seite eines beynahe senkrechten Berges: der äusserst mühsam und nur mit Beyhülfe mehrerer Leitern zu ersteigen ist.

Die Ordnung, in welcher man die Mumien vorfindet, ist überall, in sofern man sie nicht gewaltsamer

Weise durcheinander geworfen hat, dieselbe. Sie liegen auf einer Art von Gerüsten. Die oberste ist vermittelst der Felle, die ihr die Füße verhüllen, an die Felle angenähet, welche der nächstfolgenden den Kopf bedecken, so daß deren gewöhnlich fünf bis sechs an einander hängen. Die Bohlen und Breter, die ihnen zur Unterlage dienen, scheinen bis auf den heutigen Tag keine merkliche Veränderung erlitten zu haben; falsch ist es aber, wenn Sprats behauptet, daß das Holz bloß deswegen nicht beschädigt worden sey, weil die Guanchen das Geheimniß besessen hätten, dasselbe so hart wie Eisen zu machen, so daß es mit diesem Metall eine vollkommene Aehnlichkeit gehabt habe.

Zu Folge eben so unzuverlässiger Nachrichten hat man die Sage verbreitet, die Guanchen hätten den Eingang zu ihren Begräbnißhöhlen als ein unverbrüchliches Geheimniß bewahrt, das nur einer gewissen Anzahl alter Leute in ununterbrochener Folge vertrauet worden sey, die einander dasselbe überliefert hätten, ohne es jemahls bekannt werden zu lassen. Nach eben dergleichen Nachrichten erzählt man, es seyen noch heutiges Tages ganze Familien der ehemaligen Inselbewohner auf Teneriffa vorhanden; die Abkömmlinge der Guanchen sehen es ungern, daß man sich in ihre Katakomben einzudringen suche, und sie wendeten alles Mögliche an, das Hinwegnehmen der Mumien zu verhindern.

Der Eingang in diese Höhlen ist nie von den alten Bewohnern der Kanarien-Inseln verheimlicht worden. Ich will zwar nicht in Abrede stellen, daß sie vielleicht seit jenem Zeitpunkte, wo sie von den Europäern unterjocht wurden, mehr Widerwillen äußerten, die Orte anzuzeigen, die ihnen, als ihr letzter Aufenthalt, ehrwürdig waren; aber heutiges Tages würden sie dieselben wahrhaftig nicht verheimlichen kön-

nen, da ihr ganzes Geschlecht, wie wir sogleich darthun werden, von Grund aus vertilgt ward.

Der Ackerbau war die vorzüglichste Beschäftigung dieser Inselbewohner; sogar die Adelichen schämten sich nicht, ihre Felder selbst zu bestellen. Während der Zeit, daß die Mannsleute mit einer langen und starken Stange, an welcher ein Knochen befestigt war, Furchen in die lockere Erde machten, gingen die Frauenspersonen hinter ihnen her und streueten den Saamen in die Erde. Wann die Aerndte zur Reife gediehen war, und sich die Aehren unter ihrer Last beugten, band man sie in eine Art Garben, und trat sodann die darin befindlichen Körner mit den Füssen heraus, oder drasch sie mit dürren Baumzweigen. Den Frauenspersonen lag die Pflicht ob, das Stroh sorgfältig zu sammeln, und dieses wurde sodann zu allerley Arbeiten angewendet.

Es verdienet bemerkt zu werden, daß die Fruchtfelder nur denen eigenthümlich zugehörten, welche dieselben anbaueten. Alle andere Ländereyen hingegen gehörten dem Könige, oder vielmehr dem Staate, und der König, dem die Vertheilung derselben überlassen war, vertrauete einen größeren oder kleineren Theil davon seinen Unterthanen an, und zwar nach Verhältniß ihrer Angehörigen und ihrer Bedürfnisse, des Ranges welchen sie zu behaupten, oder der Dienste, die sie dem Vaterlande geleistet hatten. Die Landanbauer waren daher gewissermaßen bloß als Pächter zu betrachten. Wahrscheinlich hatten die Erfinder dieser sonderbaren Einrichtung zur Absicht, vermittelst derselben das Gleichgewicht unter allen Staatsbürgern zu erhalten, und zu verhindern, daß eine einzelne Familie nicht allzuviel Landeigenthum erlangen solle, als wodurch, nothwendigerweise mehreren Mitgliedern der bürgerlichen Gesellschaft derjenige Antheil entzogen wird,

worauf ihnen die Natur gerechten Anspruch zu machen gestattete.

Dem sey wie ihm wolle; genug, diese Einrichtung mußte dem Feldbau schlechterdings zum Nachtheil gereichen. Der Mensch, welcher immer darauf erpicht ist, sich eigenthümliches Vermögen zu erwerben, pflegt gewöhnlich prekäre Besitzungen wenig oder gar nicht zu achten. Daher kam es denn auch, daß sich die Guanchen mehr mit der Wartung und Pflege ihres Viehes, das ihnen eigenthümlich zugehörte, als mit ihren Ländereyen beschäftigten. Von diesen allen bezogen sie das, was sie zur Befriedigung ihrer unentbehrlichsten Bedürfnisse von nöthen hatten; und vermittelst ihrer übrigen Hülfsquellen suchten sie sich dasjenige zu verschaffen, was zum Ueberfluß und Wohlleben erforderlich war. Die Mädchen machten es sich zum ausschließlichen Geschäfte, die Viehheerden zu hüten und sie auf die Weide zu treiben. Auf Lancerotta und Fortaventura hielt man besonders viel auf die Ziegen, weil diese ihre Nahrung auf den Felsen suchen; sie kamen auch so gut fort, daß sie alljährlich mehr als sechzigtausend Stück zur Welt brachten.

Auf den anderen Inseln hielten sich die Einwohner sowohl Ziegen als Schaafe, ohne zwischen diesen beyden Gattungen einen Unterschied zu machen. Man ließ sie in friedlichen und schattichten Gefilden, in erfrischenden Thälern, an lauteren Quellen und auf üppigen Triften weiden. Hier liefen diese Thiere im bunten Gemische durcheinander, doch waren sie auf besondere Art bezeichnet, damit jeder Eigenthümer diejenigen, welche ihm zugehörten, von anderen unterscheiden konnte. Nicht weit davon versammelten sich die Hirtenmädchen und realisirten durch ihre naive Grazien, ihre Spiele und Gesänge, jene reizenden Scenen, die der tugendhafte Florian bey Verfertigung seiner Hirtengedich-

te vor Augen hatte. Jetzt beeiferten sie sich, dem Schäfer, der auf seiner aus Schilfrohr verfertigten Flöte blies, ihren Beyfall zu bezeigen; zur anderen Zeit sangen sie Lieder, welche die Freuden der Liebe, selten ihre Leiden, öfter ihr Glück, oder ein historisches Ereigniß aus den Zeiten ihrer Vorfahren, zum Gegenstand hatten. Vermittelst solcher Gesänge pflegte man der Nachwelt die Geschichte zu überliefern. *) Hier folgt eine Erzählung dieser Art, die gewissermaßen als episch zu betrachten ist, und die ich aus dem Spanischen übersetzt habe.

„Das tosende Meer und dessen grimmige Bewohner, „waren nicht vermögend den Ananahui zu schrecken. „Er stürzte sich in die Wogen, um seinen Freund, den „Liebling seines Herzens, dem Tode zu entreißen. Er „zog ihn ans jähe Ufer hinan, wo die Fluten auf den „Kieselsteinen sich brechen, und sie bey ihrem Zurücktritt mit in die Tiefe nehmen. Von dieser Zeit an wich „der Freund des Ananahui, so oft es zum Kampfe „kam, ihm nie von der Seite, und bedeckte ihn mit „seinem Körper wie mit einem Schilde. Wozu aber „bedurfte der tapferste der Krieger dieses Beystandes? „Er, der den Tamuthu besiegte, diesen furchtbaren „Riesen der seine Nachbarn tyrannisirte, und die Ziegen „auf die unbarmherzigste Weise herabstürzte, wenn sie, „zu ihrem Verderben, auf den fast unersteiglichen Fel-

*) Argote de Molina, ist, wie mehrere andere Schriftsteller, der Meinung, die alten Kanarier hätten ihre Geschichte der Nachwelt in Gesängen hinterlassen, so wie solches von den Mauren vermittelst ihrer Zamporas; bey den alten Amerikanern vermittelst ihrer Areytos, und bey den nordischen Völkern durch die Barden geschah.

D. V.

„sen kletterten, wo er seine mit Blut besudelte Woh„nung hatte.“ (Palma und Gomera.)

Die Guanchen, im Ganzen betrachtet, waren groß, handfest, gut gebaut, überaus flink, unermüdet. Sie verfolgten die wilden Ziegen auf den jähesten Bergen, und selten oder nie entwischten sie ihnen. Sie hatten einnehmende, offene, aufrichtige Gesichtszüge, große schwarze Augen, etwas breite Nasen, einen ziemlich weiten mit schönen Zähnen besetzten Mund, hervorstehende Augenbraunen, und feine, entweder schlichte oder lockigte Haare. An mehreren gut conservirten Mumien kann man noch heutiges Tages wahrnehmen, daß dasselbe schwarz oder kastanienbraun war. Viera sagt, er habe welche gesehen, die blondes, sogar lichtes und goldgelbes Haar gehabt hätten.

Die Bewohner von Kanaria sahen mehr olivenfarb aus, als die anderen, und die dasigen Frauenzimmer waren weit weniger darauf besorgt, ihre Reize durch Putz zu erhöhen. Die auf der Insel Lancerotta sahen sehr häßlich aus, weil sie ihre Kinder an der Unterlippe saugen ließen, die daher ganz außerordentlich anschwoll. Unfehlbar geschah dieß mehr in der Absicht, die Kinder zu amusiren, als weil es ihnen, wie einige ganz irrig behaupten, an Muttermilch fehlte. Die Mannspersonen auf Fortaventura waren die streitbarsten, und wurden unter allen am meisten gefürchtet. Die auf Fortaventura waren zwar größer und stärker, man glaubte aber, sie seyen nicht so tapfer wie jene. Die auf Gomera hielten das Mittel zwischen beyden, und waren unter allen die gewandtesten und behendesten.

Die Frauenspersonen auf Teneriffa waren überaus schön; sie gaben sich sehr viel Mühe mit ihrem Putz. Die Mannsleute auf dieser Insel betrugen sich aber auch überaus artig. Ueberhaupt will man

behaupten, daß Teneriffa unter allen Kanarien-Inseln die anmuthigste gewesen sey.

Fast alle Völker auf der Erde sind der Meinung, daß sie ursprünglich von Riesen abstammen. Immer führen sie einen oder den andern derselben unter ihren Königen und Vorfahren an. Dieß war auch die Meinung der Guanchen. Sie suchten sogar in ihrer neuesten Geschichte das Andenken mehrerer solchen ungeheuern Wesen zu erhalten.*) Ein Beyspiel dieser Art finden wir in einem ihrer hinterlassenen Gedichte. Man will sogar versichern, daß deren noch zur Zeit der Eroberung existiret hätten. Wir wollen aber nicht mit Abreu Galindo bey dem Grabe des Menan verweilen, welches auf Fortaventura vorhanden, und zwey und zwanzig Fuß lang gewesen seyn soll; wir wollen ihn lieber zum König Teutoboches des Chirurgus Habicot verweisen.

Man erzählt unter anderen, in einer der Schlachten, welche Bethancourt auf dieser Insel lieferte, habe sich auch ein Riese befunden, welcher neun Fuß hoch gewesen sey und sich durch seine Heldenthaten ganz besonders hervorgethan habe. Der General hätte Befehl gegeben, denselben lebendig zu ihm zu bringen; zu seinem großen Leidwesen sey er aber auf dem Schlachtfelde getödtet worden.

Don Alonzo von Espinoza, erzählt von einem Könige Nahmens Guimar, der vierzehn Fuß hoch gewesen seyn soll; leider fügt er aber einen Um-

*) Ungefähr drey bis vier Meilen vom Pik ist eine Grotte, worin sich einige Menschenknochen vorfinden. Zu Folge einer Tradition, die von den ehemaligen Inselbewohnern herzurühren scheint, soll man hier Gebeine von Riesen gefunden haben. Transphil. Voyage au Pic par Edens, an. 1715.

stand hinzu, der wider alle Wahrscheinlichkeit ist, daß nähmlich dieser König achtzig Zähne gehabt habe. Mit Ausnahme dieser achtzig Zähne kann es denn doch seyn, daß es unter den Guanchen Leute von außerordentlicher Größe gab, die demungeachtet sehr proportionirte Gliedmaßen hatten; denn Buffon ist der Meinung, in den ersten Zeitaltern der Welt, und in Patagonien, wo die Menschen ohnehin von ungewöhnlich großem Wuchse sind, habe es allerdings eben so gut Riesen von zwölf, sogar fünfzehn Fuß geben können, als es deren bey uns von achtehalb Fuß gibt.

Die ehemaligen Bewohner der Kanarien-Inseln, waren von Natur simpel, sanft, ernsthaft und zuthätig. Sie wußten Freundschaft zu schätzen, hielten pünktlich Wort, und ließen es sich gar nicht einfallen, daß man sie hintergehen könne. Ueberdieß waren sie gesprächige, leutselige, freundliche Leute, die ein gutes Gedächtniß und eine gesunde und richtige Beurtheilungskraft hatten. Die der Insel Gomera suchten sich hervorzuthun und fanden viel Vergnügen darin, alle Arten von Hindernissen zu besiegen. Auf Teneriffa räumte man der Vaterlandsliebe unter allen Tugenden den obersten Rang ein; die Galanterie, die Empfindsamkeit, das Ehrgefühl und eine gewisse Bescheidenheit, welche sich überaus gut mit der Eigenliebe verträgt, wurde durch den übertriebenen Hang zu dieser letzteren nicht wenig verdunkelt.

Die Bewohner der Insel Kanaria schildert uns Viana als Leute, die ein wenig hartherzig, im übrigen aber denen auf Teneriffa sehr ähnlich waren. Bethancourt's Geschichtschreiber hingegen schildern uns dieselben auf eine solche Art, als wären sie die treulosesten unter allen Menschen gewesen. Zu dessen Beweise führen sie Folgendes an. Als Herr von Gadifer de la Salle zum erstenmahl auf diese Insel

gekommen sey, habe man daselbst ein von dreyzehn Christen unterzeichnetes Testament entdeckt, die etwa zwölf Jahre zuvor ums Leben gebracht worden, weil sie zur Absicht gehabt hätten, ihren Landsleuten gewisse Nachrichten zu hinterbringen, die den Bewohnern dieser Insel nachtheilig gewesen wären (vermuthlich deswegen, weil sie darauf abzweckten, die Eroberung derselben zu veranlassen). In diesem Testamente war die Nachricht enthalten, die Christen hätten die Kanarier vergebens in der Religion zu unterrichten gesucht, und es sey ihnen nicht über den Weg zu trauen.

Don Pedro del Castillo führt diesen Vorfall, in seinem Manuscript, das von der Eroberung dieser Insel handelt, ebenfalls an, hat ihn aber etwas umständlicher auseinandergesetzt. Was er darüber sagt, lautet von Wort zu Wort ungefähr so: „Ein „kleiner Beutel von Fell, welcher dem Hrn. Gadifer „zugestellt wurde, enthielt gewisse Schriften, woraus „man, als sie hervorgeholt und durchlesen wurden, er„sah, daß auf einer Fahrt von Sicilien nach Galicien „das Schiff des Franz Lopez von einem Sturm „überfallen, und am 25sten Julius 1382 in die Bay „Baranco de Gunigada, auf der Insel Ka„naria, verschlagen worden sey; daß der Guanar„teme (König) dieser Insel den Schiffbrüchigen völli„ge Freyheit gelassen, ihnen Ziegen geschenkt, und sie „überhaupt auf das leutseligste behandelt habe. Die „Anzahl dieser Christen belief sich auf dreyzehn. Sie „lehrten verschiedenen Kindern ihre Sprache und Reli„gion, lebten zwölf Jahre auf dieser Insel, wurden „aber nachher, gewisser Ursachen wegen, sammt und „sonders ums Leben gebracht." Man versichert hieraus, daß die Kanarier keineswegs Verräther genannt zu werden verdienen, wohl aber die, welche alle Güte und Liebe von ihnen genossen hatten, und sie an

die Nothwendigkeit setzten, sie ums Leben zu bringen, und zwar aus Gründen, die in ihrem Testamente nicht angeführt werden.

Die Bewohner von Palma, waren herzensgute überaus gefühlvolle Menschen, die aber an einer Art von auszehrender Krankheit litten, wodurch sie in den traurigsten Zustand versetzt wurden. Wann dieß der Fall war, so nahmen sie weder Hülfe noch Beystand an, sondern sehnten sich nach dem Tode. In der letzten Periode dieser Seelenkrankheit, wo ihnen das Leben zur Last war, ließen sie ihre Familie und besten Freunde zusammen berufen. In dieser Versammlung schrie sodann der Unglückliche, der seines Lebens überdrüßig war, im Ausdruck des tiefsten Schmerzes mit kläglicher Stimme: Ich will sterben (Vaca guare)! Wenn nun die Bitten und Trostgründe derer, die mit dem Kranken verwandt oder befreundet waren, ihn von seinem schrecklichen Entschlusse nicht abbringen konnten, so betrachtete man es als eine Grausamkeit, ihn mit aller Gewalt zur Verlängerung seines ihm verhaßten Daseyns zu zwingen. Dem zu Folge hüllte man ihn ohne weitere Umstände in eine Art aus Fellen verfertigter Windeln, und trug ihn in die Begräbnißhöhle, die er sich zur Ruhestätte für seine Gebeine ausersehen hatte. Hier setzte man einige Gefäße voll Milch vor ihm hin, vermuthlich deswegen, damit er in jener Welt, da es ihm doch in dieser nun nicht mehr gefiel, keinen Mangel leiden solle, und sobald dieses geschehen war, begab man sich weg. Von diesem Augenblicke an, hätte sich Niemand unterstanden, noch in den letzten Augenblicken seines Lebens einen Unglücklichen zu beunruhigen, der, mitten unter den Kadavern, deren Anzahl er noch lebend vermehrte, in aller Gelassenheit den Geist aufgab.

Digitized by Google

In unserem Wörterverzeichnisse kam unter anderen auch das Wort Gofio vor. Dieses Gofio war, wie bey anderen Völkern das Brot, das gewöhnliche Nahrungsmittel dieser Inselbewohner, die, im Ganzen betrachtet sehr starke Esser waren. *) Es bestand bloß aus geröstetem Gerstenmehl, das mit ein wenig Ziegenmilch und Wasser durchmengt wurde. Man nannte dasselbe auch Ahoren. Die Spanischen Bauern haben dieses Nahrungsmittel, so wie die Benennung, welche die Guanchen demselben beylegten, bis auf den heutigen Tag beybehalten. Um die Gerste in Mehl zu verwandeln, bediente man sich, statt der Mühle, zweyer platten Steine, welche sehr hart, glatt geschliffen, und vermittelst ihres gegenseitigen Reibens vermögend waren, die härtesten Dinge zu zermalmen.

Auf den Inseln Ferro und Palma werden wenig Gemüse gezogen, die auf den anderen im Ueberfluße zu haben sind; z. B. Erbsen, große und kleine Bohnen. Statt derselben speisete man Wurzeln, besonders Malvenwurzeln, welche man abschabte, in kleine Stückchen schnitt und in Milch kochte.

Vom Pfropfen wußte man nichts. Noch jetzt gibt man von den Kanarien-Inseln jenen Baumfrüchten den Vorzug, die nicht gepfropft worden sind. Dieses Obst ist darum freylich nicht minder schön. Bey dem Doktor Savignon zu Laguna, sah ich Aepfel, die so groß waren wie bey uns die Kalvillen, und einen eben so angenehmen, doch mehr säuerlichen

*) Corneille erzählt, vermuthlich nach Sprats, eine Guanche habe, ohne sich im mindesten Gewalt anzuthun, zwanzig Kaninchen und einen ganzen Ziegenbock auf einmahl verzehren können. Diese Nachricht scheint allerdings übertrieben zu seyn.

D. V.

Geschmack hatten, und von Bäumen herrührten, die aus dem Kerne gezogen waren.

Auf Lancerotta und Fortaventura wurde viel Fleisch verspeiset; denn, da die Natur diesen beyden Inseln wenig Obst verlieh, so hatte sie dieselben desto reichlicher durch Viehheerden entschädigt. Es gab hier, wie wir bereits angemerkt haben, eine ungeheure Menge Ziegen. Von einer einzigen Ziege gewann man bey dreyßig Pfund Talg und überaus viel Milch; auch war das Fleisch derselben viel schmackhafter als bey uns zu Lande. Alles Ziegenfleisch was man nicht frisch aß, wurde unterhalb der Dächer in Rauch gehangen, oder an der Sonne getrocknet; nie salzte man es ein. *) Das Fett, welches an der Hitze herausdrang, wurde mit Milch vermischt und gegessen. Diese Zubereitung des Fleisches, oberhalb der Feuerheerde, soll in den Wohnungen einen übeln Geruch verbreitet haben. Hiernächst will man versichern, daß die Kanarier nicht nur Ziegenfleisch, sondern auch das von verschnittenen Hunden gegessen hätten.

Damit das Fleisch, welches die Kanarier ausserordentlich gern aßen, seinen eigenthümlichen Geschmack behalten sollte, pflegten sie es auf glühenden Kohlen zu braten, ohne es je als Ragout zuzubereiten; bisweilen tauchten sie es in Milch.

Der Fischfang gewährte den Guanchen auch allerley Gerichte, die sie weit lieber als andere genossen. Sie fischten am Gestade, und zwar mit großen aus Binsen verfertigten Netzen, wovon sie das eine Ende auf dem Lande fest machten, und das andere, nachdem sie es durchs Wasser gezogen hatten, wieder an das Gestade zurückzogen, folglich damit bey-

*) Vielleicht deswegen, weil sie es zum Einbalsamiren der Leichen bedurften. D. V.

nahe auf dieselbe Art zu Werke gingen, wie mit einem Schlagnetze. Auch waren sie sehr lüstern nach Muscheln, welche sie an den Klippen aufsuchten. Sie gossen den Saft von Euphorbium ins Wasser um daselbe zu trüben und die Fische zu berauschen. Diese behenden und gelenksamen Menschen sprangen auch wohl, besonders bey Nachtzeit, ins Wasser, fiengen die Fische mit den Händen, und nahmen sie mit sich ans Ufer. Diese letztere Art zu fischen, so wie jene, wozu sie sich aus Knochen verfertigter Angeln bedienten, war jedoch meistens nur den Fischern von Profession eigen.

Die Guanchen wußten nichts von gegohrnen Getränken, sondern begnügten sich bloß mit Wasser. Es ist leicht zu erachten, daß sie sich bey einer so einfachen Lebensart einer dauerhaften Gesundheit zu erfreuen hatten, die selten unterbrochen wurde. Daher kam es denn auch, daß die Aerzte sehr wenig bey ihnen zu thun fanden, und selten ihr Glück machten. Indeß ward aber dennoch ihre große Kunst und Wissenschaft nicht ganz hintangesetzt. Wenn auch der Mensch vermittelst einer einfachen und regelmäßigen Lebensart wirklichen Krankheiten entgeht, so kann er sich dadurch doch nicht vor Zufällen in Sicherheit setzen, die plötzlich über ihn kommen und ihm Schmerzen verursachen. Da die Kunst, Kranke zu heilen auf den Kanarien-Inseln meistens nur zufällige Uebel betraf, so war sie eigentlich weiter nichts, als eine Art von sehr beschränkter Chirurgie. Nach Beschaffenheit der Umstände bestand die ganze Kunst darin, daß man die Gliedmaßen mit schmerzstillenden oder aromatischen Pflanzen rieb, oder sie mit fettigten Dingen, z. B. mit Schmeer oder Talg bestrich. Das Honig von Mocan hielt man für ein wirksames Mittel gegen eine Art Durchfall, wovon diese Inselbewohner zum öftern inkommodirt wurden. Das Aderlassen und Schröpfen war ziemlich stark im

Ge-

Gebrauche, und geschah mit Beyhülfe einer kleinen Lanzette von Tabona, die man Tafrdque nannte.

Vom Gebrauch der Metalle wußte man nichts, ja es fehlte sogar an Hülfsmitteln, sie aus dem Gestein und den Minen, worin sie enthalten waren, zu Tage zu fördern. Gewisse Schriftsteller wollen zwar behaupten, die Bewohner dieser Inseln hätten nicht einmahl Feuer machen können; wir haben aber gesehen, daß sie von demselben seit undenklichen Zeiten Gebrauch machten. Die in ihren Gebirgen befindlichen Vulkane, würden sie dieses gelehrt haben, wenn sie auch wirklich die Anwendung des Feuers nicht schon seit ihrer ersten Entstehung gekannt hätten.

Die Tabonas, deren sie sich anstatt des Eisens bedienten, sind kompakte, überaus harte, schwarzbraune, Basaltlaven, wovon Feuillé, als er den Pik bestieg, mehrere Stücke fand, die von Natur wie Messerklingen gestalten waren, so daß sie nur noch geschliffen und polirt werden durften. Die Guanchen hatten es in diesem Theil ihrer Künste zu einem hohen Grade von Vollkommenheit gebracht. Sie verarbeiteten die Tabonas zu ausserordentlich kleinen, zarten, scharfen und spitzigen Instrumenten. Mit besonderer Sorgfalt bearbeiteten sie die, womit sie dem Todten, wenn sie denselben einbalsamirten, den Leib aufschnitten. Zum öftern befestigten sie auch dergleichen zugespitzte Steine am äussersten Ende ihrer Piken, Keulen und Wurfspieße.

Da es den Guanchen an Metallen fehlte, so ist es zwar wahrscheinlich, daß auch keine aus Metall verfertigte Münzen bey ihnen im Umlaufe waren; hieraus folgt aber noch nicht, daß sie überhaupt gar kein Geld gehabt haben sollten. Man will behaupten, ihr ganzer Handel habe bloß in Naturprodukten bestanden, und sie hätten alle Konsumtionsartikel, als: Käse,

Butter, Vieh, Getraide, getrocknetes Fleisch, Felle u. d. gl. gegen einander vertauscht.

Als einige Kinder im Jahre 1767 an der Seite eines Thales Gras für ihr Vieh ausrupften, fanden sie unweit des Einganges einer Begräbnißhöhle eine Menge kleiner Stückchen gebrannter Erde, die außerordentlich hart waren, ungefähr 4½ Linie im Durchmesser hatten, 1½ Linie dick waren, und in der Mitte ein kleines Loch hatten. Andere, die theils roth, theils schwarz aussahen, deren Durchmesser sehr klein war, und deren Höhe nur 4 bis 5 Linien betrug, hatten die Gestalt kleiner Cylinder, die durch zwey, drey, auch wohl vier kleine Ringe von einander abgesondert waren. Nach der Zeit hat man an verschiedenen Mumien kleine lederne Beutel gefunden, worin eine Art Rosenkränze stacken, die aus dergleichen kleinen Scheiben von gebrannter Erde bestanden, welche man an dünne Riemen geschnürt hatte. In Klavijo's Noticias findet sich ein elender Holzschnitt, worauf man dieselben abgebildet sieht. Herr Cologan hat die Güte gehabt, mir mehrere solcher Münzen von verschiedener Art zukommen zu lassen. Ich habe sie daher abzeichnen lassen, wie auch ein Beil von Tabona, eine knöcherne Angel, und eine dergleichen Haarnadel. Alle diese Dinge hat man an verschiedenen Xaxos gefunden.

Es ist nicht dem mindesten Zweifel unterworfen, daß die kleinen aus gebrannter Erde verfertigten Stückchen numerische Zeichen waren. Wenn man auch annimmt, daß im Handel und Wandel nichts damit bezahlt wurde, so konnten sie doch zu richtiger Bestimmung der Zahl dienen, so daß z. B. die kleinen runden Scheibchen Einheiten, die einfachen Cylinder Dutzende, die doppelten Hunderte, die dreyfachen Tausende u. s. w. bedeuteten. Dieß setzt freylich voraus, daß die Guanchen eben keine sonderlichen Fortschritte in der Arithmetik

gemacht hatten; aber vor den Zeiten Peters des Großen pflegten die Russen auch so zu zählen. Bey den Peruanern war, bis zur Zeit ihrer Unterjochung, der Gebrauch eingeführt, den Werth der Dinge vermittelst ihrer Quippos oder Knotenfaden zu bestimmen. Die Karaiben, die in Horden herumstreifenden Malegaschen und andere unaufgeklärte Völkerschaften, zählen noch bis auf den heutigen Tag vermittelst kleiner Kieselsteine und Reiskörner. In mehrern unserer Departements machen die Bauern kleine Einschnitte auf Kerbhölzer, um hiernach ihre Einnahme und Ausgabe zu berechnen. Auf jeden Fall würde ich die kleinen irdenen an ledernen Riemen gereiheten Cylinder lieber für einen Rechenknecht halten, als für einen mysteriösen Rosenkranz, den Unser liebe Frau von Candelaria bey ihrer wunderbaren Erscheinung, ich weiß selbst nicht woher, mitgebracht haben soll.

Um das Jahr 1393, ungefähr hundert Jahre vor der Eroberung von Teneriffa, sollen einst, sagt die Legende, einige Guanchen mit Anbruch des Tages in der Absicht ausgegangen seyn, nach ihren Heerden zu sehen. Als sie nun am Gestade des Meeres dahin wanderten, und ganz erstaunliche übernatürliche Dinge gehöret hatten, erblickten sie in einer sandigen Gegend, welche Chimisaie genannt wird und zum Königreich Guimar gehörte, die Gestalt einer Weibesperson, die ein Kind auf dem Arme hatte. Anfänglich wollten sie es, nach ihrer Landessitte, nicht wagen, sich dieser weiblichen Gestalt zu nähern, noch weniger sie anzureden. Als sie aber sahen, daß sich dieselbe weder rührte noch regte, und sie, nachdem sie ihr vergeblich zugerufen hatten, schlechterdings nicht antworten wollte, so hob der eine (welcher vermuthlich eine schlechtere Erziehung gehabt haben mochte als

die anderen) einen Stein auf, und warf nach ihr, anstatt seines Weges zu gehen. So wie er aber diesen Wurf that, lösete sich sogleich der Arm vom Körper ab, und flog hinter dem Steine her. Seine Kameraden, die hierüber, so wie über noch mehrere Wunder, welche sich zu eben der Zeit ereigneten, vor Erstaunen ganz ausser sich waren, eilten sogleich zum Könige, der Acaimo hieß, um ihn hiervon zu benachrichtigen. Dieser Fürst machte sich sogleich in der größten Geschwindigkeit mit allen seinen Hofleuten auf den Weg und war nun Zeuge noch grösserer Wunder, die sich vor seinen Augen ereigneten. Jetzt säumte er keinen Augenblick mehr, mit den übrigen auf der Insel Teneriffa befindlichen Königen gemeinschaftlich zu berathschlagen, was wohl mit dieser wunderthätigen Statue zu machen seyn dürfte, die auf der Insel einen allgemeinen Aufstand erregen würde, da Jeder sie zu besitzen wünschte. Indeß brachte man die Frau mit dem Kinde, auf Anrathen des Königs Taoro, der eine geheime Eingebung gehabt hatte, in ein Häuschen das man ausdrücklich zu diesem Zwecke unweit dem Orte erbauet hatte, wo dieses erstaunliche Wunder geschehen war. Man fügt hinzu, diese Statue der heiligen Jungfrau sey im Himmel verfertigt und von den Engeln bloß deswegen in diese Unterwelt versetzt worden, um die Guanchen durch diese ausserordentliche Gnadenbezeugung zum christlichen Glauben zu bekehren. So erbaulich dies klingt, so gewiß bin ich überzeugt, daß es wenige meiner Leser für wahr halten, sondern vielmehr mit dem Gomar der Meinung seyn werden, daß ein Schiffer diese Statue der heiligen Jungfrau auf der dasigen Küste hinterlassen habe; denn damahls war gerade der Zeitpunkt, wo man die entfernteren Inseln mit Beyhülfe des Kompasses ausfindig zu machen suchte.

Digitized by Google

Das Kostum, welches diese Inselbewohner unter sich eingeführt hatten, war sehr verschieden. Jedes Eiland, jedes Geschlecht, jeder Stand, hatte sein eigenes. Der Stoff, welcher immer derselbe war, bestand aus Haaren, die auf eine künstliche Art verarbeitet, aber nicht gewebt waren; aus Fellen, welche fast eben so zubereitet wurden, wie Gemsenfelle; aus Matten von Binsen, oder auch von Palmblättern, die nicht nur überaus gut gearbeitet, sondern noch überdies mit allerley bunten Farben bemahlt waren, welche die Kanarier für überaus schön hielten.

Die Weibespersonen, hatten die Verbindlichkeit auf sich, nicht nur den Gosio zuzubereiten, sondern auch die Kleidung für ihre Männer und Kinder zu verfertigen. Statt der Nähnadeln bedienten sie sich der Fischgräten, und statt des Zwirns sehr zarter Fäden von Leder und Thiersehnen, die auf eine ganz eigene Art zubereitet wurden. So grob diese Surrogate waren, so brachten sie dennoch vermittelst derselben überaus feine und meisterhafte Nähtereyen zu Stande.

Die Felle und Lederwaaren wurden von Leuten zubereitet, die von dieser Arbeit Profession machten. Die Farben womit sie geschmückt wurden, erhielten sie von gelernten Färbern, die man aber nicht mit den Mahlern verwechseln darf, die wegen ihrer Kunst sehr geachtet wurden, und ihre Farben theils aus verschiedenen Erdarten, theils aus dem Safte gewisser Blumen und Kräuter verfertigten. Es gab auch Mattenflechter, die nicht nur alle zu Kleidungsstücken erforderliche Stoffe von Blättern und Binsen verfertigten, sondern auch Fächer, Schirme, Decken, Teppiche, Bänder, Schnüre u. s. w.

Die Mannspersonen trugen gewöhnlich einen Mantel, welcher Tamarco genannt wurde. Auf Lancerotta wurde derselbe von einem halben zubereiteten

Ziegenfelle verfertigt, so daß er bloß die Schultern bedeckte. Auf Fortaventura waren die Tamarcos viel zierlicher, weiter, und von sehr feinem Haare. Auf Gomera waren sie noch länger, so daß sie vom Halse bis auf die Füße herabhingen. Auf Ferro setzte man noch überdieß Aermel dran. Sie sahen fast wie Westen aus, und waren von Schaaffellen gemacht, auf welchen man die Wolle stehen ließ, die man während der Regenzeit einwärts, im Sommer aber auswärts kehrte. Die dasigen Einwohner trugen auch Schuhe, ingleichen lederne Stiefeln und Halbstiefeln, mit Sohlen von Schweinsleder.

Auf Fortaventura ließen sich die Mannspersonen den Bart so stark und dick wachsen, als es nur immer möglich war. Damit er, so wie ihr Haar, recht struppicht aussehen sollte, bestrichen sie beydes mit einer gewissen Komposition. Zu diesem sonderbaren Gebrauche kam noch dieß, daß sie hohe mit Federbüschen gezierte Mützen trugen. Die Kriegsleute suchten doch von jeher Alles zu benutzen, was dazu beytragen konnte, ihnen ein männliches und furchtbares Ansehen zu verschaffen.

Die züchtige Tracht der Frauenspersonen auf der Insel Lancerotta, kontrastirte sehr mit jener, deren sich ihre Männer bedienten. Sie trugen lederne Kleider, worin sie gleichsam wie in einem Sacke staken.

Auf Fortaventura legten die Frauenspersonen in ihrer Art sich zu kleiden, mehr Geschmack an den Tag. Sie trugen sehr hübsche Röcke, die dicht an den Leib geschlossen, den Wuchs nicht verbargen, und einen Theil der Brust unbedeckt ließen. Ihr Kopfputz bestand aus einer Binde, von sehr feinem Leder, die mit Haaren durchflochten war und rings um den Kopf ging. Auf dieser Binde, welche mit sehr lebhaften Farben bemahlt war, befestigten sie auf dieser oder jener Seite

der Stirn einen sehr niedlichen Federbusch. Sie trugen keine Schuhe, sondern eine Art Sandalen, welche sie Maxo nannten und oberhalb der Füße mit Bändern befestigten.

Auf der Insel Kanaria waren die Mäntel von Fellen besonders gut gemacht, auf eine sehr zierliche Art mit allerley hie und da angebrachten Farben bemahlt. Auch trug man noch außerdem eine besondere Art von Schmuck, worauf allerley Figuren angebracht waren, und der, wie eine Art von Halskragen, hinter den Ohren und am Halse befestigt wurde. Der übrige Theil der Kleidung bestand aus einem Gewebe von Binsen oder Palmblättern. Die Weibespersonen trugen einen kurzen aus vegetabilischem Stoffe verfertigten Rock, der ganz knapp am Leibe lag, und nicht bis über die Hälfte der Schenkel ging. Ihre schwarzen, oder, wie andere Schriftsteller sagen, schwarz gefärbten, Haare waren mit Binsen durchflochten, die mancherley Farben hatten. Diese Haarzöpfe ließen einige gerade herabhängen, andere hingegen flochten sie auf mancherley Art um den Kopf. Kleine Sandalen, welche oberhalb des Fußes mit einem Bande befestigt waren, bewahrten den niedlichsten Fuß, den man sich nur denken kann, vor Beschädigung.

Da die Frauenspersonen auf der Insel Teneriffa unter allen die liebenswürdigsten und die Mannspersonen die galantesten waren, so ist leicht zu erachten, daß man es hier in der Art sich zu putzen zu einem sehr hohen Grad der Vollkommenheit gebracht haben werde. Gewiß ist, daß man sich hier nach der Mode richtete. Es war eine Zeit, wo die Felle von den Matten verdrängt wurden, so daß hier der seltene Fall eintrat, wo sich für die Mode ein vernünftiger Grund angeben ließ. Aber auch die Matten kamen bald wieder ab, und als die Europäer dort anlangten, waren die Felle

wieder Mode, so daß man von den Flechten, die aus Blättern bestanden, und die in heißen Erdgegenden, so kühlend und bequem sind, nicht mehr Gebrauch machte. Hingegen waren aber auch die Felle, deren man sich auf der Insel Teneriffa zur Kleidung bediente, nach der Versicherung mehrerer Schriftsteller, eben so trefflich zubereitet, wie bey uns die Damhirsch- und Gemsen-Felle. Ein solcher Rock, der mit jenem sanften Braun gefärbt war, dessen Schönheit noch überdieß von einem Gürtel, den man mit lebhaften Farben bewahlt hatte, erhöhet wurde, mußte die Guanchen, die von Natur dunkelbraun aussahen, und einen schönen Wuchs hatten, allerdings überaus gut kleiden. Der Schriftsteller, welcher einer Art von Hemden erwähnt, die aus Gemsfellen verfertigt wurden, keine Aermel hatten, nicht über die Kniee reichten, auf der Brust offen waren, und mit einem Gürtel befestigt wurden, den man auf eine geschmackvolle Art knüpfte, hat zuverlässig dergleichen enge Kleider gemeint.

Die Frauenspersonen pflegten nur einen Theil ihrer Reize zu verbergen; ihre Schultern, ihr schöner Hals, kurz, der ganze obere Theil ihres Körpers, war weiter mit nichts bedeckt, als mit ihrem in Locken herabfallenden Haare, das sie zuweilen auf eine ungekünstelte Art kräuselten. Ein enger von Gemsfellen verfertigter Unterrock, welcher dicht am Körper anlag, und oberhalb der Hüften vermittelst einer Art von Faltenzug angedrückt wurde, floß in leichter Drapperie bis an die Stelle herab, wo sich die Knöchel anfangen, und schmiegte sich dergestalt an, daß man den ganzen Umriß der Formen erblickte, deren Grazie man sich, nach Maaßgabe derjenigen Theile, die er nicht verhüllte, leicht vorstellen konnte.

Allenthalben, wo die Mannspersonen galant sind, scheinen sich die Frauenzimmer der Coquetterie befliessen zu haben. Auf Teneriffa pflegten sie sich zu

schminken. Sie bereiteten aus dem Safte gewisser Pflanzen eine rothe Farbe, womit sie sich die Wangen, und eine weisse, womit sie sich die andern Theile des Körpers bemahlten; was man aber, nach Maaßgabe unserer Gebräuche sehr befremdend finden wird, ist unstreitig dieß, daß sie einige ihrer Gesichtszüge grün und gelb bemahlten. Die Fußbekleidung beyder Geschlechter, bestand in kleinen Stiefeln, die vollkommen so beschaffen waren, wie jene, deren man sich auch auf den andern Inseln zu bedienen pflegte. Auch hatte man eine Art von Strümpfen, die aber sonst Niemand tragen durfte, als nur die Adelichen.

In einem Lande, wo die Sonne, während eines Theils vom Jahre, ihre Strahlen senkrecht herabschießt, suchte man sich natürlicherweise in tiefen und kühlen Grotten vor derselben in Sicherheit zu setzen. Daher kam es dann auch, daß diese der Lieblingsaufenthalt der alten Guanchen waren. Die schattigsten und geräumigsten blieben den Königen ausschließlich vorbehalten. Von dieser Art war die Höhle Dos Verdes auf Lancerotta; die von Guimar und Taoro, auf Teneriffa, und die von Goldar auf der Insel Kanaria. Die, denen es an Geld fehlte, Grotten zu kaufen, oder welche aushöhlen zu lassen, ließen sich von Leuten, die das Maurerhandwerk verstanden, kleine Häuser bauen.

Auf Fortaventura und Lancerotta, wo die großen Höhlen seltener sind, und wo nicht alle reiche Leute dergleichen bekommen konnten, hatte man die Baukunst zu einem höheren Grade der Vollkommenheit gebracht. Es gab auf diesen beyden Inseln sehr hohe und dauerhaft gebaute Häuser, die aber freylich ohne allen Geschmack aufgeführt waren, und einen so schmalen Eingang hatten, daß man nicht anders hinein kommen konnte, als wenn man sich hin-

Digitized by Google

durch zwängte. Auf der Insel Ferro waren die Häuser ganz rund, nicht gar hoch, und von besserm Ansehen. Mehrere derselben machten zusammen eine zirkelförmige Einfassung aus, die nur einen einzigen Eingang hatte. Auf Ferro, wo es viele Grotten gab, waren die wenigen Häuser, welche man daselbst ansichtig wurde, entweder bloß von Stroh, oder von klein gehacktem mit Lehm durchmengten Strohe, und äusserst schlecht gebauet. Die auf der Insel Kanario, deren immer eine gewisse Anzahl in einer zu diesem Endzweck gemachten Vertiefung beysammen standen, formirten eine so gerade Linie, als hätte man dieselbe nach der Schnur gezogen, und da die Dächer der Erde gleich waren, so spürte man hier nie das geringste von den brennend heißen Winden. Diese Dächer bestanden aus Stroh und Baumzweigen; an gewissen Orten wurden sie mit fest gestampfter Erde bedeckt. In diese Art von Dörfern führte ein sanfter Abhang, der zum gemeinschaftlichen Eingang diente, und an dessen Rande man gewöhnlich einen Palmbaum setzte, damit die Reisenden von weitem wahrnehmen sollten, wohin sie ihre Schritte zu richten hätten, um eine gastfreundliche Aufnahme zu gewärtigen.

Allerley Arten irdene Gefäße, deren Form die Töpfer nie abänderten; hölzerne mit Fellen und Matten belegte Bettstellen; Waffen, Gräthschaften, deren man zum Fischfang und Feldbau bedurfte; Stühle von geglätteten Steinen, über welche man Decken von Fellen hing; Schirme; kleine hölzerne Spaten und Gefäße, die man zur Zubereitung des Gofio nöthig hatte; lederne Säcke, worin man Getraide, Mehl, und andere Eßwaaren aufbewahrte; mehrere Arten von Beuteln und kleinen Taschen, die man von Gemsfellen verfertigte, um eine Menge kleiner unbedeutender Dinge, die zum täglichen Gebrauche dienten, hineinzustecken: dieß wa-

ren die Geräthschaften, deren sich die Kanarier zu bedienen pflegten, und die man bey ihnen vorfand.

Ihre Waffen, deren sie sich zum Theil auf der Jagd bedienten, bestanden aus Keulen, aus spitzigen, am Feuer gehärteten, Stangen, aus Piken, an deren äusserstem Ende ein Stück Tabona befestigt war, aus Wurfspießen und hölzernen sehr scharfen Schwertern. Den Gebrauch des Bogens kannten sie allem Vermuthen nach nicht, statt dessen hatten sie aber kleine, runde aus Drachenbaumholz verfertigte Schilder, womit sie alle Streiche, die gegen sie geführt, mit vieler Geschicklichkeit abwendeten. Auch bedienten sie sich der Steine, welche sie mit unglaublicher Behendigkeit zu werfen und zu vermeiden wußten, wie wir in der Folge, wenn die Rede von ihren Leibesübungen seyn wird, mit Mehrerem ersehen werden.

Die Guanchen, als brave, gefühlvolle, gut organisirte Leute, mußten natürlicherweise die Musik lieben, auch waren sie für dieselbe leidenschaftlich eingenommen. Wir haben bereits angemerkt, daß sie ihre Geschichte in Gesängen der Nachwelt überlieferten. Zärtliche und traurige Melodien gefielen ihnen vor allen andern. Das Sonderbarste ist, daß sie gemeiniglich nach traurigen Melodieen tanzten. Diese Leibesbewegung liebten sie vorzüglich. Jedermann kennt die sogenannte Kanarie, diesen Tanz, der nach einen sehr artigen Plan angelegt, ausdrucksvoll ist, in gewissen Balletten vorkömmt, und von den Guanchen herrührt *), sie hatten auch noch einen andern Tanz,

*) Aus zweyerley Ursachen sind die Kanarien-Inseln in der ganzen Welt berühmt worden; wegen der Kanarienvögel, auf die man überall so große Stücke hält, und dann wegen der Kanarie, eines eben so artigen als künstlichen Tanzes. D. V.

welcher darin bestand, daß sich die tanzenden Paralellinien, nähmlich die Frauenzimmer auf die eine, die Mannspersonen aber auf die andere Seite, stellten, und einander die Hände reichten, beynahe auf eben die Art, wie in unsern Angläsen. Jede tanzende Person figurirte, so wie die Reihe an sie kam, indem sie sehr lebhafte zuweilen bruske Bewegungen und Gebärden machte, die nach dem Takte wiederholt wurden. Während dieses bey öffentlichen Feyerlichkeiten veranstelteten Tanzes, richtete man sich nach einer Musik von Rohrflöten, Tambourins und pfeifenden Tönen, welche einige Insulaner dadurch hervorbrachten, daß sie die Finger in den Mund steckten; dieses Pfeifen soll wie man sagt, sehr angenehm getönt haben *). Mitunter wurden diese Tänze von Singchören accompagniret, welche rührende Anekdoten absangen, die man in Verse gebracht hatte. Die Spanier haben einige dieser Gesänge in ihre Sprache übersetzt, und versichern, daß sie selbst den gefühllosesten Menschen, sowohl wegen ihres Inhalts, als durch den Vortrag, Thränen auspreßten.

Es gab verschiedene Kaßten unter den Guanchen. Wer mit der königl. Familie verwandt, oder tapfer war und Glück hatte, konnte Anspruch auf den Adel machen. Damit die Vorrechte der Adelichen respektirt werden möchten, gab man vor, sie wären göttlicher Abkunft. Zu dem Ende pflegte man die Kinder schon in ihren früheſten Lebensjahren, während des moraliſchen Unterrichts, den man ihnen im Schooße der Ihrigen ertheilte, folgende Lehre zu geben: „Von An-

*) Sprats will behaupten, man habe das Pfeifen eines Guanchen fünf Meilen weit hören können. Dieß ist doch gewiß eine Unwahrheit!

D. V.

„beginn und gleich nach Entstehung der Welt, habe „Gott Männer und Weiber erschaffen, und Viehheer„den unter sie vertheilt, um sich nähren zu können. Als „er nachher auch noch andere Menschen erschaffen hät„te, habe er diesen neu hervorgebrachten Geschöpfen „keine Heerden gegeben, sondern zu ihnen gesagt: ihr „müsset denjenigen dienen, welchen ich Heerden zuge„theilt habe, und sie werden euch Thiere geben, da„mit ihr zu leben habt. Von dieser Zeit an müssen „die Leute geringern Standes den Adelichen unterwor„fen seyn."

Letztere hatten sich besonders auf der Insel Kanaria überaus großer Vorzüge zu erfreuen. Sie allein bekleideten die Staatsämter und Militärstellen. Man erkannte sie an ihrem runden oder bis an die Ohren abgeschnittenem Haare, und an dem Barte, welchen sie allein zu tragen das Recht hatten.

Wenn einer auch kein geborner Achimenfey war, so konnte er dennoch in den Adelstand erhoben werden. Zu dem Ende durfte er nur eine ausgezeichnete That vollbringen, oder in eine angesehene Familie heirathen. Der Faycan, oder Oberprieſter, hatte das ausschließliche Recht, den Titel und die Prärogativen des Adels auszuspenden. Die Art und Weise, wie man einen Plebejer in den Adelstand erhob, war diese: Der Rezipiend mußte in einer ausdrücklichen zu diesem Endzweck berufenen Versammlung erscheinen, und hatte das Haar über die Schulter hängen. Alsdann nahm der Oberprieſter das Wort, und sagte, indem er sich an die Anwesenden wendete: „Ich beschwö„re euch in Nahmen Gottes, der weder Anfang noch „Ende hat, daß ihr mir saget, ob ihr jemals gesehen „habt, daß dieser Mensch in den Stall ging, um da„selbst Vieh zu schlachten, oder ob er je mit seinen Hän„den Speisen zubereite, und andere dergleichen Ge-

„schäfte verrichtete, die bloß den Frauenspersonen vor-
„behalten sind? Insonderheit aber eröffnet mir, ob er
„gegen die Achtung verstieß, welche dem weiblichen Ge-
„schlechte gebührt!" Fiel nun die Antwort verneinend
aus, so schnitt der Faycan dem neukreirten Adelichen die Haare dicht hinter den Ohren weg, und gab ihm eine Pike in die Hand. Sobald dieß geschehen war, durfte er unter den Patriziern Platz nehmen, und von nun an ward er auf immer vom Volke respektirt. Wenn aber die Fragen des Faycan von einem der Anwesenden bejahet wurden, so schnitt dieser dem Candidat auf der Stelle alle Haare ab, belegte ihn mit dem Nahmen Trasquilat und wies ihn in die Klasse der gemeinen Leute zurück, aus welcher er sich schlechterdings nicht emporschwingen konnte.

Alle alten Kanarier theilten die Tage in vier und zwanzig Stunden, in Monds-Monathe, Jahreszeiten und Sonnenjahre, die mit den Monds-Monathen genau übereintrafen, und bestimmten hiernach ihre Zeitrechnung. Mit Unrecht gibt man ihnen Schuld, daß sie Götzendiener gewesen seyen. Sie beteten, wie man bereits aus dem Vorhergehenden ersehen haben wird, ein Wesen an, das Alles erschaffen hat, dem sie ihr Daseyn verdankten, und welchem sie mehrere erhabene Benennungen beylegten, welche die Vorstellung, die sie sich von demselben machten, charakterisiren; z. B. der Schöpfer, der Erhalter, der Ewige. Sie riefen ihn bey mehreren Gelegenheiten, besonders zur Zeit der Landplagen, an, unter welchen die Unfruchtbarkeit die vornehmste war. „Wann
„es ihnen an Wasser gebrach, sagen Pingré und Bor-
„da, so verlangten sie welches von Gott, und ver-
„anstalteten, damit er sie erhören sollte, eine sehr son-
„derbare Feyerlichkeit. Sie trieben nähmlich ihre Schaf-
„heerden an gewisse Orte, die hierzu ausdrücklich be-

„stimmt waren. Hier sonderten sie die Lämmer von „den Mutterschafen ab, und steckten zwischen beyden „eine Lanze in die Erde. Die Lämmer liefen sodann „um die Lanze herum und blökten, um wieder zu ihren Müttern zu gelangen, die nun ebenfalls blökten. „Durch dieses gegenseitige Blöken sollte die Gottheit „gerührt und bewogen werden, einen wohlthätigen „Regen zu senden.

Nach Kadamosto's Berichten beteten sie die Sonne, den Mond und die Sterne an; vielleicht aber geschah dieß bloß deswegen, weil sie dieselben als Vorbilder der Gottheit betrachteten. Gewiß ist, daß man auf der Insel Teneriffa bey dem Gestirne schwur, welches den Tag erleuchtet, und daß man Jeden, der diesen Eid gebrochen hätte, für unwürdig gehalten haben würde, von diesem Gestirne beschienen zu werden.

Von der Unsterblichkeit der Seele sollen sie, wenn einigen Schriftstellern zu glauben ist, gar keinen Begriff gehabt haben. Feuillé hingegen behauptet, daß ihnen diese Lehre nicht ganz unbekannt gewesen sey.

Entweder waren sie der Meynung, daß man auf den Bergen, deren Gipfel sich in den Wolken verlieren, der Gottheit näher sey, oder sie hegten für dieselben, zu Folge einer oder der andern uralten Volkssage, eine besondere Ehrfurcht; genug, sie pflegten auf den höchsten Berggipfeln zu beten und der Gottheit ihre Opfer darzubringen. Die Bewohner der Insel Lancerotta erhoben während des Gebets ihre Hände gen Himmel, und gossen einige Schalen aus, die mit Milch oder Schmeer gefüllt waren.

Auf Ferro glaubte man, Gott steige zuweilen vom Himmel herab, und verweile dann vorzüglich gern auf zwey Bergen, die ehedem Bentayca genannt wurden, aber heutiges Tages unter der Benennung los Santillos de los Antiguos bekannt sind. Am Fu-

ße des einen versammelten sich die Mannspersonen, um dem Ewigen, welchen sie Eraoranham nannten, ihr Gebet vorzutragen. Am Fuße des andern Berges kamen die Frauenspersonen zusammen, und beteten zu Gott, den sie unter der Benennung Morayba verehrten. Wenn es lange nicht geregnet hatte, pflegte man sich ebenfalls auf das Gebirge Bentayca zu begeben. Hier beobachteten sowohl die Manns- als Frauenspersonen drey Tage lang ein äußerst strenges Fasten, und nach dessen Beendigung stimmten sie ein klägliches Geschrey an. Abreu Galindo versichert, die Bewohner von Ferro wären auf die Beobachtung dieses Gebrauchs so erpicht gewesen, daß sie denselben noch lange nach ihrer Bekehrung zum Christenthume beybehalten, und den Heiland nebst seiner Mutter unter den Nahmen Eraoranham und Morayba angebetet hätten. Wenn jenes Geschrey ohne Wirkung blieb, dann begab sich einer oder der andere Insulaner in die Höhle Astehyta, im Kanton Tacuitunta, und verrichtete hier sein Gebet mit voller Inbrunst. Wenn sein Flehen erhört wurde, so erschien ihm, sagt man, ein Schwein, das er in seinen Tamarco hüllte, und der versammelten Volksmenge vorzeigte, die dasselbe einstimmig Aramfaybo d. i. den Vorbitter bey Gott, nannte.

Auf der Insel Palma hatte man ebenfalls einen geheiligten Ort, wo man bey wichtigen Vorfällen zu Gott betete. Es war ein spitziger Felsen, von außerordentlicher Höhe. Man hielt dafür, daß die Existenz der ganzen Insel bloß von diesem Felsen abhänge. Man glaubte, daß sich Gott auf demselben niederlasse, und fand sich daselbst in der Absicht ein, ihm Gaben und Gelübde darzubringen. Man trug die Eingeweide der geopferten Thiere hieher, und stand in dem Wahn, vermittelst dieser Gaben, welche unter Beobachtung

unge-

ungewöhnlicher Zeremonien dargebracht wurden, die Gottheit versöhnen zu können. Daher kam es denn auch, daß dieser Felsen, der große Idafe genannt, beständig mit einer ungeheuern Menge Raben bedeckt war, welche sich von den für die Gottheit bestimmten Speisen nährten.

Viana erzählt, die Bewohner von Teneriffa hätten mehr als die anderen Kanarier an eine Art von Hölle geglaubt. Daß sie dieselbe an der Seite des Pik von Teyde zu finden glaubten, war wohl eben so natürlich, als wenn die Griechen die Schmiede des Vulcan in die Höhlen auf Lemnos, in die Tiefen des Aetna, oder in die feuerspeyenden Berge auf den Liparischen Inseln verlegten. Er sagt ferner, der Teufel treibe sein Wesen in dieser Hölle auf eben die Art, wie in jeder andern Hölle. Auf Teneriffa nannte man ihn Guayota, und auf der Insel Palma, wo man ihm seine Residenz ebenfalls in einem feuerspeyenden Berge angewiesen hatte, hieß er Yruene oder Yruena. Andere sind der Meynung, dieser Guayota sey nicht sowohl ein eigentlicher Teufel gewesen, der an dem Orte der Qual regiert habe, als vielmehr ein großer Verbrecher, der zum ewigen Feuer verdammt worden sey. Clavijo hingegen hält ihn wirklich für den bösen Genius oder das böse Princip.

Auf Fortaventura gab es eine Sekte, Efeneque genannt, deren Mitglieder sich auf einem zirkelförmigen mit einer Mauer umgebenen Platze versammelten. In der Mitte dieser Mauern war ein großer runder Stein befindlich, Faira genannt. Hier beteten sie den Ewigen unter der Benennung Gott der Erhalter an, und begossen den Faira mit Milch von ihren Heerden, und mit dem besten Fette. Bey diesem unnatürlichen Gottesdienste führten dicke Pythoniſſen den Vorsitz, die ihre Gaukeleyen in

einer kleinen Grotte, oder einem entlegenen Tempel trieben. Hier gaben sie denen, von welchen sie um Rath gefragt wurden, Aufschlüsse über die Zukunft, oder enthüllten vor ihren Augen die Annalen vergangener Zeiten. Während dieser Orakelsprüche machten sie allerley konvulsivische und bedeutungsvolle Grimassen, von eben der Art wie jene, wodurch die Pythonissen des Alterthums, wenn sie auf dem geheimnißvollen Dreyfuße saßen, die leichtgläubigen Zuschauer, welche ihren Träumereyen Glauben beymassen, zu täuschen suchten. Die Bewohner von Lancerotta waren in diese abergläubischen Gebräuche so sehr vernarret, daß es überaus viele Mühe kostete, sie zum christlichen Glauben zu bekehren.

Auf der Insel Kanaria standen den gottesdienstlichen Gebräuchen, die unter der Direction des Faycan veranstaltet wurden, gewisse Jungfrauen vor, die sich dem ehelosen Stande widmeten, eine Art von Vestalinnen vorstellten, und Magades, oder Harimagades genannt wurden. Sie waren mit weit mehr und weit schönern Fellen bekleidet, als die anderen Frauenspersonen, hatten sich sehr ausgezeichneter Vorzüge zu erfreuen, und standen in großem Ansehen.

Die Grotten, von einigen Tempel genannt, wo diese Magades der Gottheit die Bitten des Volks vortrugen, und ihr täglich Libationen von Milch darbrachten, wurden als Zufluchtsörter respektiret, die Niemand ungestraft entweihen durfte. Don Pedro del Castillo erzählt, es seyen noch heutiges Tages, auf einer sehr hohen Felsenspitze des Baranko de Valeron, Ruinen von einem dieser uralten Tempel vorhanden, dessen Eingang aus einer Art von Schwibbogen bestehe, und worin, außer einem großen Vorhofe, mehrere neben einander angebrachte Zellen seyen, aus welchen man die Aussicht auf den Baranko ha-

Digitized by Google

be. Ich will nichts weiter aus dieser Beschreibung beyfügen, weil sie mir sehr unzuverlässig vorkömmt.

Zur Zeit einer allgemeinen Landplage, wendete man sich zum höchsten Wesen, und es gab auf dieser Insel gewisse geheiligte Oerter, wo man sich ausdrücklich in der Absicht versammelte, dasselbe um Hülfe anzuflehen. Man hatte hierzu einige sehr hohe Felsen bestimmt, die sich auf zwey ohnehin sehr hohen Bergen hoch in die Luft thürmten. Der eine, welcher in der Provinz Gualdar lag, wurde Tirmar genannt, der andere, in der Provinz Telde, hieß Umpaya. So oft es darum zu thun war, sich hier zum Gebete zu versammeln, ließ der Faykan das ganze Volk zusammenberufen, und stellte sich in dessen Mitte. Man ging in Prozession dahin, und jeder trug einen Palmen- oder Olivenzweig, oder wenigstens ein Reis in der Hand. Wenn nun der Zug am Fuße des Tirmar oder Umpaya angelangt war, so begaben sich die Magades, welche allemahl vorangingen, auf die höchste Spitze des Berges, und vollbrachten daselbst ihre Libationen. Mittlerweile wurden traurige Lieder und eine Art von Hymnen abgesungen, zugleich auch die Kanarie getanzt. Wenn es darauf ankam, den Himmel um Regen zu bitten, dann ging man ans Meer herab und peitschte es mit Ruthen; vermuthlich deswegen, weil den Kanariern nicht unbekannt war, daß der Regen aus den Dünsten entsteht, die aus demselben emporsteigen. Mitunter faßte sogar einer oder der andere dieser Inselbewohner den Entschluß, sich für das ganze Volk aufzuopfern, und in der Hoffnung, daß sein Tod die Gottheit mit seinem unglücklichen Vaterlande aussöhnen werde, sich ins Meer zu stürzen.

Außer den Magades gab es auch noch einen andern Jungfrauen-Orden, der sehr respektirt wurde.

Die, welche demselben angehörten, konnten nach Belieben wieder heraustreten. Ihre Verrichtungen bestanden darin, daß sie den neugebornen Kindern die Köpfe mit Wasser begossen.

Die Spanier hielten diese Mädchen für Täuferinnen (baptizadoras) und glaubten, dieser sonderbare Gebrauch rühre noch aus den Zeiten des Christenthums her, das, der Tradition zu Folge, der heilige Bartholomäus, und noch ein Paar andere Heiligen, Nahmens Avitus und Brandon, oder Brondon, zwey übrigens wenig bekannte Schottländer, auf diesen Inseln gepredigt haben sollen. Feuillé, den Pingré und Borda als ihren Gewährsmann anführen, scheint ganz dieser Meynung gewesen zu seyn. Sie hat aber gar keinen Grund, und es ist um so mehr zu bezweifeln, daß je ein Heiliger diese Inseln besucht habe, da sich schlechterdings kein gültiger Beweis dafür anführen läßt. Nur so viel ist richtig, daß vermittelst dieser Art von Taufe, die bey den Guanchen eingeführt war, die Täuferinnen mit dem Kinde und dessen Angehörigen in Verwandtschaft traten. Da sie ihre Beschäftigung aufgeben, und sich in der bürgerlichen Gesellschaft niederlassen konnten, so führt mich dieß auf die Vermuthung, daß sie eigentlich weiter nichts als Kindsfrauen oder Hebammen waren, die der Fanatismus und der Hang zum Wunderbaren in Nonnen verwandelte, so wie er wähnte, die ältern Peruvianer hätten das Nachtmahl des Herrn unter sich eingeführt gehabt, weil sie an dem Feste des Raymi, oder dem längsten Tage, ihr geheiligtes Brot verzehrten, welches sie Caneu zu nennen pflegten.

Wir haben gesehen, was es mit der Religion und dem ehemaligen Gottesdienste der Kanarier für ei-

ne Beschaffenheit hatte. Nun kommen wir auf ihre Hochzeitgebräuche.

Alles, was wir von den Verehlichungen der alten Guanchen wissen, ist dieß, daß ein Mädchen recht korpulent seyn mußte, um diese Verbindung eingehen zu können. Auch pflegte man ein solches Mädchen einen ganzen Monath vorher vor Jedermanns Augen zu verbergen, fütterte sie während dieser Zeit mit nahrhaften Speisen, und verbot ihr jede Beschäftigung. Wenn nach Verlauf dieses Zeitraums ihr Liebhaber die Meynung äußerte, daß sie zu mager sey, so hielt man sie für unfähig, starke und gesunde Kinder zu gebären, und dem zu Folge wurde sie verstoßen. Man verheyrathete sich, ohne Rücksicht auf die Grade der Verwandtschaft; Mutter und Schwester waren die einzigen Personen, die man nicht ehelichen durfte; dem ungeachtet hat man Beyspiele, daß einige Könige sich mit ihren Schwestern vermählten; ja sie hatten sogar ein ausschließliches Recht, dieß zu thun.

Viana läugnet, daß bey diesen Völkerschaften die Ehescheidung üblich gewesen sey; nach Anderen hingegen ist nichts gewisser, als daß Mann und Frau, nach freundschaftlicher Uebereinkunft und wann es ihnen beliebte, sich trennen konnten, ohne daß diese Trennung ihrer Ehre zum Nachtheil gereichte. Nur hatte dieß die Folge, daß die Kinder, welche sie mit einander gezeugt hatten, wenn solche männlichen Geschlechts waren, Achicuca, und wenn sie zum weiblichen gehörten, Kukaba genannt wurden.

Die Polygamie scheint ehedem unter den Bewohnern dieser Insel im Gebrauche gewesen zu seyn. Bontier und Leverrier erzählen etwas, das mich ganz außerordentlich frappirt hat. Sie sagen nähmlich, auf der Insel Lancerotta habe eine Frau drey Männer gehabt, und jeder hätte sie einen Monath als Domestik

bedienen müssen; hingegen habe aber Jeder, so wie die Reihe an ihm gekommen sey, über die Reize der gemeinschaftlichen Gattinn unumschränkt gebieten können. Jene Schriftsteller setzen hinzu, diese Gattin habe übrigens die eheliche Treue pünktlich erfüllt. Hierüber dürfte man sich nun eben nicht sehr verwundern, wenn es mit dem ersten Theile dieser Sache seine Richtigkeit hätte. Man will versichern, daß in Tibet eine ganze Familie an einer einzigen Frau genug habe. Diese Polyandrie hat jedoch auf die, von welcher wir so eben sprachen, nicht den mindesten Bezug.

Ich weiß nicht, ob die historische Angabe, nach welcher der Faycan und die vornehmsten Herren das Recht gehabt haben sollen, in der ersten Nacht bey der Braut zu schlafen, um dem Bräutigam eine besondere Ehre zu erzeigen, mehr Authenticität für sich hat. Diese Tradition ist jedoch von mehreren Schriftstellern bekräftigt worden, und sie soll, dem Vernehmen nach, aus den ältesten Zeiten herrühren. Dem sey wie ihm wolle; so viel ist gewiß, daß dieser Gebrauch der Bevölkerung keinesweges zum Vortheil gereichte, und daß dieselbe auf den Kanarischen Inseln, als die Europäer dort ankamen, theils durch den Krieg, theils wegen einer fürchterlichen Epidemie, stark in Abnahme gerathen war. Ehemals soll sie so stark gewesen seyn, daß, da diese Inseln ihre Einwohner nicht mehr zu fassen vermochten, und da das Hülfsmittel, Kolonien anzulegen, den Guanchen gar nicht bekannt war, die Regierung sich genöthigt sah, ein äußerst barbarisches Mittel zu ergreifen, wovon man schon einigemahl in den ältesten Zeiten Gebrauch gemacht hatte, und welches darin bestand, daß man von jeder Ehe nur das erstgeborne Kind am Leben ließ; fürwahr ein grausames Mittel, wovon man jedoch auch bey anderen mehr kultivirten Völkern, Beyspiele findet, und das man bis

auf einige Modificationen, auch in China eingeführt hat, welches doch wegen seiner weisen Gesetze außerordentlich berühmt ist. Zum Glücke für die Kanarien-Inseln hörte dieser barbarische Gebrauch bald wieder auf, so daß man in der Folge alle Kinder ohne Ausnahme erzog, und sie, meines Erachtens, sehr gut erzog. Anstatt sie in die Schule zu schicken, sie daselbst bestrafen und Dinge lernen zu lassen, die sie schlechterdings nicht begreifen konnten, bildete man zuvörderst ihren Körper und dann erst ihren Geist. Mit diesem letztern Theile der Erziehung beschäftigten sich die Aeltern selbst, indem sie den Kindern in öfters wiederholten Gesprächen ihre Pflichten lehrten, und ihnen unabläßig Beyspiele vor Augen stellten, wie rechtliche Leute durch die allgemeine Achtung belohnt und böse Menschen durch eben so allgemeine Verachtung bestraft worden seyen.

Das Resultat der physischen Erziehung war eine ununterbrochene Gesundheit, bewundernswürdige Behendigkeit und Gewandtheit, wodurch die Guanchen in Stand gesetzt wurden, sich in allen Leibesübungen auf die vortheilhafteste Art auszuzeichnen. Das Ringen, Springen, Laufen, Tanzen und Wurfspiel, waren Leibesübungen, worin alle diese Inselbewohner ohne Ausnahme eine große Fertigkeit erlangt hatten. Sie legten dieselben mit vielem Pompe bey ihren öffentlichen Feyerlichkeiten an den Tag, unter welchen die Aerndtefeste und die Krönungen ihrer Könige die vorzüglichsten waren.

Sie legten die Kinder gleich in ihren ersten Lebensjahren auf Matten, wo sie in kurzer Zeit gehen lernten. Sobald sie sich von der Stelle bewegen konnten, warf man ihnen kleine von weicher Erde gemachte Kugeln entgegen, welchen sie auszuweichen suchten. Gelang ihnen dieß, so gebrauchte man Nüsse statt der Ku-

geln, hernach kleine Kieselsteine, dann Pfeile ohne Spitzen, und endlich spitzige Wurfpfeile. Daher kommt es denn auch, daß man von der Geschicklichkeit, mit welcher die Kanarier den gewaltsamsten Steinwürfen in einer ganz unbedeutenden Entfernung, und ohne sich so zu sagen von der Stelle zu bewegen, ausweichen konnten, ganz erstaunenswürdige Dinge erzählt.

Man will behaupten, daß die Guanchen nur wenige Gesetze gehabt hätten. Ich glaube zwar, daß ihr Gesetzbuch eben keinen gar großen Umfang hatte; wenn man aber versichert, sie hätten gar keines gehabt, so verräth dieses keinen geringen Mangel an Beurtheilungskraft. Wie ist es möglich, daß ein Volk, welches sich mit den Künsten beschäftigt, eine bestimmte Regierungsform hat, und Eigenthum besitzt, ohne einen Vertrag bestehen kann, nach welchem die Pflichten und Obliegenheiten eines jeden einzelnen Gliedes des Gemeinwesens bestimmt sind? Laßt uns lieber gestehen, daß sich bis auf unsere Zeiten von den Gesetzen der Guanchen, so wie von ihrer Sprache, ihrer Poesie und ihren Religionsmeynungen, nur noch einzelne Bruchstücke erhalten haben, die offenbar zu einem vollständigen Ganzen gehörten.

Auf der Insel Ferro wurden die Mörder mit dem Tode bestraft, so wie die Diebe mit dem Verluste eines Auges, und wenn sie abermahls stahlen, mit dem Verluste beyder Augen.

Auf Kanaria begleitete der Urthelsvollstrecker Jeden, der wegen eines Verbrechens angeklagt wurde, das eine Leibesstrafe nach sich ziehen konnte, vor Gericht. Das Vergeltungsrecht ward in seinem ganzen Umfange ausgeübt, und das Urthel auf der Stelle vollstreckt.

Auf Fortaventura und Lancerotta, wurde jedem, der eine Mordthat verübte, der Kopf abge-

hauen, oder vielmehr, um mich bestimmter auszudrücken, der Hirnschädel eingeschlagen. Die Bestrafung konnte abgeändert, wenigstens gemildert werden, wenn der Verbrecher im Stande war, Beweise beyzubringen, die ihm einigermassen zur Entschuldigung dienten; wenn er dieses aber nicht konnte, so wurde er an das Ufer des Meeres geführt. Hier legte ihn der Nachrichter auf einen großen Stein, welcher ganz flach und glatt war, und anstatt eines Schaffots diente; dann warf er ihm einen andern Stein mit solcher Gewalt auf den Kopf, daß das Gehirn herausspritzte. Alle Nachrichter wurden verabscheuet, und durften es nicht wagen, unter anderen Menschen sich blicken zu lassen. Sie erschienen nicht eher vor dem Publikum, als bis sie Befehl erhielten, ihr abscheuliches Geschäft zu verrichten. Sie waren aller Vortheile des gesellschaftlichen Lebens beraubt, und durften nichts von demjenigen anrühren, worauf andere ein gemeinschaftliches Recht hatten. Der Pöbel lief ihnen überall nach, warf mit Steinen nach ihnen, und überhäufte sie mit Verwünschungen.

Der entschiedene Widerwille der Guanchen, irgend ein Geschöpf ums Leben zu bringen, das sich nicht wehren oder sonst dem Tode entgehen konnte, gereicht ihnen nicht minder zur Ehre. Wir haben aus dem Vorhergehenden ersehen, daß man den Plebejern, welche geadelt werden sollten, die Frage vorlegte, ob sie nicht in den Stall gegangen wären, um daselbst Vieh zu tödten, oder welches eben so viel sagt, dem Schlächter ins Handwerk zu greifen; denn nur den Schlächtern von Profession kam es zu, Schaafe, Lämmer, und Ziegen zu tödten. Diese Menschen, welche daran gewöhnt waren, ohne die mindeste Rührung Blut zu vergießen, wurden fast eben so sehr verachtet, wie jenes verächtliche Geschöpf, welches das Blut seiner Nebenmenschen auf einem Steine verspritzte.

Zu Folge einer Bizarrerie, die jedoch in der ältern Geschichte nicht ohne Beyspiel ist, war das Stehlen, auf Gomera, statt wie auf der Insel Ferro bestraft zu werden, vielmehr nach den Gesetzen verstattet, und man hielt den, welcher sich dabey am besten benahm, für einen sehr geschickten Menschen. Hatte man denn aber zu Sparta nicht ebenfalls Gesetze, vermöge deren man den Diebstahl bloß als einen artigen Spaß betrachtete?

Auf Teneriffa waren die Gesetze menschlicher, wenn anders die, nach welchem man den Verbrechern Gnade widerfahren läßt, oder sie wenigstens nicht hart bestraft, wirklich milde Gesetze sind. Die Richter schauderten bey dem Gedanken, einen Menschen zum Tode verurtheilen zu müssen. Eine Mordthat, dergleichen wie man sagt, auf dieser Insel sehr selten verübt wurde, bestrafte man nie anders, als mit Landesverweisung und Einziehung der liegenden Gründe, die nach Urthel und Recht dem Könige anheimfielen, zugleich der dem Mörder zugehörigen Heerden und Effekten, welche man unter die Familien des Verstorbenen vertheilte.

Ich habe nichts dagegen einzuwenden, daß ein Urtheilsspruch dieser Art, bey einem gerechten, tugendhaften, gefühlvollen und menschenfreundlichen Volke, allerdings vermögend war, diejenigen, welche in Versuchung gerathen konnten, ein Verbrechen dieser Art zu begehen, davon abzuhalten. Erstreckte sich aber derselbe nicht weiter, als nur allein auf den Verbrecher? Er konnte Kinder haben, die sonach um das sämmtliche Vermögen kamen, welches sie von rechtswegen zu hoffen hatten, und auf welche die Bestrafung des Vaters forterbte, ohne daß sie an dessen Verbrechen Antheil gehabt hatten. Uebrigens wurde der Mörder sein ganzes Leben hindurch so verabscheuet, wie der Nach-

Digitized by Google

richter, und auf allen den Inseln, wo die Todesstrafe eingeführt war, blieb die Familie des Verbrechers, wo nicht auf immer, doch wenigstens so lange entehrt, als man sich des Urthels erinnerte, welches an einem ihrer Mitglieder vollzogen worden war.

Die Gesetze, welche auf die Achtung Bezug hatten, die dem weiblichen Geschlechte gebühret, wurden mit der äußersten Pünktlichkeit beobachtet. Nichts wurde so streng untersucht und nach Urthel und Recht bestraft, als der Mangel an Achtung für jene eben so reizenden als schüchternen Wesen, die der Schöpfer ausdrücklich in der Absicht gebildet zu haben scheint, um uns einen Begriff von wahrer Vollkommenheit beyzubringen und unsere Leiden zu mildern. Diese Achtung erstreckte sich so weit, daß, wenn eine Mannsperson einem Frauenzimmer unterwegs begegnete, sie dasselbe nicht nur vorangehen lassen mußte, sondern es nicht einmahl ansehen durfte, wenn es ihm nicht zuvor einen Blick zugeworfen und hierzu gleichsam autorisiret hatte. Noch weit weniger war es ihr erlaubt, mit demselben zu sprechen, wenn sie ihn nicht zuerst anredete und ihm folglich hierzu die Erlaubniß gab. Wir, die man nach dem Urtheile aller civilisirten Völker, für die galanteste Nation unter der Sonne hält, wir sind bey weitem nicht so galant, wie die alten Kanarier. Zu unserer Rechtfertigung muß ich aber auch sagen, daß, wenn nie ein Guanche die Achtung gegen ein Frauenzimmer aus den Augen setzte, dieses hauptsächlich davon herrührte, daß sich die Frauenzimmer der Guanchen Achtung zu verschaffen wußten. Ihre Ehre erforderte es, daß sie Hülfe bey der Gerechtigkeit suchten, welche die Verbindlichkeit auf sich hatte, sie bey ihren Rechten zu schützen, und die Göttin Themis ahndete die geringste Beleidigung, die Personen ihres Geschlechts widerfuhr, mit unerbittlicher Strenge. Freye

und unanständige Reden, die man in unseren galanten Gesellschaften für Witz gelten läßt, würde man auf der Insel Teneriffa für unverzeihbare Grobheiten gehalten, und mit Peitschenhieben oder Stockschlägen bestraft haben.

Der rühmlichste Beweis, welcher sich für die menschenfreundliche Denkart der Guanchen anführen läßt, ist der, welchen wir aus dem Cadamosto entlehnen. Dieser erzählt, zur Zeit der Eroberung und kurz nach der ersten Invasion, welche die Spanier auf Teneriffa unternahmen, hätten die Bewohner dieser Insel ein Fahrzeug erobert, auf welchem sich mehrere von diesen ihren Todfeinden befunden hätten. Anstatt nun dieselben, was die blutgierigen Europäer zuverlässig gethan haben würden, ums Leben zu bringen, hätten sie es vielmehr dabey bewenden lassen, ihre Gefangenen bloß dazu anzuhalten, daß sie ihnen die Fliegen verscheuchen und die Hürden reinigen müssen, wo ihre Schaafe und Ziegen eingesperrt waren. Und dennoch waren es diese nähmlichen Europäer, welche das ganze Geschlecht derer, von welchen sie so schonend behandelt wurden, von der Erde vertilgten!

Pingré und Borda erzählen, alle die, welche ihren Aeltern ungehorsam gewesen wären, Frauenspersonen genothzüchtigt oder unter den Oberhäuptern des Staats Zwietracht und Uneinigkeit gestiftet hätten, wären mit dem Tode bestraft worden. Dasselbe sagen sie, sey auch denen widerfahren, die man auf einem Diebstahl betreten habe, gleichviel übrigens, ob derselbe von Belang gewesen sey, oder nicht. Wir haben aber aus dem Vorhergehenden ersehen, daß dieses nur in sofern mit der Wahrheit übereinstimmt, als es bloß von einigen Inseln galt. Sie erzählen ferner, man habe die Verbrecher auf zweyerley Art bestraft; einige wären gesteinigt, andere gehangen worden, und diese

letztere Todesart sey die schimpflichste gewesen. Ich vermuthe, der Verfasser des Manuscripts, dessen sich jene beyden Gelehrten, zum Leitfaden bedienten, habe hiermit keineswegs sagen wollen, daß man diejenigen, welche hingerichtet werden sollten, gesteinigt habe. Unfehlbar meinte er die auf der Insel Lancerotta eingeführte Todesstrafe, von welcher er gehört haben mochte, und vermöge welcher man allerdings den Verbrecher mit einem Steinwurfe tödtete. Endlich erzählte uns Pingré und Borda, daß man die Ehebrecher lebendig begraben habe. Eine unverheyrathete Frauensperson, welche Unzucht trieb, wurde zu lebenslänglichem Gefängniße verurtheilt, wofern nicht etwa derjenige, mit welchem sie sich vergangen hatte, von freyen Stücken den Entschluß faßte, sich mit ihr zu verheyrathen. Geringere Vergehungen bestrafte man mit Peitschenhieben, und alle Gesetze ohne Ausnahme, wurden mit der größten Strenge vollstreckt.

Aus anderen, so zu sagen gleichzeitigen, Schriftstellern erhellet, daß nicht nur dasjenige, was das Steinigen betrifft, sondern auch noch einige andere Punkte, die wir aus dem Pingré und Borda angeführt haben, zwar auf einige andere Inseln, aber keineswegs auf Teneriffa Bezug haben, wo die Gerichtshöfe nie einen Verbrecher, so schwer er sich immer vergangen haben mochte, zum Tode verurtheilt haben sollen. Dem sey wie ihm wolle, gewiß ist es, daß die Peitschenhiebe und Stockschläge, womit man diejenigen, welche sich Vergehungen und entehrende Handlungen zu Schulden kommen ließen, zu züchtigen pflegte, wirkliche Strafen waren, weil dadurch Jeder, dem man sie zuerkannte, mit unauslöschlicher Schande gebrandmarkt wurde.

Die Kriege, welche zum öftern zwischen den Guanchen ausbrachen, waren ebenfalls gewissen Gesetzen

unterworfen, die von einem Kriegsrathe, welcher den Vorsitz darüber führte, gehandhabt wurden. Dieser Kriegsrath mischte sich in Alles, was auf das Kriegswesen Bezug hatte. Es war unabhängig vom Könige, durfte aber schlechterdings nichts ohne Vorwissen des Justiztribunals vornehmen, welches ein Obergericht war, wobey das Haupt des Staats den Vorsitz führte. Man befolgte in diesen Kriegen eine Art von Taktik, die auf Fortaventura, wo man nie in Frieden lebte, einen höhern Grad von Vervollkommnung erreicht hatte, als auf den anderen Inseln.

Die obersten Gerichtsstellen handhabten die Gerechtigkeitspflege mit einem sehr feyerlichen Anstande, welchen die Beschaffenheit der Sache erheischte. Auf Teneriffa formirten sie eine Art von Reichstag, Tagoror genannt. Der Versammlungsort war ausdrücklich zu diesem Behuf eingerichtet, in der Nähe einer königlichen Wohnung, und mit steinernen Bänken umgeben. An dem einen Ende waren die, worauf sich die Richter setzten; die des Königs, welcher die Urthelssprüche abkündigte, befand sich in der Mitte, und war mit den schönsten Fellen bedeckt. Der Verbrecher stand aufrecht vor der Justiz, die ihn so zu sagen in ihren Händen hatte; denn wir haben bereits weiter oben gesehen, daß der Nachrichter einen Jeden, der angeklagt wurde, begleiten mußte; dieser Gebrauch, der auf den ersten Blick etwas barbarisch scheint, konnte aber einen guten moralischen Zweck haben, da diese unverdorbenen Menschen schon das für ein Vergehen hielten, wenn Jemand sich desselben auch nur verdächtig machte, und da sie einen oder den andern ihrer Mitbürger wegen seines zweydeutigen Betragens, wodurch er sich nachtheiligen Vermuthungen ausgesetzt hatte, nicht züchtigen konnten, ihm wenigstens die darauf gesetzte Strafe vor Augen stellten, damit er nie

wieder in den Fall kommen möchte, sein Augenmerk auf dieselbe richten zu müssen.

Der König war also auf diesen glücklichen Inseln bloß als der Vater seines Volks und als das Oberhaupt einer einzigen großen Familie zu betrachten. Er kannte die Pflichten, die ihm die Gesetze auflegten, vermöge deren er selbst auf den Thron berufen war, und man weiß sich keines Beyspiels zu erinnern, daß er dieselben jemahls hintenan gesetzt hätte. Schon in der frühesten Jugend brachte man den Kindern der dasigen Fürsten die Lehre bey, daß sie nicht etwa zu ihrem Vergnügen zur Regierung bestimmt wären, sondern vielmehr des allgemeinen Besten wegen, und bloß in der Absicht ihre Unterthanen glücklich zu machen. Dadurch, daß sie mit dem ganzen weitschichtigen Umfang ihrer Pflichten bekannt waren, und dieselben pünktlich befolgten, erwarben sie sich das Zutrauen und die Liebe des Volks. Diese Zuneigung äußerte sich besonders bey der Krönung, und wenn sie den Eid der Treue schwuren. Man kann sich unmöglich die rührende und zugleich wahrhaft heroische Simplizität vorstellen, die mit dieser erhabenen Feyerlichkeit vereinbaret war. Man fand sich bey derselben aus allen Orten und Gegenden des Reichs ein. Jeder wollte bey diesem frohen Ereignisse zugegen seyn, um dem neuen Monarchen Glück und Segen zu wünschen. Wenn dann Krieg war, so hörten sogleich alle Feindseligkeiten auf, und dieser Waffenstillstand wurde mit gewissenhafter Treue gehalten.

An dem zur Krönung bestimmten Tage verfügte sich der Thronerbe auf die geräumigste Wiese, welche im ganzen Königreiche zu finden war. Hier hatte man Triumphbogen errichtet, die aus Palmen und Lorbeerzweigen bestanden, und mit Blumen und Kornähren geschmückt waren. Der Ort, wo die Feyerlichkeit vor sich gehen sollte, war mit Schranken umgeben, und

den Erdboden hatte man mit Binsenmatten belegt. Sobald der Prinz, der mit seinem prächtigsten Tamarco bekleidet war, in der Einfassung eintraf, erhob das Volk ein großes Freudengeschrey. Auf Fortaventura trug der König ein Diadem, das mit Muschelschalen verzieret war; auf den übrigen Inseln hatte er aber weiter nichts auf dem Haupte als einen Lorbeerkranz. Sobald er sich auf einen hohen Sessel niedergelassen hatte, wo ihn Jedermann sehen konnte, näherte sich ihm der älteste und am meisten verehrte von allen den Herren, die mit ihm verwandt waren. Dieser Greis präsentirte dem Monarchen einen Schenkelknochen von einem der ältesten Könige, die er unter seinen Ahnherren zählte, der während seiner Regierung Recht und Gerechtigkeit gehandhabt hatte, weswegen denn auch dieses Ueberbleibsel seines Körpers sorgfältig in einem ledernen Futteral aufbewahrt wurde, um bey der jedesmahligen Krönungsfeyerlichkeit zum Gebrauche zu dienen. Der König machte vor dem Knochen seines Ahnherrn eine ehrerbietige Verbeugung, legte denselben auf sein Haupt, und sagte mit lauter Stimme: „Ich schwöre bey diesem Ueberbleibsel, daß ich, „so wie der, welchem dasselbe bey seinen Lebzeiten an„gehörte, die Krone bloß in der Absicht tragen will, „um die Tugend auszuüben, damit ich dereinst das Be„dauern und die Segenswünsche meines Volks mit mir „ins Grab nehme." Hierauf nahm der Greis den geheiligten Schenkelknochen, legte denselben ebenfalls auf den Kopf und schwur in Gegenwart des gesammten Adels folgenden Eid, den jeder mit Enthusiasmus ihm nachsprach: „Wir schwören bey diesem „geheiligten Knochen, und bey diesem merkwürdigen Ta„ge, daß wir die Regierung, welche jetzt ihren Anfang „nimmt, so wie alle die, welche künftig von dem Kö„nige abstammen werden, schützen wollen."

Es

Es ist daher ganz ohne Grund, wenn einige vorgeben, daß die Könige auf der Insel Teneriffa gewählt worden seyen. Die, welche diesen Satz behauptet haben, beschrieben demungeachtet die Krönungsfeyer beynahe auf dieselbe Art, wie solches von uns geschehen ist, und stehen folglich mit sich selbst im Widerspruche.

Die gegenseitigen Eidschwüre, der Antheil, welchen die Patrizier an der Regierung hatten, die Verrichtungen des Königs, ja sogar der Nahme (Manrey) den man ihm beylegte, und der eben so viel bedeutete, als Hülfe, Schutz, Vertheidigung; dieß alles kann auf die Vermuthung führen, die Kanarien-Inseln als eben so viele kleine aristokratische Staaten zu betrachten, worüber die executive Gewalt sich in der Person eines Einzigen concentrirte, der zwar das Organ der Nation und der Ausleger der Gesetze, aber keineswegs als wirklicher Herrscher zu betrachten war. In unserm Wortverzeichniße der unter den Guanchen gebräuchlichen Worte, fand sich unter andern auch eines, welches im eigentlichsten Sinne so viel wie Republik bedeutete.

Nichts gleicht der Ehrfurcht, welche alle und jede Glieder des Staats ihrem Oberhaupte bezeugten; kein einziger unterstand sich, je etwas Böses von ihm zu reden. Ueberhaupt erkühnten sich die alten Guanchen niemahls in frechen und unbesonnenen Ausdrücken von Jemand zu sprechen, am allerwenigsten von denen, die am Staatsruder sitzen, und nach Beweggründen handeln, die nicht Jedermann bekannt sind, und sich folglich nicht beurtheilen lassen, so daß man sie oft mit Ungrund tadelt, wenn sie das größte Recht haben.

Man liebte den König bey seinen Lebzeiten; man respektirte sein Andenken noch nach seinem Hinscheiden. Er ging nie aus seiner Wohnung, ohne von den Gro-

ßen seines Hofes, oder den Offizieren seiner Truppen umgeben zu seyn, und vor ihm her trug man eine kleine von Matten verfertigte Fahne, die an einer Pike befestigt war, und Anepa genannt wurde. Wenn er starb, legte man die Trauer für ihn an; man schaffte seinen Leichnam in eine der gemeinschaftlichen Begräbnißhöhlen, vielleicht in der Absicht, damit seine Nachfolger nicht vergessen sollten, daß der Tod alle Menschen einander gleich mache; man schmückte aber seine irdische Höhle mit allen Attributen der Königswürde, und stellte einen kleinen Vorrath von Schmeer-Milch und andern Eßwaaren vor sie hin.

Wann nun der Eid geleistet und die Krönungsceremonie vorüber war, dann nahmen die Lustbarkeiten jeder Art ihren Anfang, die mehrere Tage lang dauerten. Sie bestanden in Tänzen, im Wurfspiel, Wettringen, Wettlauf, allerley Beweisen körperlicher Stärke und andern Leibesübungen.

Bey dem Wurfspiele bemahm man sich fast auf eben die Art, wie es bey den Griechen gebräuchlich war, nur mit dem Unterschiede, daß man sich hierzu grösserer Wurfscheiben bediente, die mit den Leibeskräften der Guanchen in gehörigem Verhältniße standen. Espinosa sagt, er habe zu Arico behauene Steine gesehen, die so schwer gewesen wären, daß kein Europäer vermocht haben würde, sie von der Stelle zu bewegen, und dennoch versicherte man, zu Folge einer allgemein für wahr angenommenen Volkssage, daß die ehemaligen Bewohner dieser Inseln sie nicht nur mit vieler Leichtigkeit von der Erde aufgehoben, sondern sogar auf den Kopf oder die Schultern gelegt hätten, um ihre Stärke zu zeigen.

Man verfertigte einen Aufwurf von Erde, der eine Art von Kampfplatz vorstellte, auf welchem man sich im Wettringen übte. Dieses wurde als eine wirkliche

Kunst betrachtet, wobey man gewisse Regeln zu beobachten hatte, und welche man dadurch in Ansehen erhielt, daß sich Niemand damit befassen durfte, der nicht vermittelst eines vom Kriegsrath ausgefertigten und von dem Faycan unterzeichneten Erlaubnißscheins, ausdrücklich hierzu authorisiret war. Die Kämpfer waren gewöhnlich mit drey Steinen, einer Keule, und einem aus Tabona verfertigten sehr scharfen Dolche bewaffnet. Zum Präludium warfen sie sich, sobald sie nur noch in einer gewissen Distanz von einander entfernt waren, aus allen Kräften mit den drey Steinen, die jeder auf die weiter oben beschriebene Weise, nähmlich ohne die Füße von der Stelle zu bewegen, bloß durch die Gewandtheit seines Körpers zu vermeiden suchte. Dann gingen sie auf einander los, und bey dieser Gelegenheit war es, wo sie, in der einen Hand den Dolch haltend, und mit der andern die Keule schwingend, ihre Stärke, Gewandtheit und Grazie hauptsächlich an den Tag legten. Die beyden Kämpfer sahen einander mit unverwandten Augen an, und jeder gab auf den Streich Acht, den der andere gegen ihn führen würde, um denselben sogleich abwenden zu können. Ein Angriff wurde durch den andern vereitelt. Die Zuschauer, welche sorgfältig auf jede Bewegung Acht gaben, interessirten sich unwillkührlich für einen oder den andern der beyden Streiter, und wünschten, daß er den Sieg davon tragen möge. Auf allen Gesichtern konnte man deutlich wahrnehmen, wie Ungeduld, Hoffnung und Furcht mit einander abwechselten. Endlich behielt nun einer die Oberhand, oder die Keulen wurden zersplittert, so daß sich diese Leibesübung, während welcher der Sieg lange genug hin und her geschwankt hatte, unter dem Beyfallklatschen der Zuschauer endigte.

Dieß ist alles, was ich in Betreff dieses gänzlich von der Erde vertilgten Volks, in den darüber annoch vorhandenen Nachrichten gefunden habe. Nach Maßgabe der Gebräuche und Gesetze, der religiösen und moralischen Meynungen, die, wie wir gesehen haben, bey den ehemaligen und eigentlichen Besitzern der Kanarien-Inseln eingeführt waren, wäre es so unvernünftig eben nicht, wenn man dafür hielte, daß diese Leute Abkömmlinge eines zahlreichen und viel aufgeklärtern Volkes, Ueberbleibsel einer gebildeten Nation, kurz der ausgeartete Rest einer aussterbenden Menschenrasse waren.

Drittes Kapitel.

Pabst Clemens VI. schenkt die Kanarien-Inseln dem Infanten von Spanien, Ludwig de la Cerda. Einige Abenteurer erobern diese Inseln für den Hof zu Madrid. Die Guanchen werden gänzlich vertilgt.

Die Kanarien-Inseln waren den Alten unter dem Nahmen der glückseligen Inseln bekannt. Vielleicht machten sie einen Theil jenes berühmten Landes aus, dessen physische Revolutionen auf den übrigen Theil der alten Welt Einfluß hatten. Ehe wir aber in die ältern Zeiten zurück gehen, wollen wir erst dasjenige vollends aus einander setzen, was die Guanchen betrifft.

Der Widerstand, welchen sie den Europäern entgegen setzten, die Unterjochung ihres Vaterlandes, und ihre gänzliche Vertilgung: dieß ist es, was die Geschichtsschreiber die Eroberung der Kanarien-Inseln nannten, und was wir nunmehr, so viel wie möglich, aus einander setzen wollen.

Digitized by Google

Ich bin keineswegs gesonnen, den Gegenstand meiner Untersuchung, wie gewisse spanische Schriftsteller, mit der Entdeckung und Unterjochung der neuen Welt zu vergleichen. Sieben Inseln, deren Wegnahme in der Geschichte so wenig Aufsehen erregte; sieben Inseln, deren Existenz der übrigen Welt beynahe ganz unbekannt war, und die auf der Oberfläche derselben einen so unbeträchtlichen Raum einnehmen, sind gar nicht dazu geeignet, in den Annalen der Weltgeschichte so viele Blätter auszufüllen, wie ein großer Continent, dessen Eroberung und Besitznahme bey allen Völkern Europens eine unermeßliche Revolution bewirkte, deren weitere Ausdehnung sich schlechterdings nicht berechnen läßt.

In jenem Zeitpunkte, wo man mit dem Vorhaben umging, sich der Kanarien-Inseln zu bemächtigen, wußte man kaum, daß diese Inseln existirten. Mitunter führte man zwar ihre Nahmen an, dieß geschah aber bloß von Geographen, und selbst diese fanden sie nur deswegen merkwürdig, weil sie dieselben als den Punkt betrachteten, von welchem Ptolomäus ausging, um die geographische Länge zu bestimmen. Auch zweifle ich sehr, daß der H. Bartholomäus, der Apostel, den Guanchen das Evangelium geprediget habe, wie mehrere treuherzige Leute, sogar der achtungswerthe Pater Feuillé, für bekannt annehmen. Eben so wenig kann ich glauben, daß der heilige Avitus, der im zweyten Jahrhunderte nach Christi Geburt als Märtyrer starb, so wie der heilige Macrovius, oder Macrovio, und der heilige Brandon, oder Borondon, zwey schottländische Mönche aus dem sechsten Jahrhunderte, sich auf den Kanarien-Inseln einfanden, um die Bewohner derselben zur Taufe vorzubereiten.

Die Meinung des Georg Glas, welcher dafür hält, die Gothen und Vandalen müßten zu eben der Zeit, wo sie das römische Reich unterwürfig machten, mit einigen ihrer Fahrzeuge unter andern auch bey den Kanarien-Inseln angelegt haben, kömmt mir eben so unwahrscheinlich vor, als daß die vorgenannten vier Heiligen diese Inseln besucht haben sollen; gegründeter scheint es zu seyn, daß im zwölften und dreyzehnten Jahrhunderte die Araber und einige Genueser daselbst landeten *) Erstere gaben ihnen sogar den Nahmen Al-jakir oder Al-kadelat, welches soviel bedeutet als ein glücklicher Aufenthalt, ein anmuthsvoller Ort. Dapper hält dafür, diese nämlichen Seefahrer hätten sie auch und zwar wegen des Pik auf Teneriffa, El-bard genannt.

Mittlerweile näherte sich Europa dem merkwürdigen Zeitpunkte, wo der Genius seiner Bewohner, dem die von der Natur ihm angewiesene Gränzen zu enge dünkten, einen kühnen Schwung wagte, und seine Fittige über alle Theile der Welt verbreitete. In diesem Zeitalter machte der Geist der Ritterschaft, und die Begierde sich in fernen Weltgegenden umzusehen, den Leuten die Köpfe schwindlicht; eine Krankheit von welcher sie nach dem unglücklichen Ausgange der Kreuzzüge nicht ganz geheilet wurden. Man erzählte sich allerley von Ländern jenseits des Meeres; eine dunkle Idee die man von der Rundung des Erdballs hatte, und die sich zu den uralten Sagen von einer großen atlantischen In-

*) Gomar erzählt in seiner Geschichte Indiens, ein gewisser Doria und ein gewisser Viraldo hätten im Jahr 1291 eine Reise nach den westlichen Küsten von Afrika gemacht. man habe aber nachher nichts weiter von ihnen gehöret.

Digitized by Google

sel gesellten, bewog einige Abendtheurer, sich auf das Weltmeer zu wagen. Unfehlbar erblickte man damahls einige jener Inseln, die an der westlichen Küste der alten Welt liegen, und verbreitete hierüber allerley eben so unzuverlässige, als übertriebene Gerichte, wodurch in Don Louis de la Cerda, Infanten von Spanien, das Verlangen erregt wurde, neue Länder zu erobern.

Dieser Cavalier, der von einem entthronten Geschlechte abstammte, und ein Großenkel Ludwigs des IX. war, stand in Diensten des französischen Hofes, wo er sowohl wegen seines Verstandes, als seiner persönlichen Tapferkeit ausserordentlich geachtet wurde. Er strebte nach einer Krone, und glaubte, daß zwischen derselben und ihn weiter kein Hinderniß obwalte, als nur die Meereswogen, wodurch er von den im großen Weltmeere befindlichen Inseln getrennt sey. Auf diese, meinte er, gegründete Ansprüche machen zu dürfen, sobald sie ihm vom Pabste geschenkt würden; und dieses war damahls beynahe in ganz Europa so ziemlich die allgemeine Denkart.

Pabst Clemens der VI. hatte damahls sein Hoflager zu Avignon. Louis de la Cerda fand Mittel, es dahin zu bringen, daß ihn der König von Frankreich zum Bothschafter ernannte. In dieser Eigenschaft begab er sich 1344 zum heiligen Vater, und erbat sich nun dasjenige, was er schon längst so sehnlich gewünscht hatte. Hier wußte er sich so gut zu benehmen, und sowohl durch seine Beredsamkeit als auch insbesondere durch seine dem apostolischen Stuhl bezeugte Submission, auf Clemes VI. einen solchen Eindruck zu machen, daß derselbe, um den guten Ruf der Kirche bis an das äusserste Ende der Erde zu verbreiten, und ohne sich lange bitten zu lassen, ein Consistorium hielt, worin er ohne weitere Umstände die glückseligen

Inseln für ein Königreich erklärte, das von dem heiligen Stuhle zu Lehn gehe, womit er den Supplikanten investirte, und alle christliche Potentaten aufforderte, dem Louis de la Cerda zur Ausführung alles dessen, was er etwa in der Absicht unternehmen möchte, sein Reich zu erobern, behülflich zu seyn.

Man erzählt bey dieser Gelegenheit, daß ein englischer Gesandter, welcher sich damahls am päbstlichen Hofe zu Avignon aufhielt, und vermuthlich den Cambden nicht studiert haben mochte, die glückseligen Inseln in aller Einfalt für die britannischen Inseln gehalten, und auf der Stelle einen Eilboten an den König von England, seinen Herrn, abgeschickt hätte, um demselben die Nachricht zu ertheilen, daß seine Staaten von Clemens VI. auf eine höchst unanständige Weise verschenkt worden seyen.

Die Bedingungen, unter welchem der Vertrag zwischen dem Pabst und dem neukreirten Potentaten abgeschlossen wurde, bestanden darin, daß letzterer alljährlich einen Tribut von 400 Goldgulden, lauterm reinen Goldes, von eben dem Gewicht und Gepräge, wie zu Florenz, an die Kirche entrichten solle.

Dem zu Folge wurde die feyerliche Belehrung auf der Stelle veranstaltet. Der Pabst überreichte dem Könige einen Zepter, nebst einer goldenen Krone und sprach: Faciam principem super gentem magnam. Dieser that nunmehr auf den Titel eines Infanten von Spanien, den er zeither geführt hatte, Verzicht, und nannte sich den Glücksfürsten, oder den Fürsten der glückseligen Inseln.

Alle Prärogativen der königlichen Würde waren der Schenkung, nach dem Belieben der Kirche, beygefügt worden; so auch das Recht, Kirchen und Klö-

ſter zu bauen, mit aller Welt, ausgenommen mit dem heiligen Stuhle, Krieg zu führen, Münze zu ſchlagen, u. ſ. w.; jedoch mit Beyfügung der Clauſel, daß der neukreirte Fürſt, wofern er den Tribut von 400 Goldgulden nicht binnen vier Monathen bezahlte, dem Bann unterliegen; wenn er ſolches noch anderweltige vier Monathe anſtehen laſſe, ſein Reich mit dem Interdikt belegt werden; und wenn er ſeine Obliegenheiten nach Verlauf anderweitiger vier Monate noch nicht erfülle, des Thrones verluſtig ſeyn, und es dem Pabſte freyſtehen ſolle, denſelben nach Gutdünken zu vergeben.

Dem zu Folge ſchrieb nun der heilige Vater an alle Höfe, die ſich für die Eroberung der glückſeligen Inſeln zu intereſſiren ſchienen. Als ſich Louis de la Cerda einige Geldunterſtützungen verſchafft hatte, unternahm er gleich nach Abgang jener Schreiben eine Reiſe nach Arragonien, wo Don Pedro IV. einige Galeeren ausrüſten ließ. Aber Alphons II. König von Portugal, wollte ſich dieſe Verfügungen durchaus nicht gefallen laſſen; er gab ſogar dem Pabſte Clemens VI. zur Antwort, da die Inſeln, worauf es hier ankomme, von ſeinen Unterthanen entdeckt worden ſeyen, ſo habe er dieſelben bereits in Augenſchein nehmen laſſen, und ſeine Leute hätten ſogar, zum Zeichen der Beſitznahme, verſchiedene Produkte von da mitgebracht. Sey es, das er von Maderg, den Arzoriſchen oder Kanarien-Inſeln gehöret hatte, genug er ertheilte denen, die dem Pabſte ſein Antwortſchreiben überbrachten, den Auftrag, demſelben kurz und gut zu erklären, daß der König, ihr Herr, geſonnen ſey, die Inſeln des atlantiſchen Ozeans, in Betracht ihrer ſo nahen und ſchicklichen Lage, für ſich ſelbſt zu behalten.

Was den König von Kastilien, Don Alphonso XI. betrifft, so versprach dieser zwar dem Pabste, in einem unterm dritten May 1345 von Alcala de Henares datirten Schreiben, daß er sich der Ansprüche, die er auf das neue Königreich zu machen habe, begeben wolle; dem ungeachtet that er aber alles Mögliche, was dazu beytragen konnte, die Anschläge des Glücksprinzen zu vereiteln, und bald darnach gab er sein Vorhaben, sich selbst dessen Staaten anzumaßen, ohne Hehl zu erkennen.

Die erneuerten Vorstellungen der beyden päbstlichen Nunzien trugen nicht das mindeste bey, die Angelegenheiten des de la Cerda zu fördern. Da nun während der Zeit, als dieses vorging, das nördliche Frankreich von den Engländern verheeret wurde, folglich der Glücksprinz aus Pflicht und Ehrgefühl nicht umhin konnte, der Krone, in deren Diensten er zeither gestanden hatte, Hülfe und Beystand zu leisten, so erachtete es der König von Arragonien, welcher ohnehin auf die großen Ereignisse, welche Europa zerrütteten, zu aufmerksam war, als daß er es räthlich fand, eine Kriegsmacht, die er selbst brauchen konnte, bey einem mißlichen Unternehmen ohne den mindesten Vortheil aufs Spiel zu setzen, für nöthig, die Ausrüstung der erwähnten Galeeren einstellen zu lassen, und Louis de la Cerda bekam sein Königreich nie mit Augen zu sehen; man will sogar behaupten, daß es ihm der Pabst, vermuthlich weil er die stipulirte 400 Goldgulden nicht zahlen konnte, wieder genommen habe. Die Nachfolger von Clemens VI. haben nachher die Kanarien-Inseln den Königen von Spanien zu wiederholten Malen, und zwar aus so eben so rechtlichen Gründen, geschenkt. Wahrscheinlich würden sie nicht so freygebig gewesen seyn, wenn ihnen dieselben eigenthümlich zugehört hätten.

Digitized by Google

In einem gewissen Traité des Canaries, den ich zwar nicht gelesen habe, der aber einen gewissen Ludwig Bonzony zum Verfasser hat und von verschiedenen Schriftstellern angeführt wird, soll die Nachricht enthalten seyn, Don Pedro IV. habe zwey Schiffe ausrüsten lassen, um den Glücksprinzen zu geleiten, die auch wirklich ausgelaufen wären, und die Kanarien-Inseln erkundschaftet hätten. Die am Bord dieser Fahrzeuge befindliche Mannschaft, habe zwar einen Versuch gemacht auf Gomera zu landen, sey aber gezwungen worden, sich mit großem Verluste wieder einzuschiffen. Wenn es mit diesem Vorfalle seine Richtigkeit hat, so kann sich derselbe nicht später ereignet haben, als um das Jahr 1350.

Galindo erwähnt auf eine noch umständlichere Art, eines ähnlichen Versuchs, der von Majorkanern und Arragonesern unternommen wurde, und noch unglücklicher ablief. Er soll um das Jahr 1360 auf der Insel Kanaria Statt gehabt haben. Die dasigen Einwohner, von welchen Galindo diese Sage vernommen hatte, erzählten, daß jene Fremdlinge auf zwey Fahrzeugen in den Hafen Gando eingelaufen wären. Sie gingen, ohne die mindesten Vorsichtsanstalten getroffen zu haben, bewaffnet ans Land, und ließen sich merken, daß sie feindselige Absichten hätten. Sogleich zogen sich die Kriegstruppen von Telde und Aguimeze zusammen, umringten ihre Feinde, und drangen so heftig auf sie ein, daß die, welche nicht im Gefechte blieben, gezwungen waren, sich auf Gnade zu ergeben. Unter den Gefangenen befanden sich auch fünf Franziskaner. Clavijo sagt, sie wären sehr menschenfreundlich behandelt worden. Da diese Europäer sahen, daß sie ihr Schicksal nicht ändern konnten, so betrugen sie sich sehr demüthig und folgsam. Sie verschafften den Kanariern allerley Vortheile, lehr-

Digitized by Google

ten sie ihre Wohnungen bequem einzurichten, und ihre Grotten in bessern Stand setzen. Da sie aber ihren unruhigen und herrschsüchtigen Charakter in der Folge nicht länger bezähmen konnten, so stifteten sie eine Meutererey an, und setzten ihre Ueberwinder in die traurige Nothwendigkeit, sie sich vom Halse zu schaffen. Das Urtheil wurde in derselben Stunde vollstreckt, worin es beschlossen wurde, so daß sie sammt und sonders ums Leben kamen. Was die Franziskaner betrifft, so erwies man ihnen die Ehre, sie auf eine ganz besondere Art mit dem Tode zu bestrafen. Man stürzte sie nehmlich in einen Abgrund, der etwa eine halbe Meile von der See entfernt ist, am Wege von Telde nach Galdar. Man sagt, die See habe einige Zeit nachher verschiedene Ueberbleibsel ihrer Kleidungsstücke an die Küste geworfen. Dieß führt auf die Vermuthung, daß zwischen dem Ozean und jenem Abgrunde eine Art von Komunikation Statt findet. Man hat nachher an dieser Stelle, um jenen Vorfall einigermaßen wieder gut zu machen, ein Kreuz errichtet, und nicht vor gar langer Zeit waren auf dieser Insel einige kleine verschiedenen Heiligen gewidmete Kapellen vorhanden, deren Erbauung jenen unglücklichen Franziskanern zugeschrieben wurde. Ist das Verfahren der Kanarier zu tadeln? Kann man Mitleiden mit dem Schicksale ihrer Gefangenen haben, da sie dasselbe nach seiner ganzen Strenge verdienten, und da sogar ein spanischer Schriftsteller ausdrücklich von ihnen sagt: Los vicios de aquellos christianos fueron majores que su virtutes?

Wir haben bereits im Vorhergehenden Gelegenheit gehabt, eines ähnlichen Vorfalls zu erwähnen, der sich um das Jahr 1382 ereignete. Diese gefangenen Europäer verdienten es, daß sie eben so von Leuten behandelt wurden, die sie auf eine sehr menschenfreundliche Art aufgenommen, und ihnen sogar Viehheerden

geschenkt hatten. Was für Begriffe mußten sich die tugendhaften Bewohner der Kanarien-Inseln von diesen Fremdlingen machen, die ihnen ihre Wohlthaten mit dem schwärzesten Undanke lohnten, und unaufhörlich Meutereyen gegen diese guten Menschen anzettelten, die ihnen nicht nur das Leben gelassen, sondern sie sogar mit dem allen versehen hatten, was zu dessen Erhaltung erforderlich war!

Um diese Zeit herrschte auf der Insel Kanaria ein König, welcher Artemi Semidan hieß, wegen seiner Tugenden und seines Muthes berühmt war, und unter dessen Regierung die Landungen der Eroberer ihren Anfang nahmen, die er aber immer mit Vortheile zurückschlug. Endlich ward er in einem der hitzigsten Gefechte, in welches er sich mit Bethencourt eingelassen hatte, getödtet. Nach seinem Tode legte man ihm den Zunahmen der Große bey. Er war ein Sohn des Königs Guimidafe, den derselbe mit der schönen Königin Andamana erzeugt hatte, deren Geschichte es gewiß nicht an Interesse fehlt.

Von der Regierung Artemi's hatte die Verfassung auf der Insel Kanaria eine gänzliche Veränderung erlitten, und diese Veränderung war durch ein Frauenzimmer bewirkt worden. Bis dahin hatte die Insel eine oligarchische Verfassung; sie war in mehrere Kantone vertheilt, an deren Spitze der Adel stand, der sich bey gewissen Umständen in einen Kongreß oder hohen Rath vereinigte, um sich mit den allgemeinen Staats-Angelegenheiten zu beschäftigen; dieser Rath mischte sich aber nur in so fern in jene der einzelnen Kantone, als solche auf das Interesse des ganzen Staats Bezug hatten.

Der hohe Rath hatte stets vollauf zu thun, um zwischen den verschiedenen Provinzen Ruhe und Frieden zu erhalten. Die Mitglieder desselben waren noch über-

Digitized by Google

dieß sammt und sonders herrschsüchtige von Grund aus verdorbene Leute, die einander haßten, und deren Mißgunst zum öftern die traurigsten Folgen hatte. An allem konnte man abnehmen, daß der Staat veraltert war. Nichts ist gewisser, als daß die Insel Kanaria, wenn man sie unter einer solchen Regierung angegriffen hätte, sogleich unterjocht worden wäre.

In diesem Zeitpunkte lebte zu Galdar ein junges Frauenzimmer, welches von hohem Adel abstammte, schön und liebenswürdig war, und mit diesen Eigenschaften noch überdieß eine sehr solide männliche Denkart verband. Sie hatte sich, vermöge ihrer richtigen Beurtheilungskraft, in ihrem ganzen Distrikte, der unter allen der ansehnlichste war, in Kredit gesetzt. Ihr guter Ruf verbreitete sich an allen auf der ganzen Insel befindlichen Orten, so daß er endlich auch dem hohen Rathe kund wurde. Andamana ertheilte in mehreren Fällen, wo dessen Mitglieder verschiedener Meynung waren, so weise Rathschläge, daß man sich immer mehr von ihren Verdiensten überzeugte. Hierüber wurden einige jener alten herrschsüchtigen Herren, die den andern die Widerpart hielten, und sich ärgerten, daß das Gutachten einer Frauensperson, die eigentlich gar nicht zum Staatsrathe gehörte, das ihrige, wornach sich die Mitglieder des Raths sonst immer zu richten pflegten, überwiegen sollte, im höchsten Grade aufgebracht. Auf diese Art beleidigte Andamana, und zwar ohne alles Verschulden, die Eigenliebe mehrerer Personen, die auf der Insel in großem Ansehen standen. Die Feinde unserer Heldin wendeten alles Mögliche an, um sie dem Vaterlande verdächtig, und bey allen ihren Mitbürgern verhaßt zu machen, und nach mancherley Kabalen gelang es ihnen endlich, ihr Vorhaben auszuführen.

Andamana wurde geraume Zeit verfolgt, ohne daß sie sich darüber im mindesten beklagte; endlich konnte sie es aber nicht länger gelassen mit ansehen, daß man ihr täglich neue Bedrückungen zufügte, daß die von Galdar ihre Besitzungen verheerten, und ihre Nachbarn ohne Unterlaß daselbst einfielen. Aufgebracht über das Stillschweigen, welches die Regierung bey dergleichen Verbrechen beobachtete, faßte sie den Entschluß sich zu rächen, und die Ordnung der Dinge, vermöge welcher dergleichen Ungerechtigkeiten geduldet wurden, ganz umzustoßen. Sie begibt sich in aller Stille zu einem der vornehmsten Herren, der alle andere an Macht und Ansehen weit übertraf, und ihr bey jeder Gelegenheit hatte Gerechtigkeit widerfahren lassen. Sie schildert ihm mit der ganzen Stärke der Beredsamkeit die Gebrechen der Regierungsverfassung, überzeugt ihn, daß dieselben von deren zu hohem Alter herrühren, entwickelt ihm die Entwürfe, ihnen abzuhelfen, überzeugt ihn von der Nothwendigkeit, der Insel neue Gesetze zu geben, und schmeichelt auf eine schlaue Art seinem Stolze mit der Hoffnung, dereinst ihr Beherrscher zu werden. Wer kann wohl den Zauberworten eines schönen Mundes, den beredsamen Blicken verführerischer Augen, kurz einem jungen, reizenden und auf alle nur erdenkliche Art einnehmenden Frauenzimmer widerstehen? Guimidafe, so hieß jener vornehme Herr, billigte die Entwürfe seiner liebenswürdigen Freundin; denn so pflegte er die Andamana zu nennen. Er versammelte sogleich seine Vasallen, um eine große Unternehmung zu wagen; die Heldin will die Gefahren dieses Unternehmens mit ihnen theilen; sie stellt sich daher an die Spitze derselben, geht geradeswegs auf Galdar los, und bemächtigt sich dessen, ehe noch die Einwohner Zeit hatten, sich zu besinnen, ehe sich der Ober-Rath versammeln und über

dieses unerwartete Ereigniß berathschlagen konnte. Sie macht sich die allgemeine Bestürzung zu Nutze; sie ruhet nicht eher, bis sie die ganze Insel als Siegerin durchzogen, alle ihre Feinde, die bey ihrer Annäherung flohen, gänzlich zerstreut, und ihre Armee mit einer beträchtlichen Anzahl neuer Soldaten verstärkt hat, die nach der Ehre streben, ihr Blut im Dienste ihrer schönen Gebieterin zu vergießen.

Als Andamana ganz Kanaria unter ihre Botmäßigkeit gebracht hatte, kam sie nach Galdar zurück, wo sie im Triumph einzog. Sie wählte diesen Ort zu ihrer Residenz, und erhob ihn zur Hauptstadt des Reichs. Sie verzieh allen ihren Verfolgern, und verlieh sogar denen, an welchen sie einige Fähigkeiten wahrnahm, Bedienungen. Endlich verheyrathete sie sich mit Guimidafe, und beyde bestrebten sich gemeinschaftlich, das Königreich nach ganz neu entworfenen Gesetzen auf eine preiswürdige Art zu regieren. Noch heutiges Tages zeigt man die Grotte, deren sich diese Königin zu ihrer Wohnung bediente. Sie hatte daselbst einen Zirkel von artigen gebildeten Leuten um sich, und beschäftigte sich abwechselnd mit den Regierungsangelegenheiten und den Vergnügungen des Hoflebens.

Kanaria war nicht die einzige dieser Inseln, die eine Revolution erlitt. Lancerotta war in mehrere Königreiche zertheilt, welche sich endlich auf zwey verminderten, die vermittelst einer großen Mauer von einander abgesondert waren. Ueber beyde hatte jedoch nur ein einziger Regent, Nahmens Zonzamas zu gebieten, und die Mauer war ziemlich in Verfall gerathen, als im Jahr 1377 die Mannschaft eines spanischen Fahrzeugs, worüber ein junger Edelmann aus Biscaia, Nahmens Martin Ruiz d'Avendano das Kommando führte, von einem Sturm an die

dasige

dasige Küste geworfen wurde. Diese Schiffbrüchigen wurden am Gestade von Leuten in Empfang genommen, welche dieselben zum Könige führten. Dieser empfieng sie aufs Beste, machte ihnen alle mögliche Anerbietungen, ließ jeden dieser Fremdlinge auf der Insel besonders einquartieren, und behielt den Martin Ruiz, an dessen einnehmendem Aeußern und ungekünstelten Manieren er überaus viel Vergnügen fand, bey sich. Aber eben dieses Aeußere und diese Manieren gefielen der Königin Fayna, die eine sehr reizende Dame war, nicht minder. Ruiz mußte ihr gefallen, denn er war ein Fremder und auch viel besser gekleidet, als die Bewohner dieser Insel; nicht zu gedenken, daß, wie die Rede gehet, die Frauenzimmer an jedem neuen Gegenstande ein vorzügliches Behagen finden. Dieses gab, allem Vermuthen nach, Veranlassung, daß die Königin Fayna, neun Monathe nachher, als Ruiz auf der Insel angekommen war, von einem Töchterchen entbunden wurde, welches eben so schöne schwarze Augen, eben so ein Habichtsnäschen hatte, wie der Fremdling, und Iko genannt wurde. Hierüber machten nun zwar die Bewohner der Insel mancherley Glossen; allein der gute Zonzamas war von seiner Gemahlin, seinem Töchterchen und dem einnehmenden Fremdlinge, so sehr bezaubert, daß er nichts von allem dem wahrnahm, was jedem andern unverkennbar ins Auge fiel.

Die Jugendjahre des Ruiz und der Fayna gingen vorüber. Zonzamas starb, und dessen ältester Sohn Tinguafaya war sein Thronfolger. Dieser unglückliche Prinz war noch weit mehr als sein Vater zu beklagen; denn unter seiner Regierung kam ein ganzes Heer Seeräuber aus dem Biscajischen und von Sevilla, auf einer aus fünf kleinen Schiffen bestehenden Flottille an, und ging vermöge einer von

Henriquez III. hierzu ertheilten Erlaubniß, nach Einigen im Jahr 1393, nach Andern 1399, geradeswegs auf die Insel Lancerotta los. Diese Menschen verwüsteten die ganze Insel mit Feuer und Schwert. Sie nahmen den Einwohnern nicht nur ihr Vieh weg, sondern machten bey zweyhundert derselben zu Sclaven, die sie nachher fortschleppten und verkauften. Der unglückliche Monarch und dessen Gemahlin befanden sich ebenfalls unter diesen Gefangenen.

Guanarame, der Bruder des Tinguafaya, war dessen Thronfolger. Er vermählte sich mit seiner Schwester, der schönen Iko, und mußte es mit ansehen, daß seine Insel abermahls von neuangekommenen Seeräubern verheeret wurde. Diese entblößten das Land so sehr von Menschen, daß zu der Zeit, wo es erobert wurde, nicht mehr als noch dreyhundert Mann daselbst übrig waren, die man ins Feld stellen konnte.

Nach ihm trat sein Sohn Guadarfia die Regierung an. Dieser König war der letzte von denen, die aus dieser Insel abstammten; aber der Verlust des Thrones war bey weitem nicht der größte jener Unglücksfälle, von welchen er betroffen wurde. Mehrere vornehme Herren machten ihm sein Recht an die Krone streitig; denn die Ausländer waren so verhaßt worden, daß man den Sohn der Iko nicht auf dem Throne dulden wollte, den Sohn derselben Iko, welche man für ein uneheliches Kind hielt, das aus dem unerlaubten Umgange der Königin Fayna mit einem Europäer, erzeugt worden sey. Dieser Verdacht wurde jetzt aufs Neue rege gemacht, und mit Beyfügung glaubwürdiger Umstände immer weiter verbreitet. Es entstand eine Empörung, und als die Ursache dieser Empörung gab man die Geburt der Königin Mutter an. Der König, welcher nicht geachtet wurde, würde

sich vergebens bestrebt haben, diese unglückliche Prinzessin gegen ein Volk zu schützen, das durch nichts mehr gebändigt werden konnte. Mehrere Adeliche, die vor andern vom Geiste des Aufruhrs beseelt wären, kamen ohne Vorwissen des Königs zusammen, und machten unter sich aus, man müsse eine Probe vornehmen, um sich zu vergewissern, ob die Königin und ihr Sohn von rechtmäßiger Geburt wären; ein alberner Gebrauch, der bey mehreren Völkerschaften eingeführt und auch bey uns lange Zeit üblich war.

Die Probe, welche man ausmittelte, war unstreitig von der grausamsten Art. Man sperrte die Iko mit zwey anderen Weibern von der allerniedrigsten Herkunft in ein kleines steinernes Gebäude, das ausdrücklich zu diesem Zwecke aufgeführt wurde, und in welches man eine Art von Röhre führte, um eine solche Menge Rauch hinein zu leiten, die vermögend wäre, jedes lebende Geschöpf, das sich nur wenige Minuten darin aufhielt, zu ersticken. Wenn nun die Königin nebst ihren beyden Unglücksgefährtinnen umkäme, so sollte dieses ein Zeichen ihrer unehelichen Geburt seyn; bliebe sie aber allein am Leben, so wäre die Rechtmäßigkeit derselben nicht zu bezweifeln. Man will versichern, ein altes Weib, der das Schicksal der Königin zu Herzen ging, habe sich die Erlaubniß erbeten, sie bis zu dem Augenblicke, wo die Probe Statt hatte, trösten zu dürfen. Sie benutzte die erhaltene Erlaubniß, ihr ein Mittel bekannt zu machen, vermittelst dessen sie einem nach aller Wahrscheinlichkeit unvermeidlichen Tode entgehen könne. Es bestand darin, daß sie einen großen stark mit Wasser angefeuchteten Schwamm vor Nase und Mund halten solle, um auf diese Art, so lange der Rauch dauern würde, athmen zu können. Die Probe fand Statt, und zum größten Mißvergnügen ihrer Widersacher, kam Iko mit dem Leben da-

von. Dieser sonderbare Vorfall scheint alle innere Streitigkeiten bis zu dem Zeitpunkte, wo Bethencourt anlangte, beygelegt zu haben.

Antonia de Viana erzählt, die Franzosen hätten bereits vor Bethencourt's Ankunft, und zwar unter dem Kommando eines gewissen Hrn. Servant, der aus der Normandie gebürtig, und mit einer Vollmacht von Seiten des Königs von Kastilien versehen gewesen sey, eine Landung auf der Insel Lancerotta unternommen. Galindo bestätigt diese Thatsache, und setzt noch hinzu, daß Spanien vor dieser Expedition, keiner einzigen der Kanarien-Inseln eine eigne Benennung beygelegt habe. Andere behaupten, daß diese Erlaubniß von Heinrich III. keineswegs dem Herrn Servant, sondern einem gewissen Robin, oder Robinet von Bracamonte, Admiral von Frankreich, im Jahre 1401 ertheilt worden sey, und zwar zur Vergeltung der Dienste, die er dem Könige Johann I., während des Kriegs mit Portugal, geleistet habe. Sonach ist es gewiß, daß Bethencourt nicht der erste Franzos war, der in die Insel Lancerotta eindrang. Ein gewisser Lancelot de Moysel, der späterhin eine Rolle unter den Eroberern spielte, soll daselbst ein kleines Fort angelegt haben, das bald nachher geschleift worden ist. Einige sind sogar der Meynung gewesen, daß die Insel Lancerotta von diesem nähmlichen Lancelot ihre Benennung erhalten habe. Uebrigens läßt sich in Betreff aller dieser Nachrichten nichts mit Gewißheit bestimmen. Selbst der Zeitpunkt, wo jede der Kanarien-Inseln erobert wurde, wird von den Schriftstellern verschiedentlich angegeben. Wir haben uns daher, besonders was die Data anlangt, an die beyden Geschichtschreiber Bontier und Le Verrier

gehalten, die einen Theil dieser Ereignisse als Augenzeugen mit ansahen.

Als Johann, Herr von Bethencourt und andere Ortschaften *), Schwager des Bracamonte, diesen seinen Anverwandten, zu Abtretung seiner Rechte auf die Atlantischen Inseln, sagt man, vermocht, oder, nach Anderen, seine Güter Granville und Bethencourt, an den erwähnten Robinet, oder Robert von Bracamonte, im Jahre 1401 versetzt hatte, begab er sich nach Rochelle, um die Mittel, nach den Kanarien-Inseln zu gelangen, aufzufinden. Nachdem sich hier der Ritter, Herr Gadifer de la Salle, zu ihm gesellt hatte, organisirten beyde eine kleine Expedition, deren Geschichte uns die beyden zu derselben gehörigen Feldgeistlichen hinterlassen haben, und waren so klug, einen Guanchen und eine Frauensperson von demselben Volke, die ehedem von Seeräubern entführt, und nachher in Spanien getauft worden waren, als Dollmetscher mitzunehmen.

Es war den ersten May 1402, als man unter Segel ging. Bethencourt hatte Normänner mitgebracht, Gadifer aber Gascogner, und die Folge davon war, daß sich die Mannschaft in kurzer Zeit mit einander veruneinigte. Ueberdieß waren unsere Abenteurer widriger Winde wegen gezwungen, zweymahl

*) Sein vollständiger Titel war dieser: Johann, Baron von Saint-Martin-le-Gaillard, in der Grafschaft Eu, Herr von Bethencourt, von Grandville-la-Teinturiere in Caux, von Saint-Serre bey Neufchatel, von Liancourt, Biville, Grand-Quenay und andern Ortschaften; Kämmerer Königs Carls VI. ꝛc. Nachher König der Kanarien-Inseln.

vor Anker zu gehen; sie bekamen Händel mit englischen Schiffen und mußten sich schlagen; sie wurden zu Kadix als Seeräuber verhaftet und nach Sevilla geführt, um sich daselbst zu legitimiren; dieß alles machte die Soldaten so verdrießlich, daß sie häufig davon liefen, und daß von mehr als dritthalbhundert ten, die in Andalusien angekommen waren, nur noch drey und fünfzig übrig blieben, als man wieder in See gehen wollte. Bethencourt ließ aber doch nicht den Muth sinken, sondern setzte seine Fahrt fort, und entdeckte endlich eine Insel, die er Joyeuse (Allegranza) nannte; dann bekam er auch Graciosa und Monte-clara zu Gesicht, welchen er diese Nahmen deßwegen beylegte, weil sie damals nicht mit Wolken bedeckt waren. Im Julius lief er im Hafen Rubicon ein, wo er an Land ging und sogleich Anstalt machte, sich zu verschanzen. Da er übrigens vorgab, keine andere als freundschaftliche Absichten zu haben, so ward er vom Könige Guadarfia aufs beste empfangen. Die Unglücksfälle, welche seinen Vorfahren begegnet waren, hatten diesen nur allzu treuherzigen Monarchen noch nicht belehrt, wie gefährlich es sey, herrschsüchtige Menschen um sich zu haben. Die Franzosen versprachen den Bewohnern der Insel Lancerotta, sie gegen die Seeräuber in Schutz zu nehmen. Sie unterließen nichts, was dazu beytragen konnte, sich bey den Einwohnern beliebt zu machen, trafen aber mittlerweile solche Anstalten, wodurch sie das ganze Land gewissermaßen von sich abhängig machten.

Als Bethencourt die Sicherheitsanstalten zu Stande gebracht hatte, nahm er sich vor, die Insel Fortaventura auszukundschaften, die seiner neuen Niederlassung zunächst lag. Da er ein kluger Mann war, so sah er wohl ein, daß es nicht rathsam seyn würde, sie anzugreifen, denn er war zu schwach und

Digitized by Google

die Bewohner der Insel standen im Rufe der Tapferkeit. Fortaventura war damals in zwey Königreiche getheilt, die immer mit einander Krieg führten, und vermittelst einer Mauer, die noch stärker als jene auf Lancerotta, von einander abgesondert waren, die von der einen sowohl als von der andern Seite immer tapfer vertheidigt wurde. Die Domänen des Guise, der zu Maxarotte regierte, erstreckten sich von dieser Hauptstadt bis an den Hafen, welcher heut zu Tage Corralejo genannt wird. Die Staaten des Ayose, der zu Handia wohnte, machten den übrigen Theil aus. Da diese beyden Könige unaufhörlich Krieg mit einander führten, so waren ihre Unterthanen weit furchtbarer, als jene, die man so zu sagen ohne Schwertstreich unterjocht hatte. Sie hatten eine Art von Kriegszucht unter sich eingeführt, kannten eine Art von Taktik, und verstanden die Kunst sich zu verschanzen und Festungswerke anzulegen. Die Anzahl ihrer Krieger mochte sich auf viertausend belaufen.

Bethencourt hatte daher allerdings Ursache vorsichtig zu Werke zu gehen. Er brach in der Nacht auf, und näherte sich vor Tagesanbruch der Küste, wo er, so bald sich die Morgenröthe blicken ließ, an Land ging. Seine Leute mußten sogleich die umliegende Gegend auskundschaften, und da sie ihm meldeten, daß sie in der Ferne eine Art von Festung wahrgenommen hätten, so sah er ein, daß die Bewohner dieser Insel nicht ohne Grund wegen ihres kriegerischen Muthes berühmt wären, und zog sich auf die kleine Insel Lobos, um Kriegsrath zu halten. Es wurde beschlossen, daß man wieder nach dem Hafen Rubicon zurücksegeln, und sich vorläufig auf Lancerotta behaupten wolle. Mittlerweile solle sich Bethencourt nach Europa begeben, und sich von einigen Höfen Beystand erbitten.

Digitized by Google

Ehe er seine kleine Eroberung verließ, ermahnte er seine Kriegsgefährten, sich während seiner Abwesenheit auf alle mögliche Art von Excessen zu hüten. Gadifer, der von rechtswegen zum Gouverneur bestellt wurde, war allerdings der Mann, der seinen Absichten entsprechen konnte; es gab aber Leute unter seinem Corps, die eben so gut fähig waren, dieselben zu vereiteln. Wirklich war Bethencourt kaum abgereiset, als ein gewisser Normann Nahmens Berneval einige Bösewichter auf seine Seite brachte, die Einwohner bedrückte, mehrere derselben zu Sklaven machte, und diese Unglücklichen mit Beyhülfe einiger Spanier, welche sich in den dasigen Gewässern aufhielten, fortschleppen und sie verkaufen wollte. Endlich trieb er die Verwegenheit gar so weit, daß er sich selbst des Guadarfia bemächtigte. Dieser fand aber Mittel zu entkommen, und da er seinen gerechten Unwillen nicht unterdrücken konnte, so berief er auf der Stelle einige seiner getreuesten Unterthanen und Freunde zusammen, um sich mit deren Beyhülfe an den Ausländern zu rächen. „Was meinet ihr denn, „sprach er, von diesen Europäern, die weder Freund„schaft zu schätzen wissen, noch Wort halten? Was „dünkt euch von ihrer Religion, deren Lauterkeit sie „uns in eben dem Augenblick anpreisen, wo sie uns zu „betrügen suchen? Sie sagen, wir hätten eben so gut „eine unsterbliche Seele, wie sie, und stammten sammt „und sonders von einem gemeinschaftlichen Vater ab; „demungeachtet gehen sie immer auf eine so verächtli„che Art mit uns um, als wenn wir zu einem ganz „anderen Geschlechte gehörten, wollen uns wie die ver„ächtlichsten Thiere verkaufen, nennen uns bey jeder „Gelegenheit Barbaren und Ungläubige, fangen täg„lich, ohne auf den Vertrag, welchen wir mit ihnen „geschlossen, und den wir treu und redlich gehalten haben,

„neue Streitigkeiten mit uns an, und erfrechen sich „sogar, uns zu beschuldigen, daß wir der angreifende „Theil seyen.

Nach einer solchen Rede mußte es natürlicherweise zu Feindseligkeiten kommen, und es ist leicht zu erachten, daß sie darauf abzielte. Gadifer sah nur allzu gut ein, daß er ein Exempel statuiren und dem Könige Genugthuung geben müsse, oder daß es um ihn und die kleine Anzahl Menschen, die er noch bey sich hatte, gethan wäre. Auch hatte er zu fürchten, man werde ihm Schuld geben, daß er mit dem Berneval einverstanden sey. Daß er ihn noch nicht bestraft hatte, war bloß deßwegen unterblieben, weil es ihm leid that, die kleine Anzahl seiner Kriegsgefährten vermindern zu müssen, da ihm selbst der unbedeutendste in der Lage, worin er sich befand, nützlich seyn konnte. Er ließ daher die Verbrecher aufsuchen, die zwar den gegen sie angestellten Nachforschungen entgingen, aber der göttlichen Gerechtigkeit nicht entrinnen konnten; denn die meisten kamen elendiglich ums Leben, als sie in der Absicht sich eingeschifft hatten, nach Madera zu flüchten. Guadarsia wurde zwar durch die Veranstaltung, welche Gadifer getroffen hatte, in etwas besänftigt, aber nicht ganz beruhigt.

Mittlerweile hatte Bethencourt sein Augenmerk auf Sapanien gerichtet. Man sagt, er habe anfänglich den französischen Hof um Beystand ersucht, allein die Unruhen, welche gegen das Ende der Regierung Karls VI. ausgebrochen waren, und der Regierungsantritt seines Nachfolgers, hätten dämals dieser Macht nicht gestattet, auf dergleichen weit aussehende Unternehmungen sich einzulassen. Er fand daher rathsam, dem Könige von Kastilien, bey welchem er Eingang gefunden hatte, seine sogenannten Eroberungen anzubiethen. Henriquez III. gewährte

ihm auf sein Ansuchen einige Unterstützung, die aber freylich sehr unbedeutend war, denn sie bestand bloß aus einer einzigen Fregatte, die ungefähr achtzig Mann Soldaten, nebst einigen Mund- und Kriegs-Vorräthen an Bord hatte. Diese Verstärkung wurde sogleich abgeschickt, und von Seiten des Bethencourt mit einem Schreiben an Gadifer begleitet, worin er denselben von den Vorschritten die er am Hofe des Königs von Kastilien gemacht habe, benachrichtigte und ihn zugleich seiner immerwährenden Freundschaft versicherte. Er fügte noch bey, Henriquez habe ihm den Titel eines Königs der Kanarien-Inseln bewilligt, und ihm zugleich alle mit seinem neuen Range verbundenen Prärogativen ertheilt. Er rieth ihm an, eine gelinde Regierung zu führen, und auf der Insel Fortaventura zu einer oder der andern Unternehmung zu schreiten. Endlich schloß er damit, daß er sich über den Berneval, von dessen schlechter Aufführung er Nachricht erhalten hatte, bitterlich beklagte, mit der Bemerkung, daß er Willens sey, denselben, wenn er ihn je habhaft werden könne, exemplarisch bestrafen zu lassen.

Die Fregatte kam glücklich zu Rubicon an. Es war Zeit; denn die Streitigkeit über die rechtmäßige Geburt des Königs waren abermals zum Ausbruche gekommen; die Bewohner der Insel hatten sich gegen einander bewaffnet, und wenn sie auf ihren Streifereyen einen Franzosen antrafen, der nur im mindesten Miene machte, diese Unruhen zu seinem Vortheile benutzen zu wollen, so wurde derselbe auf der Stelle mit dem Tode bestraft.

Gadifer, der auf jedes Mittel Bedacht nehmen mußte, sich seinem beynahe unvermeidlichen Untergange zu entziehen, hatte sich vorgenommen, jede Gelegenheit zu benutzen, um alle auf der Insel befindliche Manns-

personen durch allerley Ränke bey Seite zu schaffen und nur die Frauenspersonen am Leben zu lassen; er ward aber der Ausführung dieses schrecklichen Vorhabens überhoben, und da er neue Verstärkung erhielt, so wurden die neu entstandenen Streitigkeiten in kurzem beendigt. Alle diejenigen, welche sich nicht gutwillig zum Ziele legten, wurden zu Sklaven gemacht und verkauft. Um diesem Schicksale zu entgehen, ließ der König sich taufen, und nach vollzogener Taufhandlung ward er Louis genannt.

Da nun die Eroberung der Insel sonach beendigt war, so faßte Gadifer den Entschluß, nun auch auf den anderen Kanarien-Inseln Streifzüge zu veranstalten.

Zu dem Ende machte er sich mit fünf und dreyßig der entschlossensten Männer auf den Weg, und steuerte nach Fortaventura, wo er im Hafen Baranco de la Palma vor Anker ging. Während der Zeit, daß er seine Leute mit aller möglichen Behutsamkeit im Lande vorwärts maschiren ließ, wurden sie einige Weibspersonen gewahr, welche die Flucht ergriffen, und denen sie nachliefen. Bey dieser Gelegenheit zeigte sich, wie groß der Abscheu sey, welchen die Europäer den Kanariern eingeflößt hatten. Einer von Gadifers Soldaten holte eine Frau, die ein kleines Kind auf dem Arme trug, ein. Aus Besorgniß, daß diese Räuber sie und ihr Kind in die Sklaverey schleppen und auf die unbarmherzigste Weise behandeln würden, erdrückte sie es in ihren Armen.

Da er vermittelst dieser Auskundschaftung überzeugt wurde, daß er mit seinen fünf und dreyßig Mann nichts gegen ein Volk ausrichten könne, dessen Frauenspersonen einen so entschlossenen Charakter besaßen, so ließ er die Anker lichten, und landete auf der Insel Kanaria, im Hafen Gando, zwischen Telde

und Argonez. Kaum hatte er den Fuß ans Land gesetzt, als er sich von mehr denn fünf hundert Einwohnern umringt sah, die weiter keine Absicht hatten, als ihn auf eine freundschaftliche Art zu bewillkommen. Bey so bewandten Umständen fand er es der Klugheit gemäß, diese Zuneigung zu benutzen, und an den Artemi einen Abgeordneten zu senden. Dieser König empfing zwar denselben in aller Höflichkeit, gab ihm aber zu verstehen, daß er sich, da er auf der Insel nichts weiter zu thun habe, nur zwey Tage daselbst aufhalten solle. Dem zu Folge ging er wieder in See. Er hatte sich vorgenommen in Süden zu landen; dieß gelang ihm aber nicht, da er die Beschaffenheit der dasigen Küste nicht kannte. Da ihn dieß Mißgeschick zwang, seine Fahrt wieder fortzusetzen; so schiffte er im Angesichte von Teneriffa vorüber, und richtete seinen Lauf nach Ferro, wo er den Hafen verfehlte, folglich abermals nicht anlegen konnte. Endlich ging er bey Gomera vor Anker, wo er aber so übel empfangen wurde, daß er sich sogleich wieder einschiffen mußte.

Diese Insel, welche ehemals überall mit Holz bewachsen und sehr stark bevölkert war, wurde nur von einem einzigen Fürsten regiert.

Um das Jahr 1386, unter der Regierung des Amalahuige, erhielt ein gewisser Don Fernando Ormel, welcher ein aus Gallizien gebürtiger Kavalier, und zwar der Sohn eines gewissen Ormel, Grafen von Urena war, der sich in Diensten des Königs von Portugal vorzüglich ausgezeichnet hatte, von der Regierung Erlaubniß, eine Flotte auszurüsten, mit welcher er im Ozean kreuzte. Als ihn ein Sturm von den Fahrzeugen, die unter seinem Befehle standen, getrennet hatte, ward er an die Insel Gomera verschlagen, wo er im Hafen von Hipare vor Anker ging.

Als er daselbst in voller Rüstung und mit seiner gesammten Mannschaft ans Land stieg, ward er mit einigen Indianern, die sich am Ufer befanden, in Streit verwickelt. Einer dieser letztern wurde getödtet, und leider traf es sich, daß dieß gerade der Bruder des Amalahuige war.

Als der König von diesem Vorfalle benachrichtiget wurde, ließ er sogleich seine sämmtlichen Unterthanen ausrücken, und damit ihm die Mörder nicht entwischen möchten, marschirte er am Meere hin, um sich zwischen dieses und sie zu postiren. Wiewohl es ihm nun leicht gewesen wäre, diese Menschen ganz zu vernichten, so griff er sie doch keineswegs an, sondern wartete vielmehr, um kein Blut zu vergießen, den Zeitpunkt ab, wo der Hunger sie in die Nothwendigkeit setzen würde, sich ihm zu unterwerfen. Da nun Ormel und seine Truppen sahen, daß ihnen kein anderer Ausweg übrig blieb, so waren sie genöthigt, sich nach Verlauf von zwey oder drey Tagen auf Gnade zu ergeben. Jetzt vergab ihnen Amalahuige, oder, was noch weit mehr sagen will, er bestrafte sie durch Wohlthaten.

Wenn uns die Geschichte, zur Schande der Menschheit, zuweilen Beyspiele des schwärzesten Undanks vor Augen stellt, so erzählt sie uns doch auch minunter einzelne Züge, die dem rechtschaffenen Manne zur Beruhigung gereichen. Ormel war keiner von jenen gefühllosen Seeräubern, die, in der Absicht sich durch Plündern zu bereichern, friedliebende Menschen überfallen und sie zu Sklaven machen. Er wurde daher von dieser großmüthigen Behandlung gerührt und verehrte dem Könige von Gomera alle am Bord seiner Karavelle befindlichen Waffen und Kostbarkeiten. Hiernächst suchte er sich diesen Inselbewohnern dadurch nützlich zu machen, daß er sie in Allem unterrichtete, was er nur

wußte und konnte. Er machte sich so beliebt, daß man ihn, nachdem er sich geraume Zeit im Lande aufgehalten hatte, und nun der Begierde wieder in sein Vaterland zurückzukehren, nicht länger widerstehen konnte, seine Abreise so zu erleichtern suchte, daß man sogar sein kleines Fahrzeug ausbesserte, und ihn, so allgemein der Wunsch war, daß er noch länger daselbst verweilen möchte, ungehindert nach Europa zurückkehren ließ. Dieser Fall war in der Geschichte der ältern Kanarier ganz unerhört, da sie die Schiffbrüchigen, welche an ihre Küste geworfen wurden, sonst jederzeit bey sich behalten hatten.

Man will behaupten, der König Amalahuige sey durch diesen seinen Gast zum christlichen Glauben gekehrt und von Ormels Schiffsgeistlichen unter dem Nahmen Fernando getauft worden. Als Gadifer nach Gomera kam, war diese Insel von vier Faktionen zerrüttet, die sich seit dem Absterben des Königs Ferdinand mit einander um den Thron stritten. Diese Faktionen wurden dadurch wieder ausgesöhnt, daß sie das Land in vier verschiedene Reiche theilten. Die vier neuen Könige hatten sich aber ihrer Würde nur kurze Zeit zu erfreuen.

Als Gadifer de la Salle vorläufig nichts ausrichten konnte, wollte er nach Palma segeln; es erhob sich aber ein heftiger Wind der ihm zuwider war, und ihn nach Ferro trieb, wo er sich diesmahl vor Anker legte. Hier richtete er eine große Verwüstung unter den Viehheerden an, und nachdem er verschiedene die Stärke des Landes betreffende Erkundigungen eingezogen hatte, schiffte er sich wieder ein, und legte sich wieder bey Rubikon vor Anker. Als er wieder auf Lancerotta angekommen war, schickte er die Fregatte an Bethencout zurück und ließ ihm von allem, was sich während seiner Abwesenheit zugetra-

gen hatte, ausführliche Nachricht ertheilen. Dieser fand sich nun selbst ein, und überbrachte dem Gadiser die Antwort auf seine Depeschen in eigener Person.

Nachdem unser normannischer Abentheurer einen Versuch gegen Fortaventura gemacht, zu Kanaria gelandet und hier ein kleines Fort erbauet hatte, welches Artemi in der Folge wieder schleifen ließ, machte er eine abermahlige Reise nach Kastilien, auf welcher er sich neue Privilegien und Unterstützungen zu verschaffen wußte. Er ging sogar nach Rom, wo er vom Pabst Innocens VIII. das Bisthum des neuen Königreichs für einen gewissen Don Alberto de las Kasas erhielt.

Als er von dieser Reise zurück kam, war er nun ernstlich darauf bedacht, gegen Fortaventura einen Angriff zu unternehmen. Nach mehrerern Gefechten, die allemahl zu Bethencourt's Vortheil ausfielen, ward endlich die Insel, nachdem sie überall mit Blut und Leichen bedeckt war, unterjocht. Man kann das Jahr 1405 als die eigentliche Epoche festsetzen, wo diese Begebenheit Statt hatte. Der König von Maxarotte wurde den 18ten Januar desselben Jahres getauft, und erhielt den Nahmen Louis. Den König von Handia, welcher den 25sten desselben Monaths ebenfalls getauft wurde, nannte man Alphonk.

Der kühne emporstrebende Geist dieser Inselbewohner wollte sich jedoch noch immer nicht zum Ziele legen. Sie fuhren fort, sich einmahl über das andere zu empören, wenn anders das Bestreben, sich wieder in Freyheit zu setzen, Empörung genannt werden kann. Von da an haben wir aber nichts mehr mit der Geschichte dieser Völkerschaften zu thun, die von nun an ganz außer Stand gesetzet waren, die Rechte, welche man ihnen entrissen hatte, je wieder zu erlangen.

Digitized by Google

Als Bethencourt die Inseln Fortaventura und Lancerotta unter seine Botmäßigkeit gebracht hatte, entstand der Wunsch in ihm sein Vaterland einmahl wieder zu sehen. Er machte daher Anstalt, sich dahin zu verfügen, und landete, nach einer glücklichen Ueberfahrt, zu Harfleur, wo er im eigentlichsten Verstande als ein siegreicher Eroberer bewillkommt wurde. Er machte von seinem neuen Reiche so viel Rühmens, daß ihm, als er sich wieder einschiffte, mehr als hundert und zwanzig Personen, unter welchen drey und zwanzig ihre Weiber bey sich hatten, zu folgen wünschten.

Als er im Hafen Rubikon, und zwar unter den lärmendsten Freudensbezeugungen, wieder angelangt war, entwarf er sogleich den Plan, Kanaria anzugreifen und schiffte sich in dieser Absicht zu Anfang Octobers 1405 ein; da ihn aber ein Windstoß auf die Küste von Afrika warf, so hatte er von Glück zu sagen, daß er am Vorgebirge Bojador vor Anker gehen konnte, wo er sich anders entschloß, und seine Kriegsmacht gegen Gomera richtete. Er machte sich diese Insel in Zeit von drey Monaten unterwürfig, weil ihm die Kriegsunruhen, die unter den vier Königen, als Nachfolgern des Amalahuige ausgebrochen waren, zu statten kamen.

Hiernächst bemeisterte er sich auch der Insel Ferro, welche die Seeräuber ganz entvölkert hatten, und deren Beherrscher sich ohne Schwertstreich ergab. In älteren Zeiten war Ferro eine glückliche, friedliche, stark bevölkerte Insel, die zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts von einem Könige Nahmens Armiche regiert wurde; jetzt war sie aber das nicht mehr, was sie gewesen war; die Korsaren hatten sie, bis zur Zeit ihrer Eroberung durch Bethencourt, unabläßig verheeret. Während einer einzigen solchen Invasion im Jahr

1402

1402 hatten diese Barbaren mehr als vierhundert Personen von da weggeschleppt.

Als Bethencourt diese Unternehmungen glücklich ausgeführt hatte, kehrte er nach Rubikon zurück, von wo er abermals nach der Normandie reisete, um seine Angelegenheiten, die durch die Engländer, welche seine Güter verwüsteten, sehr zerrüttet waren, wieder in Ordnung zu bringen. Er starb bey der Dame de Fayal, seiner Gemalin im Jahr 1425, nachdem er sein Alter bis auf sechs und sechzig Jahre gebracht hatte, und eben im Begriffe war, in sein Königreich zurück zu kehren. Man begrub ihn unter dem Hochalter der Kirche zu Granville in der Landschaft Caux.

Bey Bethencourt's Nachfolgern wollen wir uns weiter nicht aufhalten; denn kleine unbedeutende Souveräne verdienen keinen Platz in der Geschichte, wo die Erzählung ihrer Streitigkeiten und ihrer Tyranneyen weiter gar nicht interessant ist.

Mittlerweile ließ sich der Portugiesische Hof merken, daß er sein Vorhaben, die Kanarien-Inseln an sich zu bringen, noch nicht aus den Augen verlohren habe. Er sprach von seinen Rechten, vermöge deren er auf diese Inseln Anspruch zu machen habe; er schien den Besitz derselben kraft eines vorgeblichen Verkaufs bestreiten zu wollen, der zwischen ihm und einem gewissen Massiot, oder Maciot, ihrem Herrn, einem Neffen des Bethencourt, auf der Insel Madera geschlossen seyn sollte. Die Sache war dem Pabste Eugen VI. zur Entscheidung vorgelegt worden.

Während dieser Streitigkeiten, setzten die Herren oder Könige der Kanarien-Inseln ihre Streifereyen auf den benachbarten Inseln die noch nicht unterjocht waren, ohne Unterlaß fort. Fernando Perraza von Sevilla, der siebente von Bethencourt's Nachfolgern, veranstaltete eine der stärksten

Zurüstungen, die je in der Absicht getroffen worden, die Kanarien-Inseln anzugreifen. Das Kommando darüber vertrauete er seinem Sohn an, dessen Truppen aber geschlagen und genöthigt wurden, sich nach Palma zu flüchten, nachdem er selbst während des Angriffs getödtet worden war. Perraza that aber auf seine Eroberungsentwürfe doch nicht Verzicht; er unternahm eine Landung auf Teneriffa, wovon er aber weiter keinen Vortheil hatte, als daß er einige Gefangene mit fortnahm. Da mittlerweile sich Streitigkeiten zwischen Ferro und Gomera entsponnen hatten, so begab er sich in der Absicht dahin, dieselben beyzulegen. Dieser Umstand hat bey einigen Schriftstellern die Vermuthung veranlaßt, daß er diese beyden Inseln erobert habe.

Don Diego Herrera heurathete die Tochter des Perraza, und succedirte ihm als Oberherr. Wenn der Schauplatz, auf welchem dieser Herr seine Rolle spielte, nicht so gar klein gewesen wäre, so würde er sich durch seine politischen Kenntnisse unfehlbar überaus großen Ruhm erworben haben. Er war stolz auf seine Entwürfe, die er nie fahren ließ, sondern vielmehr unter allen nur erdenklichen Formen durchzusetzen suchte; war einschmeichelnd, schlau, biegsam und voll Verstellung. Was bedurfte er wohl mehr als dieß, um sich auf einer Laufbahn einen großen Nahmen zu erwerben, wo man denjenigen immer für den Geschicktesten hält, der sich am allerwenigsten als den Mann zeigt, der er wirklich ist.

Als der spanische Hof, dem die Ansprüche des portugiesischen Besorgnisse erregten, und den die Zurüstungen desselben aufmerksam machten, wahrnahm, daß die Herren der Insel Lancerotta in so langer Zeit nicht mehr als vier von den sieben Kanarien-Inseln erobert hatten, und daß ihre gegen die drey andern gerichteten Angriffe, immer fruchtlos waren,

so bewilligte er, ohne zuvor die Ursachen zu untersuchen, weswegen jene Unternehmungen fehlgeschlagen waren, und statt dem Diego de Herrera Succurs zuzuschicken, gewissen Herren, die zur Erreichung dieses Zwecks allerley Intriguen angesponnen hatten, die Erlaubniß, die Inseln, welche noch nicht unterjocht waren, für ihre eigne Rechnung zu erobern. Herrera, der über diese Verfahrungsart äusserst aufgebracht war, suchte die Folgen derselben zu vereiteln, und benahm sich hierbey auf eine Art, die jenen abergläubischen Zeiten ganz angemessen war.

Als er sich auf den noch freyen Inseln einige Anhänger verschafft hatte, fand er es räthlich, auf eine feyerliche Art von denselben Besitz zu nehmen, in der Hoffnung, sich dadurch dieselben unwidersprechlich zueignen zu können. Er fuhr daher nebst dem Bischof am ersten April 1461 von Rubikon ab, und landete im Hafen der kleinen Insel auf Kanaria. Artemi war todt; an seiner Stelle regierten jetzt seine beyden Söhne, Temesor-Semidan und Bentagayre-Semidan. Diese jungen Prinzen, deren Herz noch nichts von Stolz oder Herrschsucht wußte, und die zu fest an einander hiengen, als daß der eine sich überwinden konnte, den andern vom Throne auszuschließen und sich denselben allein zuzueignen, vertheilten das Reich unter sich, ohne zu erwägen, daß zur Zeit der Noth, wo ihnen von Seiten eines furchtbaren Feindes, der von Tag zu Tag mächtiger wurde, Gefahr drohe, diese Zertheilung der Einheit in der Ausführung ihrer Gegenanstalten, worauf sie, um unter schwierigen Umständen zu siegen, schlechterdings Bedacht nehmen mußten, sehr nachtheilig seyn könne. Die Krone von Galdar wurde dem einen, die von Telde dem andern zu Theil. Die alte Hauptstadt blieb nach wie vor der Mittelpunkt der allgemeinen Staatsangelegenheiten, und aus Achtung für den verstorbenen Kö-

nig, bezeichnete man die beyden jungen Prinzen mit dem Nahmen Guanartemé, d. i. Söhne des Artemi.

Als die Guanartemen einsahen, wie nöthig es sey, gemeinschaftliche Sache zu machen, um den Europäern widerstehen zu können, versammelten sie erfahrne Krieger um sich her, die, da sie mehrmahls bey den seit einem Jahrhundert auf der Insel unternommenen Landungen zugegen gewesen waren, sich in der Kriegskunst vervollkommnet hatten. Die Truppen eines jeden der vorerwähnten zwey Staaten, waren in sechs Corps eingetheilt, die aus einer bestimmten Anzahl Leute bestanden, die wieder in gewisse Abtheilungen zerfielen, deren Befehlshaber, Guäyren genannt, keinen andern Obern erkannten, als den König, dessen Kriegsrath sie ausmachten. Diese Guayren waren Leute, die wegen ihrer Tapferkeit und ihres unbestechbaren Patriotismus, allgemein in Achtung standen. Sie zeichneten sich mehrmals in den Gefechten, welche zwischen den Kanariern und Europäern vorfielen, durch heroische Thaten aus, deren Andenken von den Geschichtschreibern für die Nachwelt aufbewahrt worden ist; die engen Gränzen dieses Werks gestatten uns aber nicht, dieselben hier anzuführen.

Kaum hatte Herrera nebst seinen Kriegsgefährten im Hafen der besagten kleinen Inseln das Land betreten, als er von allen Seiten in einer solchen Geschwindigkeit umringt ward, daß er darüber erstaunte. Er hatte keineswegs die Absicht, einen Angriff zu thun; er wollte bloß die Insel auskundschaften, sich Anhänger verschaffen, und jene religiöse Zeremonie veranstalten, die er eine Besitznahme zu nennen beliebte. Er schickte daher sogleich einen Abgeordneten an die Guanartemen, welche sich in der Absicht vereinigt hatten, gemeinschaftlich zu agiren. Dieser Emissar war

beauftragt, ihnen zu eröffnen, daß sein Gebieter Don Diego Herrera, Herr von Lancerotta, und Vasall des großen Königs von Kastilien, da es ihm außerordentlich nahe gegangen sey, seine Freunde die Kanarier von seinen Vorfahren den Europäern so oft mißhandelt zu sehen, das aufrichtige Verlangen äußere, mit einem so edelmüthigen Volke in gutem Vernehmen zu stehen; er sey daher in der Absicht gekommen, mit den Bewohnern der Insel in Bund zu treten, zwischen beyden Völkerschaften einen Handelstraktat zu schließen, und Kanaria im Namen seines mächtigen Monarchen zu schützen.

Dieser Antrag wand den Prinzen, welche diese Insel beherrschten, die Waffen aus der Hand, so daß sie zu erkennen gaben, es sey ihr sehnlicher Wunsch, mit Don Diego de Herrera und seinem großen Könige von Kastilien ein Bündniß zu schließen, in der Voraussetzung, daß die Europäer nicht in der Absicht gekommen seyen, sie auf irgend eine Art zu beeinträchtigen. Dem zu Folge könne der Fürst von Lancerotta ganz getrost weiter vorwärts ins Land marschiren. Die Spanier mischten sich demnach unter die Kanarier, die ihnen, da sie von ihrer Treulosigkeit keinen Begriff hatten, alle nur erdenkliche Freundschaft und Liebe erzeugten, ohne zu ahnen, daß sie es mit Leuten zu thun hatten, die zu eben der Zeit, wo sie aufs freundlichste und liebreichste mit ihnen umgingen, die Absicht hatten, sie ins Verderben zu stürzen.

Herrera und seine Leute wurden herrlich bewirthet, und unter andern zu einem Gastmale eingeladen, bey welchem die Guanartemen ihnen das Beste und Köstlichste auftischten, was sich auf ihrer Insel herbeyschaffen ließ. Während dieses Freudengelags und der damit vereinbarten Herzensergießungen, schüttete der Bischof von Rubikon etwas Weihwas-

ser auf die Erde, nahm die Insel für den König der sämmtlichen Kanarien-Inseln Don Diego, in des Pabstes und Gottes Nahmen in Besitz. Er verfaßte hierüber eine förmliche Akte, die er von acht Zeugen, und zwar den 12ten August, folglich einige Tage nach ihrer Abreise von Lancerotta, unterschreiben ließ. Herrera war von der Gültigkeit dieser Akte so ganz überzeugt, daß er eine Abschrift davon an verschiedene europäische Höfe schickte, und in der festen Ueberzeugung nach Rubikon zurückkehrte, die Kanarier würden ihm nunmehr ihre Insel auf die nächste dießfalls an sie erlassene Aufforderung übergeben müssen.

Gleich im nächstfolgenden Jahre fand er es rathsam, ihnen andeuten zu lassen, daß sie ihm ihr Land, welches er das seinige zu nennen beliebte, abtreten sollten. Zu dem Ende schickte er seinen Bischof an sie ab, der mit einem Harnisch bekleidet war, und unter einer Bedeckung von drey hundert Mann, im Hafen von Gando ans Land ging. Hier stellten sich die Spanier am Gestade in Schlachtordnung und schrieen aus Leibeskräften: Hoch lebe unser gnädiger Herr von Herrera, König der Kanarien-Inseln, und sein gebietender Herr, der große König von Kastilien! Die Bewohner der Insel, die, ungeachtet des im vorigen Jahre geschlossenen Vertrags, beständig auf ihrer Hut waren, hielten es anfangs nicht der Mühe werth, auf dieses Possenspiel sonderlich zu achten; indeß fanden sie es doch räthlich, ihre Wachsamkeit zu verdoppeln.

Der Befehlshaber der von Lancerotta angekommenen Truppen, welcher sich Alonzo de Kabrera-Soler nannte, zog hieraus die Schlußfolge, daß man sich vor ihm fürchte, und begab sich daher in eigener Person zu den Guanartemen, um ihnen anzudeu-

Digitized by Google

ten, daß sie ihm ihre Krone aushändigen und sich für Herrera's Unterthanen erklären sollten. Diese Prinzen lachten anfänglich, als sie sahen, mit welcher Gravität Soler seinen Auftrag vollbrachte. Endlich antwortete ihnen aber Temesor ungefähr folgendermaßen: „Fremdling, der du im Vertrauen auf unsere „Nachsicht und Güte hieher kömmst, um uns in un„sern eigenen Staaten Hohn zu sprechen, hast du viel„leicht die Absicht, dich auf eine ehrenrührige Art über „uns lustig zu machen, und denkst du wirklich so nie„derträchtig, daß du Verachtung, womit wir deine „Aufforderung erwiedern, zu deinem Vortheil deutest? „Die Völkerschaften, über welche wir die Regierung „führen, hätten freylich voraussehen sollen, daß die „Europäer treulose Leute sind; sie waren aber zeither „der Meinung, daß überall, wo es Menschen gibt, „Treue und Glauben regiere. Wir hätten den Trak„tat, den ihr auf eine vier uns so nachtheilige Art „auslegt, nicht mit euch abschließen sollen. Wir konn„ten keineswegs zur Absicht haben, euch vermittelst die„ser Allianz zu unsern Gebietern zu machen; wir wa„ren durch nichts verpflichtet, euch mit Schonung zu „behandeln, da ihr uns aber in die Falle zu locken „sucht, so wisse, daß von nun an jede Art von Ver„bindung zwischen uns aufhört. Hinterbringe daher „deinem vorgeblichen Könige der Kanarien-In„seln die Antwort der Guanartemen, welche die „Sprachorgane ihrer Unterthanen sind. Wir wollen „bis morgen Geduld mit dir haben; heute Abend ist „es noch hell genug, um von hier abreisen zu können."

Der Abgeordnete verstummte und ging wieder zu den Seinigen zurück, die bereits ziemlich in die Enge getrieben und wegen der Anstalten, die in der Absicht gemacht wurden sie zurückzuschlagen, in der äußersten Besorgniß waren. Man lichtete demnach die Anker, und

Soler stattete seinem Herrn von diesem Vorfall, den er eine ganz abscheuliche Treulosigkeit dieser Inselbewohner nannte, Bericht ab. Herrera blieb bey dem allen fest überzeugt, daß er rechtmäßiger König der Kanarien-Inseln sey, und ging provisorisch mit dem Vorhaben um, die Insel Teneriffa auf dieselbe Art in Besitz zu nehmen. Zwey Jahre nachher führte er dieses Vorhaben aus.

Teneriffa, wo man bereits einige Landungen unternommen hatte, war vielleicht noch schwerer zu erobern, als Kanaria. Ihre Bevölkerung belief sich, nach Cadamosto auf funfzehn tausend, und nach Nunez de la Pena, auf fünf und zwanzig tausend Mann, und mußte sonach den Spaniern, ob sie gleich diesen Leuten in Ansehung ihrer Waffen und Kriegsdisciplin weit überlegen waren, um so mehr Respect einflößen, da diese letztern nicht mehr als etwa vier hundert und fünfzig Mann ins Feld stellen konnten.

Diese Insel machte ehedem nur ein einziges Königreich aus. Ungefähr hundert Jahre vor dem Zeitpunkte, wovon hier die Rede ist, regierte daselbst ein Prinz Nahmens Tinerfe, der sich durch seine Kriegsthaten und Tugenden den Nahmen des Großen erwarb. Seine Hauptstadt war Adexe, die noch jetzt existirt. Man will behaupten, daß die Insel nach seinem Nahmen benannt worden sey. Als er mit Tode abging, war er hundert Jahre alt, und hinterließ neun Söhne. Diese Prinzen theilten die Insel Teneriffa, ungeachtet ihnen ihr Vater dieses widerrathen, und in seinem Testamente ausdrücklich das Gegentheil verordnet hatte, in neun verschiedene Königreiche, damit jeder eins bekäme. Man nannte sie Bentierfe, d. i. den ältesten Sohn des Tinerfe, Acaymo, Alquazona, Cacencaymo, Albitocazpe, Chicanayro, Rumen, Tegueste und Benhearo.

Ersterer residirte zu Aurotapala, dem heutigen L'Orotava. Sein Königreich, Taoro genannt, war unter allen das fruchtbarste, schönste und größte; daher kömmt es denn auch, daß der König von Taoro noch heutiges Tages über die andern Fürsten ein gewisses Uebergewicht hat. Ihm succedirte sein Sohn Behi-Ymobac, welcher noch um das Jahr 1464 regierte. Auf dessen Regierung folgte jene des Quebehi-Benchomo. Dieser Fürst und sein Bruder Tinguaro waren die Helden dieser Insel, und die Männer welche den ganzen Eroberungskrieg aushielten. Sie hätten in Ansehung ihres Muthes, ihrer Menschlichkeit und Gerechtigkeitsliebe, ein besseres Schicksal verdienet; auch hatten sie, nicht anders, als wenn alle Vorzüge in ihrer Familie vereint seyn müßten, eine mit allen Vollkommenheiten gezierte Schwester, welche Dacil hieß, und nach dem eigenen Bekenntnisse der Spanier, das interessanteste und liebenswürdigste Frauenzimmer auf ganz Teneriffa war.

Acaymo, der zweyte Sohn des Tinerfe, ein einfältiger und abergläubischer Fürst, erhielt bey der Vertheilung den Thron von Guimar. Unter seiner Regierung und in seinen Staaten ereignete sich das vorgebliche Wunder mit dem Bilde unserer lieben Frau von Kandellaria, dessen wir im vorhergehenden Kapitel mit ein paar Worten erwähnt haben. Sein Sohn Anaterve der Verräther, von den Eroberern der Gute genannt, war sein Nachfolger und erbte mit seiner Krone zugleich auch alle seine Laster. Da er in Erfahrung gebracht hatte, daß die Statue der heiligen Jungfrau, die sich in seinen Staaten befand, und die ihm von seinem Vater als ein Palladium anempfohlen war, eine von den Europäern verehrte Gottheit vorstelle, so interessirte er sich für die Ausländer, und lud dadurch den allgemeinen Haß der Gu-

anchen auf sich. Er stand während des ganzen Eroberungskrieges, theils heimlich, theils öffentlich, mit den Feinden im Einverständniß, und seine Treulosigkeit trug mehr, als die Tapferkeit der Spanier dazu bey, daß sein Vaterland unterjocht wurde.

Alguaxona, der zu Abona regierte, war ein unbedeutender Prinz, und sein Sohn Axona ist bloß wegen seiner ausgezeichneten Schlechtigkeit in Ruf gekommen. Er ließ sich von seinem Nachbar, dem Könige Guimar, zu Allem gebrauchen.

Albitocazpe, der frömmste und folgsamste unter allen Kindern des Tinerfe, bestieg denselben Thron, auf welchem sein Vater gesessen hatte. Er regierte lange und sehr gerecht, jedoch ohne Aufsehen zu erregen. Sein Sohn Peltnor, von eben so sanftem Charakter wie er, erbte sein Zepter in eben dem Augenblicke, wo es in seinen Händen schwankte. Da er sehr furchtsam war, nicht zum Kriegführen taugte, und auf dem Abfall einiger auf der Insel Teneriffa regierenden Könige auf den Untergang aller übrigen schloß, so hoffte er die Folgen dieses Unglücks am sichersten dadurch zu vermeiden, daß er der Krone entsagte; er stieg daher lieber freywillig vom Throne, als daß er sich herabstürzen ließ.

Cacencaymo regierte zu Daute. Seine Krone erbte auf seinen Sohn Taman fort, welcher derselben nicht würdig war, denn er war nebst den Königen von Guimar und Abona der schlechteste unter den Nachkömmlingen des Tinerfe.

Das Königreich Jeod war das Erbtheil des Chicanayro eines tugendhaften Prinzen; nach dessen Tode fiel aber das Diadem, vermöge des Erbfolgerechts, auf das Haupt des Pelicar, der ein mißtrauischer und grausamer Mensch war.

Digitized by Google

Rumen, der noch im Jahre 1464 in dem schönen Landstrich Tacorante regierte, war noch in seinen letzten Lebensjahren Zeuge von der Ankunft des Herrera. Fast um die nämliche Zeit ging er mit Tode ab. Ihm folgte sein Sohn Acaymo, der schon bey Jahren war. Unter allen Kriegern auf Teneriffa war er der erste, welcher den Fremdlingen sich muthig widersetzte, und in dem unglücklichen Kriege von Lugo das Königreich mit ihrem Blute färbte.

Tegueste, von welchem derjenige Theil von Tinerfe's Staaten, der ihm durchs Loos zugefallen war, den Nahmen erhielt, sagte zum voraus, daß die Europäer in kurzer Zeit die Insel Teneriffa verheeren würden. Er hielt nämlich die Eroberung der benachbarten Inseln, und die Landungen welche diese Fremdlinge, verwegen genug, auf den Küßen der unter den Kanarien-Inseln gewagt hatten, für sehr üble Vorbedeutungen. Als er seinem Sohne Tegueste II das Zepter hinterließ, schilderte er demselben das Unglück, welches ihm bevorstand: „Der Himmel," sprach er in dem letzten Augenblicke seines Lebens, „hat dich zum Kö„nig bestimmt. Vertheidige dein Volk, denn um deß„willen bist du zur Regierung berufen. Ich wünschte, „daß du sie in ihrem ganzen Umfange kennen mögest. „Lieber würde es mir seyn, wenn du deinem Stande „nach ein Hirte wärest."

Benhearo, der jüngste von diesen neun Brüdern, bekam bey dieser Vertheilung den nördlichen und östlichen Theil der Insel. Sein Königreich war das von Anaza. Er sah die ersten Landungen zu Stande kommen, die vor der Ankunft des Herrera unternommen wurden; auch war er der erste, welcher den Nahmen der Guanchen durch seine Tapferkeit bey den Europäern berühmt machte. Sein Sohn, Benhearo II. war der Erbe seines Muthes und seiner so übel

firuirten Staaten. Er schützte die Insel eine Zeitlang gleich einer Vormauer. Seine Tochter, die schöne Guancia, deren schöne Augen weit schmerzlicher verwunden konnten, als ihre Waffen, wich ihm während des Kampfes nie von der Seite. Sie vereinte, wie eine zweyte Bradamante, die Tapferkeit unsers Geschlechts mit den Grazien des ihrigen.

Dieß war der Zustand, worin sich im Jahre 1464 die Insel Teneriffa befand, als Diego von Herrera, dessen Hoffnung auf Kanaria fehlgeschlagen war, vor derselben erschien. Er landete im Hafen Anaza, wo heut zu Tage Santa Cruz liegt. Als Benhearo II., der diesen Theil der Insel beherrschte, von seinen Leuten die Nachricht erhielt, daß man auf dem Meere fremde Fahrzeuge herannahen sähe, erwartete er die Spanier stehenden Fußes am Ufer. Diego gab Zeichen des Friedens: dem zu Folge ließ man ihn landen, zugleich aber auch merken, daß man auf Alles gefaßt sey. Nach geschehener Landung machte dieser Fürst sogleich Anstalt, die Gefahren, von welchen er bedrohet war, vollends abzuwenden. Er sandte daher einen seiner Officiere als Abgeordneten an die Mancey's (so pflegte man die Könige vom Stamm des Tinerfe zu nennen) und ließ ihnen freundschaftliche Anträge machen. Benhearo II. von einem Theile seiner Kriegsmacht umgeben, berathschlagte hierüber mit den andern benachbarten Königen, und ertheilte dem Abgeordneten zur Antwort: wenn es wahr sey, daß die Fahrzeuge, welche bey der Insel vor Anker lägen, keine Feinde an Bord hätten, so sey man bereit, die Neuangekommenen mit offenen Armen zu empfangen. Zu gleicher Zeit legten die Guanchen, so unbegreiflich dieß scheinen mag, zum Beweis ihres Zutrauens die Waffen nieder, und gingen den Spaniern munter und fröhlich entgegen.

Herrera, der über den Erfolg deſſen, was er ſeinem Abgeordneten aufgetragen hatte, ungemein vergnügt war, betrug ſich gegen die Mancey's, welche ihn ſammt und ſonders beſuchten, ſehr beſcheiden und demüthig. Er ſprach mit ihnen von Errichtung eines Allianztraktats, da er ſich aber leicht vorſtellen konnte, es werde ihnen nicht unbekannt ſeyn, daß er jenen, den er mit den Bewohnern der Inſel Kanaria geſchloſſen hatte, gebrochen habe, ſo führte er über die daſigen Könige die bitterſten Beſchwerden, und ſuchte denſelben die ganze Abſcheulichkeit dieſes Friedensbruchs auf eine ſo ſchlaue als hämiſche Art zur Laſt zu legen. Die Könige von Teneriffa begaben ſich hierauf nach der Ebene von Laguna, entweder um den hier in Anſchlag gebrachten Allianztraktat reiflicher zu überlegen, oder dieſes Bündniß, vermöge deſſen ſie ſich vor den läſtigen Landungen, deren ſie ſchon längſt überdrüßig waren, in Sicherheit zu ſetzen hofften, auf eine feyerliche Art abzuſchließen. Die Spanier marſchirten ebenfalls dahin, um dieſen Verein zu feyern, worüber der Biſchof von Lancerotta mit allen Ceremonien den Segen ſprach. Unterwegs hieben die Europäer Zweige von den Bäumen, und was dergleichen Poſſen mehr waren, vermöge deren ſie ſich in den Beſitz dieſes Landes zu ſetzen meinten. Dieſe Alfanzereyen, und die Art, wie ſich die Europäer dabey benahmen, ſchienen den Guanchen, die ſich dieß alles nicht erklären konnten, überaus viel Spaß zu machen.

Als ſie zu Laguna angekommen waren, ließ Herrera eine Acte über die Beſitznahme dieſer Inſel aufſetzen, worin ausdrücklich geſagt wurde, die Könige der Inſeln hätten ihm, zum Zeichen ihrer Unterwürfigkeit, die Hand geküßt, und ihn in ſeinen neuen Beſitzungen herumgeführt, um ihm zu zeigen, wie fruchtbar ſie ſeyen. Als dieſe Acte, von welchen die Mancey's kein

Wort verstanden, nun ganz zu Stande gebracht und unterzeichnet war, vertraute man den Inhalt derselben einem Guanchen, Nahmens Anton, an, den die Europäer schon längst auf ihre Seite gebracht hatten. Dieser Anton, der bey dem Liebfrauenbilde von Kandellaria gleichsam als Kaplan angestellt war, und eben darum bey dem abergläubischen Könige von Guimar in besondern Gnaden stand, überredete diesen Fürsten, es sey der ausdrückliche Wille der fremden Gottheit, und sein eigenes Interesse mache es nothwendig, daß er mit den Spaniern eine Allianz schließe, und sich in den Schutz des Königs von Kastilien begäbe.

Nach Abschließung dieses Bündnisses, unternahm Diego de Herrera in seinem neuerlangten Eigenthum einige Streifzüge; bey dieser Gelegenheit mußte er bald genug wahrnehmen, wie wenig es ihm gelungen sey, den Guanchen durch die albernen Ceremonien, welche man veranstaltet hatte, weiß machen zu lassen, daß sie nicht Herren von ihrem Lande seyen. Ein kleines Fort, welches man auf Befehl des Fürsten von Lancerotta auf der Insel erbauet hatte, wurde von den Landesbewohnern sogleich wieder niedergerissen, die dabey erklärten, daß sie nichts von dieser Art dulden würden.

Mittlerweile rüstete sich Portugal. Don Diego Sylva, der von dieser Krone abgeordnet war, erschien im Jahre 1466 mit einer kleinen Flotte vor der Insel Kanaria, und unternahm daselbst eine Landung, die aber nicht glücklich ablief, ungeachtet er hierzu einen günstigen Zeitpunkt ausersehen hatte. Die beyden Guanartemen waren jetzt nicht mehr jene Prinzen, die aus seltener Bruderliebe ihr Königreich theilten, damit jeder von ihnen eine Krone bekäme. Bentagayre, der seinen Bruder beneidete, hatte denselben ganz unvermuthet mit einem Corps von sechstausend Mann in sei-

nem eigenen Reiche überfallen. Der König von Galdar hatte kaum so viel Zeit, einige Mannschaft zusammen zu raffen, und sich dem Könige von Telde zu widersetzen, bald darauf aber zog er seine sämmtlichen Truppen zusammen, um sich auf eine ausgezeichnete Art zu rächen. In den ersten Gefechten, die in diesem Kriege vorfielen, wurde viel Blut vergossen. Die Guayren von Telde hatten sich vorzüglich ausgezeichnet; anstatt aber ihre Tapferkeit zu rühmen, und sie dadurch für ihre treu geleisteten Dienste zu belohnen, hatte sie der König zu demüthigen gesucht, und, wie es sich von seinem Charakter erwarten ließ, mit der äußersten Härte behandelt.

Den einen dieser braven Männer, Renedan genannt, hatte diese Verfahrungsart so sehr empört, daß er sein Vaterland verließ, und mit dem Vorhaben seine Lebenstage daselbst zu beschließen, sich nach Fortaventura begab, wo er auf Befehl des Herrera, der von seinen außerordentlichen Thaten gehöret hatte, überaus gut aufgenommen wurde. Dieser Fürst that alles Mögliche, in der Absicht ihn an sich zu ziehen, damit er ihm zur Ausführung seiner Entwürfe behülflich seyn möchte; Renedan lehnte aber alle Anträge, die darauf abzweckten, daß er gegen sein Vaterland die Waffen ergreifen solle, standhaft ab, so ungerecht er übrigens von der dortigen Regierung behandelt worden war. Er führte ein sehr eingezogenes Leben, und ging in einem Alter von hundert Jahren mit Tod ab.

Dieß war aber noch nichts, gegen das, was Doramas that. Dieser war noch ungerechter als Renedan behandelt worden, und flüchtete sich, aus Furcht vor der Strafe, womit man ihn bedrohet hatte, in unzugängliche Gebirge. Hier führte er ein elendes Leben, verkroch sich in die tiefsten Abgründe, floh den Umgang mit Menschen, und nährte sich bloß von Kräu-

tern oder Wurzeln. Es jammerte ihn, seinem Vaterlande nicht helfen zu können, und seine erhabene Seele dürstete nach Ruhm. Als sich einige Unzufriedene zu ihm gesellten, und Doramas von diesen seinen Unglücksgefährten zur Rache ermuntert wurde, fing er an, diesen Vorschlägen Gehör zu geben, und verschanzte sich auf dem Gebirge, welches noch heut zu Tage seinen Nahmen führt. Als er jetzt stark genug war, und eben mit dem Vorhaben umging, den Bentagayre anzugreifen, ging dieser Fürst mit Tode ab. Da er nun zwey unmündige Kinder, und ein verhaßtes Andenken hinterließ, so erschien Doramak, dessen Anhang sehr zahlreich geworden war, derselbe Doramas, den man in Telde fast anbetete, und meldete sich zum Nachtheil der rechtmäßigen Erben als Thronfolger. Einige seiner Feinde weigerten sich zwar, ihn dafür zu erkennen, und gingen gar so weit, daß sie ihm seine adeliche Geburt streitig machten; als er sie aber theils mit Waffengewalt, theils durch seinen Edelmuth, besiegte, konnte der Krönung des Usurpators weiter kein Hinderniß im Wege stehen.

Temesor, welcher sich gegen die ungerechten Angriffe seines Bruders vertheidigt hatte, meinte nun, daß er sich der Gerechtsame seiner Neffen annehmen müsse, oder bediente sich vielleicht dieses Vorwandes nur, um die Krone von Telde auf seinem Haupte auch noch mit jener von Galdar zu vereinbaren. Kurz, er war eben Willens einen Angriff gegen den Doramas zu unternehmen, als er selbst von den Portugiesen angegriffen wurde. Temesor war also genöthigt, die Ausführung dieses Vorhabens bis zu einem günstigern Zeitpunkte zu versparen, um den äußeren Feinden widerstehen zu können.

Herrera war über die Ankunft des Sylva ausserordentlich mißvergnügt, und es fehlte nicht viel,

so

so hätte er dem Temesor seine Truppen angeboten um die neuen Ankömmlinge zurückzutreiben; als er aber bedachte, daß er sich dadurch der Ahndung des portugiesischen Hofs aussetzen würde, den er zu schonen wünschte; hiernächst auch erwog, daß die portugiesische Flotille zu schwach sey, als daß die Tuppen, welche sie mitgebracht hatte, den Kanariern widerstehen könnten, so war er am Ende der Meinung, es werde wohl am besten seyn, wenn er der Zeit und den Waffen der beyden Parteyen den Ausgang der Sache überlasse, und sich weiter in nichts mische; zumal da er sich Hoffnung machte, daß Sylva überwunden, seine Armee vernichtet und die Bewohner der Insel durch ihren Sieg geschwächt werden würden. Er äußerte daher gegen den Sylva die stärksten Freundschaftsversicherungen und versprach ihm sogar zu eben der Zeit seinen Beystand, wo er dem Könige von Galdar unter der Hand von der Schwäche seines Feindes Nachricht geben ließ. Auf der andern Seite schickte er seinen Sohn als Abgeordneten nach Lissabon ab, um bey dem Könige Vorstellung zu thun, und ihn wo möglich in sein Interesse zu ziehen. Er ging gar so weit, daß er ihm versprechen ließ, ihm als Oberherrn zu huldigen, wenn er seinen Eroberungsentwürfen nichts in den Weg legen wollte. Mittlerweile intriguirte er auch am Hofe des Königs von Kastilien, und wußte es so einzufädeln, daß die Erlaubniß, welche er einigen vornehmen Herren ertheilte, Kanaria, Teneriffa und Palma erobern zu dürfen, widerrufen wurde. Dieser Widerruf erging am 6ten August 1468.

Da nun sonach alles in Ordnung gebracht war, und sich voraussehen ließ, daß Portugal dem Sylva dessen ungeachtet neue Verstärkung zuschicken werde, so glaubte der schlaue Herrera, sein Interesse erfordere es nunmehr, sich diesen General zum Freunde zu

machen, obgleich derselbe, wie er es vorausgesehn hatte, zurückgedrückt wurde; und da er hiernächst einsah, daß ihm dieser Abentheurer, der von seinem Fürsten begünstiget wurde, bey demselben auf mancherley Art nützlich seyn könne, so gab er ihm seine Tochter zur Gattin. Als er ihn nun auf diese Art an sich gezogen hatte, übertrug er ihm eine Expedition gegen Kanaria und machte seiner Seits Anstalt zu einem Angriffe gegen Teneriffa.

Nachdem er einige kleine Vortheile erfochten hatte, schloß Sylva einen Bund mit den Insulanern, vermöge dessen ihm gestattet wurde, ein kleines Fort zu erbauen; als er aber die Bedingungen dieses Bündnisses gemißbraucht und einen Friedensbruch veranlasset hatte, ward er fortgejagd und sein Fort niedergerissen. Was seinen Schwiegervater anlangt, der nicht das allergeringste ausrichten konnte, so kam derselbe kurz vor seiner Abreise nach Lancerotta zurück.

Eine Zeitlang, nachdem Sylva sich zum zweyten Mahle eingeschifft hatte, genossen die Bewohner der Insel Kanaria wieder einige Ruhe, so daß sie wieder frey athmen konnten. Der Krieg, in welchen Temesor mit den Europäern verwickelt war, hatte dem Doramas Zeit verschafft, seine Macht zu befestigen, so daß der König von Galdar einsah, daß es unter den Umständen, worin er sich befand, der Politik gemäß sey, mit einem Fürsten, den er ohnehin nicht vom Throne stoßen konnte, gemeinschaftliche Sache zu machen, um den nächsten Angriffen der Europäer, die gewiß nicht unterbleiben würden, desto nachdrücklicher widerstehen zu können. Kanaria sah daher das große Bündniß zu Stande kommen, vermöge dessen die beyden Fürsten wieder mit einander in Friede und Eintracht lebten. Man benutzte die im Innern des Reichs wieder hergestellte Ruhe

dazu, die Truppen in den Waffen zu üben, verschanzte Orte anzulegen, kurz, alle Anstalten zu treffen, um einem furchtbaren Feinde gehörig widerstehen zu können.

Am 24sten Junius 1478 bemerkte man die Annäherung der größten spanischen Flotte, die je in den dasigen Gewässern erschienen war. Am Borde derselben befand sich das zahlreichste und auserlesenste Truppencorps, von welchem je die Kanarien-Inseln bedrohet worden waren. Juan Rojon war dessen Befehlshaber. Als ein sehr andächtiger Verehrer der heiligen Anna, machte er sich, sobald er nur den Fuß ans Land gesetzt hatte, zum angelegensten Geschäft, derselben eine Kapelle zu erbauen; dann ließ er Verschanzungen aufwerfen, seine Armee die Musterung passiren, und seine Infanterie im Feuer exerciren. Als die Bewohner der Insel diese unglückverkündende Vorkehrungen mit ansahen, äußerten sie darüber nicht sowohl Bestürzung als vielmehr Unwillen. Da sie nun von ihren beyden Königen zusammenberufen wurden, so schwuren sie sammt und sonders, und zwar mit einer Wuth, welche nur die Verzweiflung eingeben kann, alle diese neuen Feinde entweder zu vertilgen, oder bis auf den letzten Mann ihr Leben aufzuopfern.

Temesor war unlängst mit Tode abgegangen. Adargoma, sein Nachfolger, welcher mehr als zu wohl einsah, wie sehr ihm Doramas in der Kriegskunst überlegen sey, überließ ihm die Oberbefehlshaberstelle. Dem zu Folge theilte der König von Telde seine Truppen in zwey große Corps, wovon er das eine, da sich voraus sehen ließ, daß es sich öfter mit dem Feinde schlagen werde, für sich behielt, und das andere dem Könige von Galdar anvertraute. Das Corps des Adargoma wurde in alle Bergpäße und auf die Gipfel der Anhöhen vertheilt, die

unweit der Seeküste lagen. Doramas marschirte an der Spitze des seinigen geradeswegs und in der besten Ordnung auf den Rejonlos, der über die Menge, die Maaßregeln und die Fassung der Feinde so sehr erstaunte, daß er für nöthig erachtete, einen Angriff zu vermeiden, der für ihn von traurigen Folgen seyn konnte, und von welchem gewissermaßen der Ausgang des ganzen Krieges abhieng. Er schränkte sich daher, um jeden Ueberfall zu vermeiden, bloß auf Vertheidigung ein, und bediente sich der damals unter den Spaniern gewöhnlichen Methode, daß er an den König von Telde einen Abgeordneten schickte, welcher beauftragt war, ihm die Freundschaft seines Königs, zugleich auch die seiner Truppen und einen Allianztractat anzubieten.

Doramas nahm den Abgeordneten ziemlich gut auf, gab ihm aber eine Antwort, die nichts weniger als beruhigend war. „Mach deinem Herrn erinnerlich, „sprach er, daß sein großer König von Kastilien bereits Verbindungen mit uns eingegangen ist, die er „nicht gehalten hat. Würde er wohl, wenn er sein „Betragen bereuete, bewaffnete Leute zu uns schicken, „um uns Friedensvorschläge thun zu lassen? Lasset „eure Truppen die Waffen niederlegen, und ersucht „uns, mit Zweigen in der Hand, um Gastfreundschaft, so werdet ihr aufs Beste von uns aufgenommen werden! Sind eure Absichten gut, so haben wir „weiter nicht nöthig, euch Furcht einzujagen; wir wollen euch einstweilen diesen Platz einräumen, und euch „bis heute Abend Zeit lassen, zu überlegen, ob ihr unsere Freunde bleiben, oder unsere Gefangene werden „wollet.“ Hierauf zog sich Doramas in die Gebirge zurück, welches heut zu Tage Saint-François genannt wird, und ließ dem Adargoma sagen, er solle die Feinde genau beobachten, sie aber auf keinen

Fall angreifen, sondern seine Stellung unabänderlich beybehalten.

Unglücklicherweise erblickte der König von Galdar, der ein Mann von heftigem und aufbrausendem Charakter war, ein kleines Corps Spanier, welches beynahe in derselben Richtung vorrückte, in welcher sich Doramas zurückgezogen hatte, und als es bis an den Fuß des Berges gekommen war, eine Evolution machte, als wenn es wieder umkehren wollte. Da er nun fürchtete, daß ihm seine Beute, die er schon wirklich in den Händen zu haben vermeinte, entgehen möchte, so fiel er mit einigen Kerntruppen über die Feinde her, und schlug sie gänzlich in die Flucht. Als er sie aber zu hitzig verfolgte und den Linien des Rojon zu nahe kam, rückte dieser General aus denselben hervor, und wies seinen Truppen eine solche Stellung an, daß sie sich zwischen die Gebirge und die Kanarier postirten. Diese erlitten nun eine gänzliche Niederlage; die meisten von denen, welche so unvorsichtiger Weise vorgedrungen waren, kamen ums Leben, und Adargoma, der selbst verwundet worden war, wurde so zu sagen, nur durch eine Art von Wunder gerettet. Er blieb jedoch in seiner vortheilhaften Stellung stehen und ließ den Doramas von jenem unglücklichen Vorfalle benachrichtigen.

Als Doramas diese Botschaft vernahm, ließ er sogleich seine Truppen zusammenberufen, und eröffnete ihnen dieselbe. Dieß hatte die Folge, daß sich auf allen Gesichtern Wuth und Erbitterung zeigte. Indeß gab es doch unter diesen Insulanern verschiedene, deren Aeltern und Verwandte bey jenem unglücklichen Vorfall ums Leben gekommen waren, und die daher einige Niedergeschlagenheit blicken ließen. Als der König dieß wahrnahm, suchte er den Muth seiner sämmtlichen Krieger durch eine feurige Rede von neuem zu beleben.

Kaum hatte er selbe geendigt, als man rings um ihn her ein dumpfes Gemurmel vernahm, das dem Donner eines fernen Gewitters glich. Die Insulaner wollen in den Kampf; sie sprechen einander Muth zu, und schwören, entweder zu siegen oder zu sterben. Der König sucht diese ihm sehr erwünschte Gemüthsstimmung zu benutzen, und setzte sich sogleich in Marsch.

Als er mit seinen Kriegern von den Anhöhen herabzog und nun auf die Ebene kam, wo das gestrige Gefecht vorgefallen war, geriethen seine Truppen bey dem Anblicke der hie und da noch auf dem Schlachtfelde liegenden Leichname ihrer ermordeten Landsleute von neuem in Wuth. Sie liefen daher blindlings auf die Europäer los, die in der Absicht vorrückten, sich der vom Adargoma besetzten Posten zu bemächtigen, und griffen sie mit solchem Ungestümm an, daß die Erde binnen wenigen Minuten mit Leichnamen gleichsam besäet war. Das Jammern und Wehklagen der ins Gedränge gerathenen Spanier, mischt sich in das Siegsgeschrey ihrer Feinde. Rojon bestrebt sich vergebens, seine Truppen beysammen zu halten; sie sind vom Schrecken ergriffen; er muß sich in die Verschanzungen zurückziehen, an welchen er schon seit dem Tage seiner Ankunft unausgesetzt hatte arbeiten lassen.

Sobald er hier eingerückt war, und seine Soldaten sich von ihrer Bestürzung erholt hatten, gab die Ueberlegenheit der europäischen Waffen dem Gefecht eine andere Wendung. Nach mehrmahligen fruchtlosen Versuchen die Verschanzungen zu ersteigen, wollte sich Doramas, als er sah, daß seine Armee eine fürchterliche Niederlage erlitt, zurückziehen; allein die Insulaner waren so erbittert, daß sie auf die Stimme ihres Befehlshabers nicht achteten, sondern gleichsam mit einander wetteiferten, am Rande der feindlichen Graben sich tödten zu lassen. Als sie nun endlich einsahen,

daß alle ihre Anstrengungen vergebens waren und sie fruchtlos ihr Leben aufopferten, ohne einem einzigen Spanier das seinige zu rauben, liefen sie in hellen Haufen davon, ohne daß Doramas im Stande war, ihnen Einhalt zu thun, und sich in gehöriger Ordnung zurückzuziehen. Rojon, der diese Confusion zu benutzen wünschte, brach nunmehr aus seinen Verschanzungen hervor und ging auf die weichenden Kanarier los. Jetzt kam der König von Galdar, welcher die Niederlage des Königs von Telde, der das Schlachtfeld räumen mußte, mit angesehen hatte, vom Gebirge herab, um letzteren zu Hülfe zu eilen; allein durch einen unglücklichen Zufall ward er fast in eben dem Au von seinen Truppen abgeschnitten, von den Feinden umringt, zum Gefangenen gemacht und in die Verschanzungen der Spanier geschleppt. Von hier aus mußte er es mit ansehen, wie seine Unterthanen in die Flucht geschlagen wurden, so daß ihm nicht die mindeste Hoffnung übrig blieb, seine verlorne Freyheit wieder zu erlangen.

Mehr als dreyhundert Insulaner blieben auf dem Platze: auch waren ihrer eine Menge verwundet worden, die aber Doramas fortschaffen ließ. Dieser Fürst, welcher weit eher zu siegen verdienet hätte, als seine Feinde, zog sich nun wieder auf das Gebirge Saint-François zurück, ohne wegen seiner erlittenen Niederlage im mindesten muthlos zu seyn; wohl aber trauerte er über das unglückliche Schicksal, welches den Adargoma betroffen hatte. Als dieß vorbey war, machte er es sich zum angelegensten Geschäft, neue Truppen ins Feld zu stellen, und sich von neuem zur Wehr zu setzen. Man will versichern, der portugiesische Hof habe ihm, als er von seiner Niederlage benachrichtigt worden sey, einigen, jedoch unbedeutenden Succurs geschickt. Sonach unterstützten die Portugiesen, dieses

für seine Freyheit kämpfende Volk, in der Absicht, damit es sich immer mehr schwächen sollte, um es sodann desto leichter unterjochen zu können.

Der unglückliche Adargoma ließ während seiner Gefangenschaft nicht das mindeste Zeichen von Schwäche blicken. Er ward eingeschifft, um dem Könige von Spanien zugeschickt zu werden. So lange er die Gebirge seiner vaterländischen Insel zu sehen vermochte, heftete er starr seine Blicke auf die schwarzen vom Feuer versengten Seiten derselben. Als sie nun endlich allmählich dahin schwanden, und zugleich auch die Hoffnung entfloh, sich ihnen je wieder nähern zu können, that ihm zwar diese Trennung entsetzlich wehe, aber dennoch stieß er nicht einen einzigen Seufzer aus.

Mittlerweile war es auf der Insel zu ganz andern Auftritten gekommen. Doramas gewann wieder die Oberhand; die Europäer waren gezwungen, in ihrem Fort zu bleiben, und die Anzahl derselben hatte sich merklich vermindert, als ihnen Spanien im Jahr 1480 eine Verstärkung zuschickte, mit deren Beyhülfe Pedro de Vera, ihr Befehlshaber, die Insulaner in mehreren auf einander folgenden Gefechten ausserordentlich schwächte. Als dieser Befehlshaber drey Jahre nachher von Lancerotta und Fortaventura abermahls frische Truppen erhielt, wurde dadurch im Jahre 1483 die endliche Unterjochung der Insel Kanaria bewirkt, und zwar im neun und siebenzigsten Jahre nach Bethencourt's Ankunft. Jetzt wurde der bischöfliche Stuhl von Rubicon nach dieser neu eroberten Insel verlegt. Doramas, der lange Zeit als Flüchtling herumirrte, fiel endlich den Siegern in die Hände und mußte sich taufen lassen. Er lebte aber nicht lange mehr, nachdem er seine Freyheit verloren hatte, und man sagt, der Gram habe seinem Daseyn ein Ende gemacht. Die

ser großmüthige Fürst, den die Spanier einen Barbaren nennen, hätte allerdings ein besseres Schicksal, eine längere Regierung und eine rühmlichere Todesart verdienet.

Die damahls noch freye Insel Palma war in zwölf kleine Bezierke vertheilt, die zu wenig mit einander harmonirten, um einen gemeinschaftlichen Vertheidigungsplan entwerfen zu können, und dennoch einzeln nicht zu widerstehen vermochten. Die Folge davon war, daß sie sich, ungeachtet ihre Bewohner sehr tapfere Leute waren, in kurzer Zeit unterwerfen mußte. Sie hatten den Erfolg verschiedener Landungen vereitelt, als Alonzo Fernandez de Lugo im Jahre 1491 von Spanien abgeschickt wurde, um die Inseln, welche noch nicht erobert wären, sich unterwürfig zu machen. Dieser General erschien am 29sten September vor Palma, und nach Verlauf von sechs Monathen hatte er diese Insel unterjocht. Clavijo verlegt diese Begebenheit auf den dritten May 1492. Ueber das eigentliche Datum dieser Eroberung sind die Meinungen verschieden. Gewiß ist, daß Lugo nicht eher als 1493 in der Absicht aufbrach Teneriffa zu attaquiren, wo er am 3ten April von Santa-Crux ankam.

Man hatte seine Ankunft vermuthet, und da der König von Taoro nur allzu gut einsah, daß die Unternehmungen der Spanischen Generale auf keine andere Art vereitelt werden könnten, als wenn alle Mancey's sich zu einem gemeinschaftlichen Zwecke vereinten, so bewog er die regierenden Fürsten, ein Schutz- und Trutz-Bündniß gegen alle und jede Ausländer zu schließen, welche in der Absicht ankommen möchten, sich ihres gemeinschaftlichen Vaterlandes zu bemächtigen. Diese Maaßregel war unstreitig die klügste unter allen, welche sie ergreifen konnten. Als aber Ben-chomo den Plan zu seinem Bündniß in Vorschlag brachte, war dieß

gerade die Ursache, weswegen es verschiedene Manceys nicht eingehen wollten. Pelycar, König von Icod, ließ dem Könige von Taoro auf seine Einladung zur Antwort ertheilen, er fürchte seinen Stolz weit mehr als jenen der Europäer; denn, im Fall er sich diesen letztern als Vasall unterwerfe, werde er vielleicht seine Krone behalten, und dieses müsse ihm natürlicherweise lieber seyn, als sie wegen eines Prinzen von seinem eigenen Stamme, zu verlieren. Dieser schlechte Mensch ward aber sehr in seiner Hoffnung betrogen; denn er war der erste von den Königen dieser Insel, den die Spanier in Fesseln legten. Der König von Guimar, ein abergläubischer Fürst, der, wie wir bereits gesehen haben, von den Feinden seiner Unterthanen bestochen war, gab auf den Antrag, welchen Pelycar bloß abgelehnt hatte, gar keine Antwort. Die Prinzen von Daute und von Abona, welche eben so wenig auf dem Throne zu sitzen verdienten, schwiegen ebenfalls. Der König von Adexe, welcher, wie bereits weiter oben bemerkt worden ist, seiner Krone entsagt hatte, nahm an dieser Sache ganz und gar keinen Antheil. Aber die drey andern Monarchen, nähmlich Acaymo, der zu Tacoronte regierte, Tegueste II. und Benhearo von Anaga, nahmen den Vorschlag des Königs von Taoro mit Freuden an, und begaben sich zu ihm, um darüber mit ihm ausführliche Abrede zu nehmen. Als die andern Fürsten sahen, daß das Bündniß zu Stande kam, und sie folglich zu befürchten hätten, daß die verbündeten Könige sich ihrer Staaten bemächtigen möchten, wenn Lugo, nach einem fruchtlosen Angriffe auf Teneriffa, zurückgeschlagen würde, so hielten sie für das rathsamste, sich nach Tagoror zu flüchten, wo sie auch aufgenommen wurden.

Während der Zeit, daß dieses vorging, waren die Spanier gelandet, und schickten, um Zeit zu ge-

winnnn, an die verbündeten Fürsten einige Abgeordnete, die, in der Hoffnung, sie dadurch mit einander zu entzweyen, auf die Abschließung eines Allianztraktats antragen mußten.

Die Könige von Guimar, Abona, Daute und Icod, gingen in ihre Staaten zurück. Die von Tegueste, Anaga und Takoronte legten einen Eid ab, daß sie mit Ben-chomo gemeinschaftliche Sache machen und das Erbe des Tiferne so lange vertheidigen wollten, als nur noch die mindeste Hoffnung da sey, dasselbe erhalten zu können. Man zog folglich dem Feinde entgegen; es kam zu mereren Gefechten, und so entspann sich jener fürchterliche Krieg, der in der Folge der Eroberungskrieg genannt worden ist.

Ungefähr ein Jahr lang wurde von beyden Seiten mit abwechselndem Glücke gekämpft; nur mit dem Unterschiede, daß sich der kleinste Verlust, welchen die Guanchen erlitten, nie wieder ersetzen ließ, da hingegen die Spanier täglich neue Verstärkung erhielten. Sie kamen jetzt nicht mehr in einzelnen Haufen zum Vorschein, die nur etwa fünfzig bis sechzig Mann stark waren; sie kamen in zahlreichen völlig organisirten Corps an, und hatten sogar Kavalerie bey sich; ein Vortheil, vermöge dessen sie, wenn man die Ueberlegenheit ihrer Waffen mit in Anschlag bringt, die sämmtlichen Bewohner von Teneriffa in kurzer Zeit unterjocht haben würden, wenn sie nicht von ganz ungewöhnlichem Muthe beseelt gewesen wären, und wenn sich nicht der König von Taoro an ihrer Spitze befunden hätte, der ihre Hoffnungen immer von neuem belebte. Immer und überall war der tapfere, nachher so unglückliche, Ben-chomo zugegen, der den Kriegern Muth einflößte, sie durch Worte und hat, da er sich bey jeder Gelegenheit den größten Gefahren bloß stellte, den Tod ver-

achten lehrte, und sie ermahnte, lieber alles zu wagen, als sich unterjochen zu lassen. Demungeachtet ward er zurückgedrückt; die Fürsten, welche sich von ihm entfernet, und nach Tagoror geflüchtet hatten, setzten ihren Niederträchtigkeiten vollends dadurch die Krone auf, daß sie mit dem Lugo ein Schutz- und Trutz-Bündniß schlossen, und an dem Benchomo offenbar als Verräther handelten.

Die freyen Guanchen mußten sich in die Königreiche Taoro, Takoronte und Tegueste, so zu sagen, einsperren lassen; noch hatten sie aber ihren Benchomo, auf den sie sich verlassen konnten. Ihre Feinde gingen mit dem Vorhaben um, nach der Gegend zu marschiren, welche in den damaligen Zeiten Allante oder Acantejo genannt wurde, um sich in diesem östlichen Theile der Insel der See zu versichern, und zwischen den Staaten, wohin sich die Insulaner geflüchtet hatten, alle Communication abzuschneiden. Der König von Taoro sahe ein, daß es von der äußersten Wichtigkeit sey, dieses Vorhaben zu vereiteln. In der Absicht, es zu nichte zu machen, vertrauete er den drey Königen, die mit ihm verbündet waren, die Bewachung von Takoronte und Orotopala nebst dem dazu gehörigen Gebiete, er selbst aber marschirte mit seinen Truppen, nach dem Baranco von Acantejo. Er vertheilte dieselben in zwey verschiedene Corps; das eine kommandirte er in eigener Person, das andere aber übergab er seinem tapfern Bruder Tinguaro. Jetzt postirte er seine sämmtlichen Krieger auf beyden Seiten des Gebirgspasses, dessen sich die Spanier zu bemächtigen suchten, und zwar so, daß sich das Corps, welches er selbst kommandirte, in den Klüften, und zwischen den Felsen auf der nördlichen Seite verbergen mußte, sein Bruder aber mit dem seinigen die Flanken der südlichen Seite besetzte, welche sich von Westen gen

Osten nordostwärts erstreckt, in welcher Richtung Tinguaro, dem erhaltenen Befehle gemäß, so weit als möglich vorrücken mußte. Vermöge der Beschaffenheit des Thales und dieser Truppenvertheilung, konnte es nicht anders seyn, als daß Lugo nebst den Seinigen, sobald er daselbst vordringen wollte, genöthigt war, am Fuße derjenigen Seite vorüber zu marschiren, die der Bruder des Königs besetzt hatte, und wenn er nun die Gegend, deren er sich zu bemächtigen wünschte, erreicht hatte, sich zwischen Anhöhen befand, die für Jedermann, nur nicht für die Guanchen, unzugänglich, und noch überdieß, ohne daß man es wahrnahm, mit Kriegern besetzt waren.

Lugo, der im Thale von Laguna überwintert hatte, brach in den ersten Frühlingstagen des Jahres 1494 auf, um nach dem Thale von Acantejo zu marschiren, durch welches der Weg nach Orotava gehet, bis wohin er gern vordringen wollte. Da er nichts weniger vermuthete, als daß ihm der Feind schon so nahe sey, und da er für bekannt annahm, daß diese Menschen, die er Barbaren nannte, von seinem Vorhaben unmöglich benachrichtigt seyn konnten, so ließ er seine Avantgarde ohne alle Ordnung vorrücken.

Tinguaro, weit entfernt ihn anzugreifen, ließ dieselbe ganz ruhig vorüberziehen. Ihr folgte das Hauptcorps, welches ziemlich gute Ordnung hielt, und getrost in das unglückvolle Thal einrückte, weil es ihm unmöglich war, seine Flanken durch Scharfschützen decken zu können; denn diese würden schlechterdings nicht im Stande gewesen seyn, die steilen und beynahe senkrechten Höhen, welche das Thal bilden, hinanzuklimmen. Als Lugo sehr unvorsichtiger Weise bereits ziemlich weit vorgerückt war, fiel es ihm auf, daß sich in dieser, sonst ziemlich volkreichen Gegend kein einziger Guanche, nicht einmahlein Viehhirt blicken ließ. Jetzt, da es schon

zu spät war, um der Gefahr entgehen zu können, fing er an zu argwöhnen, daß man ihn vielleicht in die Falle gelockt habe. Wiewohl er nun seiner Sache noch nicht gewiß war, so fand er es doch der Klugheit gemäß, einen Versuch zu machen, ob er vielleicht, um aus dem Thale herauskommen, die Anhöhen ersteigen und sodann auf der andern Seite nach der Gegend, deren er sich zu bemeistern wünschte, herabmarschiren könne. Dieß schien beynahe nicht möglich zu seyn. Lugo ließ demnach Halt machen, und befahl seinem vorgerückten Corps sich dicht an einander zu schließen und eine andere Richtung zu nehmen. Da nun das Thal in dieser Gegend sehr schmal war, so kam die Avantgarde, dieser Anordnung zu Folge, dicht an den Fuß der gegen Süden liegenden Anhöhen zu stehen. Kaum hatte sie angefangen, dieselbe hinan zu klettern, als eine solche Menge Wurfpfeile, Steine und herabrollende Felsenstücke auf sie herabstürzte, daß sie völlig über den Haufen geworfen wurde. Lugo, welcher sich in dem Augenblick, wo ihr dieß Unglück widerfuhr, ganz nahe bey seiner Avantgarde befand, suchte sogleich die nördlichen Anhöhen zu gewinnen, und sich derselben in der Absicht zu bemeistern, damit er nicht im Thale sich schlagen müsse. Aber auch hier ward er vom Ben-chomo auf dieselbe Art empfangen, wie dessen Bruder die andern bewillkommt hatte. Von allen Seiten wurden ungeheure Felsenstücke, sogar ganze Baumstämme, herabgerollt, die unterwegs noch mehrere mit fortrissen, und dadurch die Niederlage der Truppen vervielfältigten. Die wenigen Spanier, welche nicht zerschmettert wurden, flohen mitten durch den Baranco; als aber diese Flüchtlinge an den Eingang kamen, durch welchen sie vorgedrungen waren; stießen sie daselbst auf das vorgerückte Corps des Tinguaro, welcher, wie wir bereits gesehen haben, seine Truppen so weit als möglich gegen

Osten ausgedehnt hatte, sich aber, als der Feind ganz bey ihm vorüber defilirt war, wieder zusammenzog und ihm den Ausweg versperrte. Vergebens bestrebte sich Lugo, die Spanier durch die Erinnerung an ihre berühmten Kriegsthaten zur Tapferkeit zu ermuntern, und ihnen vorzustellen, daß es eine Schande sey, sich von Barbaren überwinden zu lassen, die nur mit Keulen bewaffnet wären. Es war ihm nicht möglich seine Soldaten wieder in Ordnung zu bringen, und ein Stein, den Tinguaro in eigener Person nach ihm warf, stopfte ihm auf einmahl den Mund, da er ihm den Kinnbacken zerschmetterte und einige Zähne herausschlug.

Nichts gleicht dem Schrecken, von welchem die Spanier nunmehr ergriffen wurden. Das ganze Thal war mit abgerissenen Gliedern und zerschmetterten Leichnamen bedeckt, die zwischen den mit Blut besprützten Felsenstücken lagen. Nirgends sahen die Ueberwundenen die mindeste Hoffnung vor sich, entrinnen zu können, da ihnen jeder Ausweg versperrt war. Den wenigen, welche mit dem Leben davon kamen, gelang solches bloß durch List, entweder weil sie sich todt stellten, oder sich in Höhlen verkrochen, oder auf Bäume kletterten. Ihre Rettung kam einigen spanischen Schriftstellern so wunderbar vor, daß sie der Meinung waren, sie hätten dieselbe bloß der heiligen Jungfrau und den lieben Heiligen zu danken gehabt, die sich aber wohl schwerlich damit befaßt haben mögen. Selbst der General, welchen Tinguaro, der bereits zwey vornehme Offiziere eingeholt und mit seinem hölzernen Schwerte erlegt hatte, heftig verfolgte, hatte die Erhaltung seines Lebens bloß der Treue eines seiner Leute zu danken, der ihm seinen Mantel und Federhut abnahm und sich darein kleidete, so daß er, als ihn der furchtbare Feind seines Gebieters einholte, statt dessen den Todesstreich empfing.

Digitized by Google

Indeß waren einige der Besiegten auf einen hohen Felsen geklettert, wo sie sich, während der fünf Stunden, welche das Treffen dauerte, gegen eine kleine Anzahl Insulaner tapfer vertheidigten; schon nahete jedoch der Augenblick, wo sie in Gefahr standen, mit ihren Waffenbrüdern gleiches Schicksal zu haben, als sie die Nacht in ihre Schatten hüllte. Allem Ansehen nach waren sie aber dem Tode nur auf kurze Zeit entgangen; denn die Guanchen waren so erbittert, daß sie sie die ganze Nacht durch umzingelt hielten. Als nun der Tag anbrach und die Spanier sahen, daß sie ganz in der Nähe von einer zu großen Anzahl Feinde umringt waren, um längern Widerstand zu leisten, so ergaben sie sich auf Discretion. Man führte sie zum Könige, der unweit der Stelle, wo man die Getödteten einscharrte, auf einem Steine saß, und über die Dispositionen nachdachte, die er nun veranstalten müsse, um den Sieg, welchen er Tages vorher erfochten hatte, benutzen zu können. Er befahl sogleich, die Gefangenen in Freyheit zu setzen, indem er zu ihnen sagte: „Ich weiß tapfere Leute zu schätzen, sie mögen seyn wer sie wollen. Ich führe bloß in der Absicht Krieg, mich zu vertheidigen und lasse nie wehrlose Menschen umbringen."

Lugo hatte sich nach Laguna geflüchtet, wo er lange nach Einbruch der Nacht ankam. Hier fanden sich die Flüchlinge, immer einer nach dem andern bey ihm ein, und er hatte eben von dem Verräther Anaterve einigen Succurs erhalten, als ihm der unermüdete Tinguaro schon wieder zu Leibe ging. Dieser Guanche tödtete fast alle seine noch übrigen Soldaten, und nöthigte ihn, sich nach Santa-Cruz zu flüchten, wo er kaum angekommen war, als er schon wieder einen Angriff von Seiten des Ben-zhomo auszuhalten hatte, der ihm überaus viel zu schaffen

machte,

machte, und den Rest seiner Truppen vollends zu Grunde richtete.

Zum immerwährenden Andenken jener mörderischen Schlacht, änderten die Spanier die Benennung d'Acantejo in jene de la Matanza, welches so viel als Blutbad bedeutet, und diesen Nahmen führt der Barranco, wo jene Affaire Statt hatte noch bis auf den heutigen Tag.

Wir haben angemerkt, daß sich die Guanchen durch ihre Siege immer mehr schwächten; denn es gibt keinen Sieg, der dem Sieger nicht Leute kostet. Von dieser Wahrheit überzeugt, glaubte Lugo noch immer sehr viel gethan zu haben, daß er den Insulanern einige Leute getödtet hatte; insonderheit aber freute er sich sehr über den unversöhnlichen Haß, welchen er unter den Königen von Teneriffa angefacht und über den Bürgerkrieg, welchen er ganz allein erregt hatte. Als er aber demnächst erwägte, daß er mit den wenigen Truppen, die er noch übrig hatte, gegen Menschen, die durch ihr außerordentliches Glück immer kühner wurden, unmöglich etwas ausrichten könne, so begab er sich am achten Junius desselben Jahres auf die Insel Kanaria, wo er sechshundert Fußknechte und funfzig Reiter an sich zog. Mit dieser Verstärkung ging er nun wieder nach der Insel Teneriffa unter Segel. Am zweyten September landete er zu Santa-Cruz, wo er die bereits vorhandenen Verschanzungen ausbessern und noch überdieß neue anlegen ließ. Sein ganzes Truppenkorps bestand jetzt aus eilfhundert Mann Infanterie und siebenzig Reitern.

Bald nachher schickte ihm der König von Guimar eine ansehnliche Verstärkung zu. Da nun der spanische General von allen Seiten Verstärkung erhielt, so rückte er ins Feld, und erfocht in kurzer Zeit

sehr erhebliche Vortheile. Er überrumpelte die Truppen des Anaga und bemächtigte sich seines Königreichs. Hierauf zog er gegen Teguesite hinab; als er hier aber eine Schlappe davon trug, richtete er seinen Marsch gegen Laguna.

Um den Feind zum zweytenmahl überrumpeln zu können, erachtete Ben-chomo für nöthig, sich dieser Gegend zu versichern. Er befahl daher dem Acaymo, daß er sich in allen nördlichen Gebirgspässen in Hinterhalt legen, und den Benhearo, daß er die südlichen und östlichen Theile besetzen solle, dem Teguesite aber ertheilte er den Auftrag, sein Augenmerk auf jene Theile der Insel zu richten, die noch nicht unterjocht waren, und wo die Spanier, sie mochten siegen oder geschlagen werden, allenfalls eindringen könnten. Er selbst behielt sich vor, seine Truppen mitten auf der Ebene dergestalt in Schlachtordnung zu stellen, daß sie gegen Osten zu Face machten, um dem Feinde Veranlassung zu geben, daß er sie zuerst angreifen müsse, und während der Zeit, daß dieses geschähe, sollten Benhearo und Acaymo von ihren Felsen herabkommen, den Feind im Rücken nehmen und ihm zugleich in die Flanken fallen. Den Tinguaro hatte er mit einem Reservekorps auf die rückwärts liegenden Anhöhen postirt.

Da man diese verschiedenen Dispositionen nicht sogleich ins Werk setzen konnte, so kam Lugo, der in Eilmärschen vorgerückt war, mitten im Thale von Laguna früher zum Vorschein, als man es erwartet hatte; auch war er so vorsichtig gewesen, alle Anhöhen und Gebirgspässe, die ihm im Rücken lagen, ebenfalls mit Truppen zu besetzen. Als Ben-chomo sah, daß ihm der Feind so unverhofft auf den Hals kam, fand er es rathsam, sich nicht von ihm angreifen zu lassen, sondern zog sich eine Strecke zu-

Digitized by Google

rück, um eine Position zu nehmen, die eben so vortheilhaft war wie jene, die er gleich Anfangs hatte besetzen wollen.

Jetzt hatten die Spanier einen Theil ihrer Truppen über die Ebene detaschiret, um sich eines jener Posten zu bemeistern, die von den Truppen des Tinguaro besetzt waren; dieser Prinz aber hielt den Angriff aus, ob er es gleich mit einer ihm weit überlegenen Anzahl Feinde zu thun hatte. Da dieses partielle Gefecht ziemlich lang dauerte, und Ben-chomo zu fürchten begann, daß der Posten, welchen sein Bruder vertheidigte, endlich genommen werden möchte, so rückte er mit seinen Truppen in der Absicht vorwärts, ihm Beystand zu leisten. Tinguaro, welcher befürchtete, daß ihm hierdurch die Ehre, den Sieg allein erfochten zu haben, benommen werden möchte, begieng jetzt die Unvorsichtigkeit, von den Anhöhen herab zu marschiren und auf die Spanier einzudringen; doch suchte er den Angriff auf eine solche Art einzurichten, daß er sie zwischen seine eigenen und die Truppen von Taoro in die Mitte brachte; eine Disposition, die zwar an und für sich ganz gut war, ihm aber zum größten Nachtheile gereichte. Denn, da die Spanier einsahen, daß sie einem so mächtigen Feinde unmöglich widerstehen könnten, und dennoch Stand halten mußten, so schlossen sie sich in gedrängter Ordnung an einander, und retirirten sich, ob sie gleich, so wie sie den Fuß fortsetzten, einige ihrer Leute verloren, mit verdoppelten Schritten bis an den Fuß der Anhöhen, welche Tinguaro so unklugerweise verlassen hatte. Jetzt sah dieser tapfere Guanche den Fehler ein, den er begangen hatte, um dessenwillen er vom Ben-chomo einen derben Verweis erhielt. Er suchte daher denselben zu verbessern, und griff die Feinde in ihrer neuen Position abermahls

an. Diese hatten aber mittlerweile Zeit gehabt, die Anhöhen zu ersteigen, und richteten mit ihren Feuergewehren eine schreckliche Niederlage unter den Insulanern an, indeß ihnen die Pfeile dieser letztern nicht den mindesten Schaden zufügen konnten.

Als der König von Taoro sah, in welcher Verlegenheit sich sein Bruder und zugleich auch Benhearo befand, der eben so unvorsichtig wie jener zu Werke gegangen war, so kam er ihnen eiligst zu Hülfe, und unternahm einen ungestümen Angriff, um die von den Spaniern besetzten Anhöhen zu ersteigen. Als er diese Bewegung machte, ließ er dem Acaymo, welcher die nördlichen Anhöhen besetzt hielt, und alle die Manövers mit ansehen konnte, den Befehl zugehen, daß er das Hauptkorps attaquiren solle, um dasselbe zu beschäftigen und dadurch zu verhindern, daß er ihm nicht in den Rücken kommen möchte. Der König von Tacoronte war zu schwach um dem Lugo lange Widerstand zu leisten; dieser überwand ihn, marschirte sodann schnell über die Ebene weg und ehe noch Ben-chomo im Stande war, von dem bereits unternommenen Angriff abzustehen, brachte er ihn zwischen zwey Feuer, so daß er ihm unmöglich entgehen konnte.

Jetzt überließen sich die Guanchen bloß der Verzweiflung und rannten blindlings gegen die Waffen der Spanier an. Wenn einer oder der andere, nachdem er Wunder der Tapferkeit gethan und sich durchgeschlagen hatte, zu entfliehen suchte, so ward er auf der Ebene von den Feinden in kurzer Zeit eingeholt und niedergehauen. Auf diese Art endigte der tapfere Tinguaro seine Lebenstage, nachdem er allein neunzehn Spanier mittelst eines langen Spießes, den er in der Schlacht bey la Matanza eroberte und der von dieser Zeit an immer seine Lieb-

lingswaffe gewesen war, niedergestoßen hatte. Als er mit noch drey andern seiner Freunde über das Feld lief und zu entkommen suchte, wurden sie von sieben Reitern verfolgt. „Sie werden uns einholen, sagte der Bruder des Königs. Machet, daß ihr fortkommet! Ich allein nehme es auf mich, diese Soldaten mittlerweile zu beschäftigen.“ Dem zu Folge kehrte er wieder um, und lief ihnen entgegen. Als er sich den Spaniern bis auf einen Flintenschuß genähert hatte, feuerten sie alle zu gleicher Zeit ihre Flinten auf ihn ab; wiewohl ihn nun ihre Kugeln fast insgesammt trafen, so stürzte er doch noch die beyden vordersten Reiter darnieder, und da ihm sein Spieß zerbrach, faßte er den dritten eben bey den Beinen an, als ihm die andern mit ihren Streitäxten auf den Kopf und von hintenzu mehrere Streiche versetzten. Jetzt sank er zu Boden, wälzte sich in seinem Blute und schrie mit kläglicher Stimme: „Bringt doch einen „Menschen nicht um, den ihr niedergeschlagen habt. „Ich bin der Bruder des Königs Ben-chomo. „Wer von euch hat wohl je einen Gefangenen gemacht, „der mehr gefürchtet worden ist, als ich?“ Kaum hatte er diese Worte, die ihm der Schmerz auspreßte, gesprochen, als ihn ein Spanier mit seiner Lanze durchbohrte, ungeachtet ihm die andern Reiter aus vollem Halse Gnade! zuriefen; denn sie hatten an der Heldenthat, die ihr niedergeschlagener Feind so eben vollbracht hatte, leicht abnehmen können, daß er kein anderer seye als der allgemein gefürchtete Tinguaro.

Ben-chomo, Acaymo und noch einige andere Braven, die sich aus dem Gemetzel gerettet hatten, vereinten sich wieder zu Tacoronte, wo sie gemeinschaftlich über ihr Mißgeschick trauerten, und demnächst über die Mittel berathschlagten, es wieder

gut zu machen. Mehr als siebenzehnhundert der ihrigen waren auf dem Schlachtfelde geblieben, der Feind, dessen Verlust nur in einer kleinen Anzahl Soldaten bestand, hatte ganz neuerlich von Lancerotta und Fortaventura Verstärkung erhalten. Ein Korps von vierhundert Guanchen, das der tapfre Sigone dem Könige von Tegueste zuführen wollte, war von den Spaniern völlig aufgerieben worden; und Lugo hatte durch seinen Sieg mehr als die Hälfte der Königreiche Takoronte und Taoro erobert. Die Guanchen waren beynahe aufs äußerste gebracht.

Der spanische General ließ Tinguaro's Leichnam herbeyholen und ihm den Kopf abhauen, welchen er dessen Bruder mit dem Beyfügen zuschickte, daß ihm dasselbe Schicksal bevorstünde, wenn er dabey beharre, sich noch länger vertheidigen zu wollen. Da er zur Absicht hatte, ihm durch dieses Verfahren den Muth zu benehmen, so ließ er ihm zugleich Friedensanträge machen. Nachdem aber der König von Taoro den kläglichen Ueberrest seines Bruders einige Minuten lang stillschweigend und mit weinenden Augen betrachtet hatte, fertigte er den Abgeordneten des Lugo mit dieser zwar kurzen aber erhabenen Antwort ab: „Der Anblick dieses Kopfes zerreißt mir „zwar das Herz, aber nichts ist vermögend, mir „Furcht einzujagen. Ich bin fest entschlossen, meine „Ehre, mein Vaterland, und sowohl meine eigene „als auch meiner Unterthanen Freyheit zu vertheidigen. „Ich kenne kein beneidenswürdigeres Schicksal als „das, welches meinem Bruder und allen denen zu „Theil geworden ist, die, so wie er im Kampf ihr Le„ben eingebüßt haben".

Diese heldenmüthige Antwort des Ben-chomo konnte zum Beweise dienen, daß seine Unterthanen noch Blut zu verspritzen hatten; aber eine anste-

ckende Seuche, die unwiderstehlich um sich griff, machte gleichsam mit den Waffen der Spanier gemeinschaftliche Sache, um die gänzliche Vernichtung eines Volks zu beschleunigen, die zeither durch nichts bewirkt werden konnte. Es hat allerdings seine Richtigkeit, daß man die Beschreibung des Unheils, welches diese pestartige Krankheit anrichtete, übertrieben hat; aber nicht minder gewiß ist es, daß das ganze Volk auf der Insel Teneriffa in Zeit von etwa zwey Monathen bis auf eine kleine Anzahl schwacher und kraftloser Menschen zusammenschmolz; denn alle die, welche die Seuche nicht wegraffte, zehrten sich allgemach ab, so daß es das Ansehen hatte, als wenn der Krankheitsstoff in ihre Blutmasse übergegangen sey. Lugo machte sich die schreckliche Lage der Guanchen zu Nutze, um nach Orotopala zu marschiren, und sich dieser Stadt zu bemeistern.

Da nun Ben-chomo, nur allzu gut einsah, daß es ihm schlechterdings nicht möglich seyn werde, den Krieg bey so bewandten Umständen fortzusetzen, weil er täglich mehr Leute verlor, die entweder an jener unheilbaren Seuche starben, oder in kleinen Gefechten umkamen, die wenn sie der Feind sammt und sonders gewonnen hätte, doch den gänzlichen Untergang seines Volks nach sich ziehen mußten: so ließ er seine Krieger und die mit ihm verbündeten drey Könige zusammenberufen, eröffnete denselben diese seine Betrachtungen, und that ihnen den Vorschlag, eine edle That zu wagen, nach deren Vollbringung sie einen unsterblichen Nahmen hinterlassen würden, d. i. eine solche That, die darauf abzweckte, sich dem Tode zu weihen. Dieß hatte die Folge, daß die Guanchen das Thal de la Matanza besetzten und hier ihre Feinde erwarteten. Da es ihnen jetzt nicht mehr darum zu thun war, sich in Hinterhalt zu legen, son-

dern den Lugo gleichsam herauszufordern, so nahmen sie ihre Stellung mitten im Thal. Jeden Augenblick raffte der Tod einen oder den andern der bedauernswerthen Guanchen aus Reihe und Glied weg, und die Seuche wüthete unausgesetzt fort, als die Spanier anmarschirt kamen.

Nach einem blutigen Gefechte, in welchem die Insulaner auf allen Seiten geworfen wurden, boten sich dieselben den Streichen ihrer Ueberwinder freywillig dar, und wünschten weiter nichts als den Tod. Eine Menge derselben wurden niedergemetzelt; und als die Spanier keine Schlachtopfer mehr vorfanden, welche sie würgen konnten, und des Mordens ohnehin müde waren, so thaten sie endlich demselben Einhalt, um ihre von Blute triefenden Arme ausruhen zu lassen. Dieß geschah in einer Gegend, die nicht weit von jener de la Matanza entfernt ist, und von jener Zeit an den Nahmen Victoria führt.

Unstät und verzweiflungsvoll irrte Ben-chomo nebst den mit ihm verwandten Prinzen in den Gebirgen umher, um noch hie und da einige freye Menschen aufzutreiben, die ihnen behülflich wären, sich dem Tode in die Arme zu werfen, den sie vergebens aufgesucht hatten. Sie wurden abermahls geschlagen und nebst der kleinen Anzahl Helden, die ihnen ins Treffen gefolgt waren, gänzlich zerstreuet. Als sie sich nothgedrungen in unzugängliche Gegenden geflüchtet hatten, wurden sie, einer nach dem andern, gefangen genommen, und nach Santa-Cruz gebracht. Nachdem man sie daselbst wohl oder übel in der christlichen Religion unterrichtet hatte, wurden sie im Jahr 1497 getauft. Die Insel war zwar bereits seit dem November 1496 beynahe ganz unterjocht, eigentlich hat man aber die Taufe der Mancey's, auf welche gleichwohl noch einige Unruhen folgten, als den Zeit-

Digitized by Google

punkt zu betrachten, von welchem die Eroberung von Teneriffa zu datiren ist. Man proclamirte nun an allen auf der Insel befindlichen Orten, daß sie dem Könige von Kastilien und Leon eigenthümlich zugehöre. Dieß geschah im zwey oder drey und dreyßigsten Jahre nach der ersten durch Don Diego de Herrera geschehenen Besitznahme.

Die Erfahrung zeigte nunmehr, daß die verbündeten Könige sehr recht daran gethan hatten, ihr Leben so theuer als möglich zu verkaufen; denn jene Fürsten, welche es mit den Spaniern hielten, wurden eben nicht besser behandelt als die, welche sich vertheidigt hatten. Da nähmlich Lugo befürchtete, daß die Liebe, welche das Volk für seine ehemaligen Oberhäupter hegte, von üblen Folgen seyn könne, hiernächst auch befürchtete, daß diese vielleicht ihre Ketten zerbrechen möchten, und er sich noch überdieß bey dem Könige von Spanien in Ansehen zu setzen wünschte, so ließ er die neun Manceys zu Schiffe bringen, und legte sie als Sklaven am Fuße des Castilianischen Thrones nieder. Hier wurden sie wie wilde Thiere behandelt, die man aus fernen Ländern herbey kommen läßt und öffentlich zur Schau ausstellt. Der christkatholische König betrachtete ihre Kleidungsstücke, ihre colossalische Gestalt und ihre männlichen stark ausgedrückten Formen auf eine sie äußerst kränkende und beleidigende Art; die verächtlichen Blicke, welche ihnen dieser Monarch zuwarf, waren mehr als alles andere dazu geeignet, sie das Schreckliche ihres Zustandes ganz empfinden zu lassen; und da ihnen die Politik derer, die ihren Thron usurpirten, durchaus nicht gestattete, die Gegenden, wo sie regiert hatten, je wieder zu sehen, so führten sie, als Leute, die man aus ihrem Vaterlande vertrieben hatte, ein trauriges Leben, endigten ihre Tage in weiter Ferne

von ihrer Heimath, und behielten nicht einmahl den Troſt, daß dereinſt ihre Gebeine bey jenen ihrer Vorfahren ruhen würden.

Was die Guanchen betrifft, ſo waren dieſe noch weit unglücklicher als ihre Könige; denn ſie wurden überall verfolgt, als Sklaven behandelt, und bis zum Vieh herabgewürdigt. Man nahm ihnen alles, was nur den mindeſten Werth für ſie hatte; man entriß ihnen ſogar ihre Weiber und Kinder; und da man ſie nie anders nannte als Ungläubige, mithin ſich alles gegen ſie erlaubte, was dieſe Benennung mit ſich bringt, ſo bekamen ſie gegen die Religion, die keine Ungläubigen dulden wollte, einen Haß, der mit nichts zu vergleichen war, als nur mit dem, welchen ſie gegen ihre Verfolger hegten. Sie verkrochen ſich in die Felſenklüfte, und ſahen ſich genöthigt Gras zu eſſen, um nur ihr Leben zu friſten. Wenn es ihnen ganz an Lebensmitteln gebrach, der Hunger ſie quälte, und ſie nun die fruchtbaren Gegenden vor Augen ſahen, deren Beſitz man ihnen entriſſen hatte, dann giengen ſie zuweilen auf die Ebene herab, und entwendeten den ſpaniſchen Koloniſten einige Eßwaaren. Dieſes traurige Rettungsmittel, zu deſſen Ergreifung ſie durch die unvermeidliche Nothwendigkeit gezwungen waren, nannten die Spanier Straßenraub, und ſie bedienten ſich deſſen zum Vorwande, die gänzliche Ausrottung der Guanchen in Antrag zu bringen.

Im Jahr 1532 wurden dem zu Folge von Santa-Cruz einige Deputirten abgeſchickt, die den Auftrag hatten, den König von Spanien zu bitten, er möge doch den Bewohnern der Kanarien-Inſeln eine heilige Hermand ad bewilligen, damit ſie die noch vorhandenen alten Inſulaner, die ihnen ganz unerträglich wären, außer

Stand setzen könnten, sie zu beeinträchtigen; zumahl da sie dieselben nicht vor Gericht belangen könnten, weil sie keine solchen Verbrechen begingen, die dazu geeignet wären, im Wege Rechtens untersucht zu werden. Sonach wurden diese Unglücklichen, weil ihnen vor Gericht keine Strafe zuerkannt werden konnte, und sie den Spaniern unausstehlich waren, dem grausamsten aller Institute preiß gegeben, welches Jagd auf sie machen ließ, und sie in kurzer Zeit völlig ausrottete. Die Inquisition existirt noch auf den Kanarischen Inseln bis auf den heutigen Tag; seitdem es aber keine Guanchen mehr zu verbrennen giebt, ist ihre Gerichtsbarkeit äußerst beschränkt.

Frater Alonzo Espinoza, der vor etwa zweyhundert Jahren als Schriftsteller auftrat, erzählt uns, die wenigen ursprünglichen Bewohner von Teneriffa, welche zu seiner Zeit noch am Leben gewesen wären, und von denen er in Betreff der Sitten und Gebräuche ihrer Vorfahren, nur äußerst wenig habe erforschen können, hätten zu Kandellaria und Guimar gewohnt, wo sie zwar das Bild der heiligen Jungfrau verehrt hätten, übrigens aber sehr schlechte Christen und den Spaniern äußerst verhaßt gewesen wären. Seit länger als dreyhundert Jahren sind diese unglücklichen Menschen ganz von der Erde vertilgt. Clavijo, der sich lange Zeit auf den Kanarien-Inseln aufhielt, versichert, daß von den Guanchen nicht das geringste mehr übrig sey, als ihre Mumien und einbalsamirten Leichname.

Nach Maaßgabe dieser Zeugnisse läßt sich im mindesten nicht zweifeln, daß Dr. Sprats die Unwahrheit gesagt hat, wenn er in seinem Berichte, deren Glaubwürdigkeit wir bereits weiter oben in Zweifel

gezogen haben, vorgibt, daß es auf Teneriffa noch Guanchen gäbe, die unter sich ihre von Alters hergebrachte Sprache redeten, in Ansehung der bey ihren Vorfahren üblich gewesenen Gebräuche das tiefste Stillschweigen beobachteten, und es ungern sähen, wenn man in ihren Begräbnißhöhlen herumstöre, daß ihm diese Nachkömmlinge der eigentlichen Besitzer dieser Insel, da er als Arzt Gelegenheit gehabt habe, ihnen einige Dienste zu leisten, die Erlaubniß ertheilt hätten ihre Begräbnißhöhlen in Augenschein zu nehmen, u. s. w. Glas will ebenfalls behaupten, es wären zu seiner Zeit noch vier von den alten Guanchen abstammende Familien auf Teneriffa vorhanden gewesen, deren Mitglieder sich nie mit andern verheirathet hätten. Ich habe mich deshalb erkundigt, und nichts in Erfahrung bringen können, das zu Bestätigung dieser Angabe dienet. Aber keiner von allen Reisenden hat so übertriebene Berichte erstattet, wie Lord Macartney, welcher die Vermuthung äußert, der allzuhäufige Gebrauch geistiger Getränke, habe einen großen Theil der Guanchen zu Grunde gerichtet, und der demnächst erzählt, das spanische Gouvernement lasse den noch übrigen Nachkommen dieses Volks, um sie für ihre Unterwürfigkeit zu belohnen, einen kleinen Sold auszahlen, einen Sold, auf dessen Reclamirung sie stolz wären. Unser lieber Freund, Herr Bernhard Cologan, hat uns aber versichert, daß alle diese Nachrichten nicht den mindesten Grund haben.

Die Herren Bailly, Pingré, Borda, und andere achtungswerthe Gelehrten, die durch dergleichen unrichtige Angaben und Erzählungen der Reisenden, irre geführt worden sind, haben in Betreff dieses Gegenstandes beynahe dasselbe erzählt, was Sprats sagt; so daß es wesentlich nothwendig war, einen Irrthum

zu berichtigen, der sich außerdem immer weiter fortgepflanzt hätte.

Wenn sich wirklich auf den Kanarischen Inseln noch hie und da einige Menschen vorfinden sollten, welche sich für Guanchen ausgeben, um die Fremden für sich einzunehmen, welches eben nichts seltenes wäre; so dienet hiermit zur Nachricht, daß diese Menschen Betrüger sind, welche diese Posse bloß in der Absicht spielen, um einige Geldstücke zu erhaschen.

Viertes Kapitel.

Vom dermaligen Zustande der Kanarien-Inseln besonders in Beziehung auf ihre Handelsverhältnisse.

Vermöge ihrer Lage, unter einem der glücklichsten Himmelsstriche, wo die Produkte der alten und neuen Welt gedeihen, und in einer so unbedeutenden Entfernung von den Küsten Europa's, hätten die Kanarien-Inseln die blühendsten Colonien auf der ganzen Welt werden müssen, wenn man ihnen eine schickliche Regierungsverfassung gegeben, ihrem Handel keine Hindernisse in den Weg gelegt, und ihren Ackerbau emporzubringen gesucht hätte.

Diejenige europ. Nation, welche die Azoren, Madera, die Kanarien- und sogar die grünen Vorgebirgs-Inseln vereint besäße, und ihre Kultur, wie überhaupt alles was zu ihrer Verbesserung beytrüge, auf jede Art zu befördern suchte, würde in diesen Inseln eine sehr ergiebige Quelle des Reichthums finden, ohne daß man nöthig hätte, sich denselben, wie jenen den wir aus unsern entferntern Co-

Digitized by Google

lonien ziehen, mittelst einer eben so unbequemen als langwierigen Seereise, zu verschaffen. Zwanzig Tage sind hinreichend um nach den entlegensten atlantischen Inseln zu gelangen *); und in Zeit von acht Tagen kann man jene erreichen, die uns zunächst liegen.

Hierzu kömmt noch, daß von dort die afrikanischen Küsten nicht weit entfernt sind, wo man, wie auch immer das zu befolgende Colonial-System beschaffen seyn möge, leicht so viele Arme finden könnte, als man zum Feldbau nöthig hätte, ohne befürchten zu dürfen, daß eine langwierige Seereise Krankheiten und Sterblichkeit unter den Negern verursachen werde, die man von ihrem Continent nach den davon abhängigen Inselgruppen in eben so kurzer Zeit versetzen könnte, und die hier eine Veränderung ihres Vaterlandes eben so wenig spüren würden, wie unsere Bauern; wenn man sie aus einem unserer Departements auf ein unweit unserer Küste liegenden Insel verpflanzte, um hier das Feld anzubauen, welches mit dem ihrigen so ziemlich von gleicher Beschaffenheit seyn würde.

Außer dem Vortheile fruchtbare unweit unserer Seeküste liegenden Ländereyen zu besitzen, wo die Handarbeiten viel wohlfeiler als anderswo seyn würden, weil man sich dieselben mit weniger Gefahr verschaffen könnte, ausser diesen Vortheilen, sage ich, würde sich das Gouvernement, dem es gelänge, die in der Nähe der alten Welt liegende Inseln sich unterwürfig zu machen, auch noch dessen zu erfreuen haben, daß es in unsern Seegewässern weit mächtiger würde. Die Eng-

*) Unter den Atlantischen Inseln verstehen wir zuweilen die Azoren, Madera, Porto Santo, die Kanarien-Inseln und die des grünen Vorgebirges.

länder, welche auf die Herrschaft über die See so eifersüchtig sind, haben dieß nur allzu gut eingesehen. Sie machten daher wiederholte wiewohl vergebliche Versuche, sich der Kanarien-Inseln zu bemächtigen, und da sie mit Portugal in der engsten Verbindung stehen, so haben sie eben nicht ganz Unrecht, wenn sie sich als Herren von den übrigen Atlantischen Inseln betrachten.

Die Azoren, Madera, Palma und Teneriffa, kommen fast allen Seefahrern auf ihren Reisen zu Gesicht; sie dienen den Küstenbewahrern und Kapern zu Sammelplätzen, die in der Nähe liegen, und alle Schiffe ohne Unterschied nehmen daselbst Erfrischungen ein. So wie das Vorgebirge der guten Hoffnung und die Insel St. Helena für die Ostindienfahrer von der äußersten Wichtigkeit sind, auf eben die Art gewähren die besagten Inseln allen Seefahrern überhaupt, gleichviel nach welchem Meer sie segeln, überaus große Vortheile.

Wiewohl nun die Atlantischen Inseln vermöge ihrer natürlichen Beschaffenheit ganz dazu geeignet sind, so mannichfaltige Hülfsmittel darzubieten, so befinden sie sich doch, im Ganzen betrachtet, in einem sehr traurigen Zustande. Einige sind freylich weiter nichts als Vulkane; auf andern bestehen gewisse Gegenden bloß aus Felsen, die durchaus unfruchtbar sind, und vielleicht in Jahrhunderten noch nichts hervorbringen werden; alle ohne Ausnahme haben sehr steile offenliegende Küsten, wo die Ankerplätze bey weitem nicht so gesichert und gegen die Winde gedeckt sind, als wenn man sie ausdrücklich zu diesem Behuf eingerichtet hätte; doch gibt es auf ihrer Oberfläche beträchtliche Strecken Landes, die man anbauen könnte, und an ihrem Gestade würden sich Seehäfen finden, die sich ohne sonderliche Mühe auf eine bequemere Art einrichten ließen.

Doch, wir wollen diese Sache noch genauer untersuchen, und hiebey bloß auf die Kanarien-Inseln Rücksicht nehmen. Aus ihrer Beschreibung, wie überhaupt aus allem, was wir hierüber zu sagen haben, wird sich ergeben, daß, wenn die Kanarien-Inseln auch nicht mehr die glückseligen genannt zu werden verdienen, sie doch leicht von einer aufgeklärten Regierung eine solche Einrichtung erhalten könnten, daß ihnen diese Benennung mit vollem Recht gebühren würde.

Lancerotta.

Lancerotta, die nördlichste dieser Inseln, zählte im J. 1744 sieben tausend zwey hundert und zehn Einwohner *); im J. 1768 hatte sie deren neun tausend siebenhundert und fünf. Diese Volksmenge soll, nach der Behauptung einiger Schriftsteller etwas abgenommen haben, und sich dermalen kaum noch auf acht bis neuntausend fünfhundert Seelen belaufen. Hieran mag wohl die anhaltende Unfruchtbarkeit Schuld gewesen seyn, wodurch die Einwohner seit einiger Zeit in sehr bedrängte Umstände versetzt worden sind; eine Unfruchtbarkeit, die von der gänzlichen Ausrottung der Waldungen herrühret, womit vor Zeiten der mittlere Theil sowohl dieser, als auch der nächstfolgenden Insel bedeckt war.

Teguise, die Hauptstadt der Insel liegt beynahe in der Mitte derselben, und ein wenig nach Osten zu. Sie besteht aus mehr als zweyhundert Häusern.

Ihre

*) Bey Angabe der Volksmenge auf den Kanarien-Inseln, haben wir des Viera Notitias ꝛc. zum Grunde gelegt.

Ihre zwey andern Gerichtsbezirke sind Haria, ein hübscher Ort, der gegen Norden in einem Thale liegt, und ungefähr siebenzig Häuser enthält; und Yaysa, gegen Südwesten, in welchem Saint-Martial de Rubicon, die alte von Bethencourt gestiftete Kathedralkirche, befindlich ist. In diesem letztern Gerichtsbezirk entstand 1730 ein feuerspeyender Berg, wovon wir im nächsten Kapitel ausführlicher reden werden.

Als Ruits in dieser Insel anlangte, pflegten die Einwohner sie Tite-Roy-Gotra zu nennen. Was die neuere Benennung dieser Insel betrifft, so stammt dieselbe von den beyden spanischen Worten Lanza rotta ab, welche soviel bedeuten als eine zerbrochene Lanze. Man nannte sie so zum Andenken der ersten Kriegsthaten der Eroberer, welche auf dieser Insel die ersten Lanzen brachen. Bontier und Le Verrier sind der Meinung, den Nahme Lanzerotta komme eigentlich von dem alten spanischen Worte Laçarotes her, welches so viel als Sarcocolla (Fleischleim) bedeute, weil diese Insel eine Pflanze hervorbringe, die eine sehr heilsame Milch von sich gebe, die einem Balsam nicht unähnlich sey. Diese heilsame Milch ist unstreitig das Euphorbium, welches auf den Kanarien-Inseln wächset, und welches Mathioli für eine Gattung der Sarcocolla hält.

Nordwärts von Lancerotta liegen drey kleine Inseln, deren Position wir bereits angegeben haben: Allegranza, welcher Bethencourt den Nahmen Joyeuse beylegte, und das erste von ihm entdeckte Land war, ist noch zur Zeit weiter nichts, als ein kahler Felsen. Monte-clara, kleiner noch als jene, hat überaus viele Ziegen, die sich daselbst außerordentlich vermehren. Auf diesem kleinen Eilande soll es, dem Vernehmen nach, die meisten und schönsten Kana-

rienvögel geben. Graciosa, die eine längliche Gestalt hat, ist noch zur Zeit nur ein nackter unfruchtbarer Felsen.

Alles was sich von Lancerotta in Ansehung des Bodens und der Produkte sagen läßt, gilt zugleich auch von der nächstfolgenden Insel

Fortaventura.

Fortaventura ist von Lancerotta vermittelst eines Kanals getrennt, welcher Vaucayna genannt wird, und dessen größte Breite nicht über zwey Meilen beträgt. Auf diesem Kanal soll man, nach der Versicherung des Pater Feuillé, den Pik von Teneriffa sehen können, der, nach der Angabe dieses nämlichen Gelehrten beynahe fünf und vierzig Meilen von da entfernt ist.

Am östlichen Theile dieses Kanals, ein wenig südwärts, liegt eine kleine Insel, welche Lobo, oder Lobas, auf deutsch die Wolfsinsel genannt wird, weil man hier vor Zeiten eine große Menge Seekälber fing, die von den Fischern Seewölfe genannt werden, deren es aber heut zu Tage hier wenige mehr giebt.

Die Insel Fortaventura ist in drey Gerichtsbezirke getheilt, Pajara ist der volkreichste, Oliva hat die schönste Lage in einer sehr anmuthigen Gegend, und Santa Maria de Betencaria ist die alte von Bethencourt gestiftete Kathedralkirche. Sie liegt im nördlichen Theil der Insel in gleich weiter Entfernung von den Seeküsten, im Hintergrunde eines hübschen Thales, wo mehr als zweyhundert ziemlich reinliche Häuser stehen. Man zeigt hier in einem Franziskanerkloster, das von Herrera gestiftet worden ist, das Grabmal dieses Cavaliers.

Die gesammte Volkszahl belief sich im Jahr 1744 auf siebentausend dreyhundert zwey und

achtzig Personen; im J. 1763 war sie bis auf achttausend achthundert drey und sechzig gestiegen; und heut zu Tage soll sie nur noch aus achttausend sechshundert Seelen bestehen. Sie hat sich also, wie auf der Insel Lancerotta, und aus derselben Ursache, vermindert.

Die Küsten von Fortaventura und Lancerotta haben ein freundliches Ansehen, und es giebt auf beyden Inseln fruchtbare Thäler; aber es mangelt ihnen, wie denen auf Ferro, gänzlich an Wasser. Man findet hier viele sandige Gegenden, wo die Kameele gut fortkommen, deren es auf beyden Inseln eine beträchtliche Anzahl giebt. Man pflegt diese Thiere, welche hier vorzüglich gut gedeihen, auf allerley Art zu gebrauchen, und versendet sie nach den benachbarten Inseln, besonders nach Teneriffa, wo ich mich erinnere welche gesehen zu haben, die dem Verpflegungs-Commissär der Besatzung von Santa-Cruz zugehörten, der sich durch die Benutzung derselben sehr wesentliche Vortheile zu verschaffen wußte. Man sagte mir, es seyen auch welche nach Adexe verschickt worden. Außer diesen so nützlichen Lastthieren giebt es auf Fortaventura und Lancerotta eine Menge sehr schöner Pferde, die ursprünglich aus der Barbarey stammen; ingleichen auch tüchtige Maulesel. Die Esel vermehren sich sowohl hier als auf Kanaria ganz außerordentlich. Zur Zeit der Eroberung soll es deren eine so ungeheure Menge gegeben haben, daß die Spanier Jagd auf sie machen und sie todtschießen mußten, weil sie alles wegfraßen. Im Jahr 1580 erlegte man deren hundert und sechs und vierzig auf einer einzigen Jagd auf der Insel Fortaventura, die, als die Europäer zum erstenmal dort landeten, den Nahmen Erbania führte.

Wir haben bereits im Vorhergehenden angemerkt, daß es auf dieser Insel an Quellwasser fehlt, und daß

man daher das Regenwasser in Cisternen sammelt und aufbewahrt. In Jahren, wo es stark regnet, ärndtet man hier eine ungeheure Quantität Roggen, Gerste, und anderes Getraide. Der Ueberfluß hiervon wird nach Kanaria und Teneriffa versendet, die dafür amerikanische oder auch andere in ihren Hauptstädten verfertigte Waaren zurückschicken. Da aber die Einwohner der beyden Inseln, wovon hier die Rede ist, in den letztern Jahren wegen anhaltender Dürre kaum so viel Getraide einärndteten, als sie selbst zu ihrem Lebensunterhalt brauchten, so sahen sich die auf Teneriffa genöthigt, die Vorräthe von Kanaria zu erschöpfen, das ihnen doch nur wenig Getraide zuschickte, hiernächst auch welches aus fernen Gegenden kommen zu lassen. Das meiste ward ihnen von den Anglo-Amerikanern zugeführt; auch erhielten sie welches aus Deutschland. Die Schiffe, worin es ankam, wurden auf ihrer Rückreise mit Wein befrachtet. Auch Spanien versorgte die Kanarien-Inseln mit Frucht; als aber der Krieg ausbrach, und die Engländer fleißig aufpaßten, konnten nur wenige Schiffsladungen daselbst anlangen.

Auf Fortaventura und Lancerotta wird zwar viel Wein gebauet, er ist aber ungleich schlechter als der auf den andern Kanarien-Inseln. Man braucht ihn daher um Branntwein daraus zu brennen, der überaus gut seyn soll, und den die Handelsleute auf Teneriffa aus eben dieser Ursache größtentheils aufkaufen.

Es giebt jetzt auf diesen Inseln keine Waldungen mehr, und das Holz, welches hier sehr rar ist, wird von den benachbarten Inseln dahin gebracht. Die Baumwollenstaude, welche man anfangs bloß zum Vergnügen hier anpflanzte, ist jetzt so zu sagen einheimisch geworden, und könnte ein sehr einträglicher Handelszweig werden.

Digitized by Google

Seit mehrern Jahren hat man räthlich gefunden, die Soda, welche häufig am dasigen Gestade wächset, zu benutzen und die Asche davon aufzubewahren. Das Salz, welches daraus gewonnen wird, ist von der besten Qualität, und macht einen beträchtlichen Handelsartikel aus. Die Handelsleute von Teneriffa kaufen es im Hafen von Naos größtentheils an sich. Im J. 1798 wurden, mit Ausnahme einiger wenigen Schiffsladungen, welche die Einwohner der beyden Inseln auf ihr eigenes Risico abgehen ließen, für Rechnung der Insel Teneriffa 49,373 Centner verschickt.

Das Pflanzenreich dieser Inseln hat mit jenem in Nordamerika eine auffallende Aehnlichkeit. Das rothe Rebhun ist hier häufig zu finden; auch giebt es hier Trappen, ja sogar, wie einige behaupten wollen, Fasanen, und mehrere andere Gattungen von Geflügel. Zu bedauern ist es, daß der berühmte Thunberg, der, als er nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung reiste, an diesen Inseln vorbeyfuhr, nicht daselbst landen, und die Naturgeschichte derselben näher untersuchen konnte.

Kanaria.

Die Insel Kanaria, welche sehr hoch ist, stellt so zu sagen einen einzigen Berg vor. Ihre Höhe verursacht eine kühle Temperatur der Luft, die sich fast immer gleich bleibt. Ihr Mittelpunkt stellt gleichsam einen Berggipfel vor, der beständig mit Schnee bedeckt ist. Es strömen von da zu allen Jahreszeiten ziemlich starke und lautere Quellwasser herab. Diese Quellwasser schlängeln sich als silberhelle Bäche durch Thäler, die das ganze Jahr hindurch kühl und mit einem anmuthigen Grün bekleidet sind. Wo man nur den Fuß hinsetzet, bieten die Palmen- und Bananas-

Bäume ihren erfrischenden Schatten und schmackhaften Früchte dar. Die Felsenabhänge sind mit grünlichtem Moose bedeckt, das dem Auge ihr unfruchtbares Gestein verbirgt. Es giebt hier nur einen einzigen Strich Landes, nähmlich den zwischen den Oertern Sanct-Nicolas und Maz-Palomas, der durchaus unfruchtbar ist; und dieses rührt daher, daß er von vulcanischen Eruptionen, die nicht gar alt zu seyn scheinen, völlig umgestürzt ist.

Der dasige Boden ist so außerordentlich fruchtbar, daß er alles was man ihm anvertrauet im Ueberflusse hervorbringt, und daß es nichts Seltenes ist, wenn er in einem Jahre zwey, und sogar drey Mais-Aerndten gewähret. Kanaria scheint im eigentlichsten Verstande diejenige Insel zu seyn, welche die Alten die Glückselige nannten. Leider verstehen sich aber ihre Bewohner so wenig auf den Feldbau, daß sie, ungeachtet der Boden so fruchtbar ist, daß er weiter nichts bedarf, als nur angebauet zu werden, kaum so viel Lebensmittel einärndten, als dazu erforderlich ist, etwas davon ausfahren zu können. Roggen und Gerste sind diejenigen Fruchtarten, welche hier am besten gedeihen. Alle Anhöhen sind mit Holz bewachsen, und gewähren sehr schönen und zahlreichen Viehheerden hinlängliche Nahrung. Auch gibt es hier eine Menge sehr schmackhafter Gemüse von allerley Art, vortreffliches Honig und Wachs, sehr gute Wolle, etwas Seide, sogar Baumwolle. Der Olivenbaum kömmt hier trefflich fort, und giebt überaus gutes Oel; aber zu Folge einer unverantwortlichen Nachlässigkeit, wird nur so viel davon eingesammelt, als die Einwohner nöthig haben. Die Käse, welche an einem Orte gemacht werden, welcher Baraco-Undo heißt, und die man von da nach Teneriffa schafft, von wo man sie ins Ausland sendet, sollen vorzüglich gut seyn. Auch

der Wein ist ziemlich gut, aber es gibt dessen wenig, weil man eine Menge Hügel, die zum Weinbaue sehr tauglich wären, brach liegen läßt. — Es wird hier eine kleine Anzahl schlechter Hüte verfertiget.

Es ist traurig, daß eine Insel, wie diese, nicht besser benutzt wird. Ihr ganzer Handel besteht bloß in der Ausfuhr einer kleinen Quantität Seide, die daselbst gewonnen wird, dann in einer unbedeutenden Quantität Brantwein, und kleinen weißen, harten und runden Bohnen, die überaus gut schmecken und sich leicht kochen lassen. Diese Bohnen geben jährlich zwey Aerndten. Sie haben die Eigenschaft, daß sie sich sehr lange, ohne die mindeste Veränderung, aufbewahren lassen. Alle diese Versendungen gehen nach Cadix.

Die Ciutad de las Palmas (Palmstadt) deren Hafen de la Luz genannt wird, besorgt den ganzen Handel von Kanaria. In diese Stadt wurde, als die Eroberung ganz zu Stande gekommen war, der bischöfliche Stuhl von Rubicon versetzt, der auch bis auf den heutigen Tag daselbst geblieben ist; da hingegen der Gouverneur dieser Inseln für gut fand, seine Residenz nach Santa-Cruz auf der Insel Teneriffa zu verlegen. Die Einkünfte der dortigen Diöces sollen nach Macartney's Angabe 240,000 Livres betragen. Dieser Reisende sagt, der Bischof halte mit der äußersten Strenge auf die Beobachtung der Kirchengebräuche; indeß ist es ungegründet, daß er diese Strenge bis zu dem Grade von Lächerlichen treibe, wie man uns weiß machen will *).

*) Er gibt vor, auf dem Marktplatz zu Santa-Cruz auf Teneriffa stehe ein Kasten mit Reliquien vom heiligen Bernhard, und wer nicht vor demselben niederkniee und vierzigmahl nach einander mit lauter

Die Ciutad de las Palmas soll neuntausend vierhundert sieben und dreyßig Einwohner haben. Sie wird von einem Fluß, über den eine hölzerne Brücke führt, in zwey Theile abgesondert. Es ist eine hübsche Stadt, nur daß zu viel Klöster darin sind. Sie ist die Residenz des Inquisitionsgerichts und des Groß-Alcalde.

Die andern Gerichtsbezirke sind folgende: Telde zwey Meilen von der Stadt de las Palmas. Er enthält ungefähr fünftausend sechshundert vier und sechzig Einwohner, die in verschiedene artige Dörfer vertheilt sind, und hat einen Alcalde von gewöhnlicher Art. Es ist reichlich mit vortrefflichem Wasser versehen. Die Häuser sind zwar nicht schön, aber doch ganz artig gebauet, und die umliegende Gegend ist überaus anmuthig. Aguimez, wo ein königlicher Alcalde residiret, und das dem Bischof von Kanaria gehört, besteht aus drey

---

Stimme vierzig auf einander folgende Paternoster und Avemaria betete, werde mit der ewigen Verdammniß bedrohet. Wir haben eben so wenig eine Reliquie vom heil. Bernhard als irgend jemand zu sehen bekommen, der sich beeifert hätte, unter freyem Himmel vierzig Avemaria und eben so viele Paternoster zu beten. Sollte dieser alberne Gebrauch je existirt haben, so muß er schon längst wieder abgekommen seyn; denn Herr Bernhard Cologan hat uns versichert, daß er noch nie ein Wort davon gehört habe. Eben so wenig sind uns an irgend einem Orte, durch den uns der Weg geführt hat, Kinder begegnet, die uns fragten, von welcher Religion wir seyn. Es ist demnach ganz unrichtig, wenn man vorgibt, daß auf Teneriffa der krasseste Aberglaube regiere. Ich will zugeben, daß man daselbst in Ansehung der Religion nicht ganz aufgeklärt denkt; aber so viel ist richtig, daß das Volk nicht die mindeste Ursache hat von Seiten der Mönche und der Inquisition über Bedrückung zu klagen.

tausend achthundert acht und siebenzig Personen. Tiraxana, das zweytausend und achtzig Einwohner hat, unter welchen sich einige afrikanische Neger befinden, ohne daß jemand weiß, wie und auf welche Art sie dahin gekommen sind. Texada, wo man zwölfhundert zwey und neunzig Seelen zählt. Artenaza, welches sich nicht weiter erstreckt, als auf einen Berg, wo die meisten Wohnungen aus Höhlen bestehen, und das von nicht mehr als neunhundert und achtzig Menschen bewohnt wird. Aldea de San Nicolas, das achthundert zwey und dreyßig Personen enthält. Lagaete, das einen kleinen Hafen und achthundert acht und sechzig Einwohner hat. Gualdar, die ehemahlige Hauptstadt des Artemi und Temezor, ist noch immer ein ganz artiger Ort. Was man die Stadt nennet, ist zwar nur von siebenzehnhundert acht und neunzig Menschen bewohnt, hat aber eine vortreffliche Lage, und die dasige Temperatur ist sich immer so gleich, daß man hier weder von Sommer noch Winter etwas weiß. Die Hälfte der Wohnungen zu Gualdar bestehet aus den Höhlen der alten Guanchen, welche die dermahligen Besitzer auf eine bequemere Art eingerichtet haben. Die ehemahlige Wohnung der Guanartemen soll, wie man sagt, wegen ihrer Größe, und wegen der großen Steintafeln, die an den Wänden auf eine überaus künstliche Art angebracht sind, besonders merkwürdig seyn. Guya, einer der angenehmsten Gerichtsbezirke, der ungefähr eine halbe Meile von Gualdar abliegt, enthält zweytausend fünfhundert ein und funfzig Personen. Moya ist nicht beträchtlich, und hat nur achthundert drey und siebenzig Einwohner. Teror oder Terori, wo eine mineralische Quelle ist, welche die Eigenschaft hat, daß sie in kurzer Zeit das Fleisch von den Knochen frißt, zählt dreytausend vierhundert und sechs Einwohner. Lo-

vega wo es eine Menge Obst von allerley Art und sehr gutes Quellwasser gibt. Sanct Lorenzo, das nebst dem eben genannten Orte viertausend fünfhundert zwey und zwanzig Personen enthält. Arucas, das nebst dem Gerichtsbezirk Foyas zweytausend neunhundert Einwohner haben mag.

Die ganze auf der Insel befindliche Volksmenge bestehet demnach ungefähr aus ein und vierzig tausend zwey und achtzig Seelen. Im Jahr 1678 bestand sie aus zwanzigtausend vierhundert acht und funfzig; im Jahr 1742 aus drey und dreyßig tausend achthundert acht und sechzig; und es scheint, daß sie noch täglich mehr zunimmt. Cadomasty sagt, daß diese Insel zu seiner Zeit, und damahls war sie noch nicht unterjocht, acht- bis neuntausend Bewohner gehabt habe; andere Schriftsteller hingegen geben diese Volksmenge weit stärker an; genug, man kann auf keinen Fall von den Kanarischen Inseln, wie von andern spanischen Colonien sagen, daß sich die Bevölkerung derselben, seitdem sie von den Spaniern erobert worden, vermindert hätte.

Gomera.

Wir wissen aus dem Vorhergehenden, daß Columbus zu Gomera anlegte. Im Jahre 1570 fanden sich einige Hugenotten von Rochelle, welche während der in Frankreich ausgebrochenen Religionskriege, sich dieser Insel unter Anführung des Jacques de Saria bemächtigten. Sie verließen aber dieselbe bald wieder, nachdem sie einigen Mönchen oder Eremiten, welche man von dieser Zeit an als heilige Märtyrer verehrte, die Köpfe abgeschlagen hatten.

Im Jahre 1584 unternahm Drake, welcher das Jahr nachher die Kanarischen Inseln vergeblich blokirte und sie zu attaquiren suchte, eine Landung auf Go-

Digitized by Google

mera, die aber von keinem Erfolg war. Es ist bekannt, daß nachher die Landungen der Engländer eben so wenig als jene gelungen sind.

Gomerea ist in sechs verschiedene Gerichtsbezirke vertheilt. Sanct-Sebastian ist eine kleine hübsche Stadt, die eine vortheilhafte Lage und einen guten Hafen hat. In der umliegenden Gegend findet man alles, was zum angenehmen Genuß des Lebens erforderlich ist. Alexero, das fünf Meilen von Sanct-Sebastian entfernt ist, hat einen Ueberfluß an Quellwasser, und überaus schöne Ansichten. Chipul, in welchem der schöne Beranco de Herque liegt, der überall mit Palmbäumen besetzt ist. Valle de Hermigua, der angenehmste Ort auf der ganzen Insel, ist mit Weinreben von allerley Art, und mit einer Menge Obstbäumen z. B. Datteln-, Pomeranzen-, Citronen-, Bananen- und Pfirsich-Bäumen bewachsen. Agula ein kleiner Gerichtsbezirk, der im Jahre 1793 von dem ebengenannten abgesondert wurde. Valle Hermosa, oder welches eben soviel sagen will, das schöne Thal, wie man es wegen seiner außerordentlichen Fruchtbarkeit zu nennen pflegt.

Gomera, im Ganzen betrachtet, ist eine vortreffliche Insel, die an Allem Ueberfluß hat; auch gibt es daselbst eine Menge Quellen, die sehr reines Wasser enthalten. Der Ackerbau wird jedoch so sehr vernachlässigt, daß man sich wundern muß, wie er noch so viel abwerfen kann, als er wirklich gewährt. Diese Insel ist eigentlich weiter nichts als ein sehr hohes Gebirge, dessen Gipfel während der übeln Jahreszeit beständig mit Schnee bedeckt ist. Der mittlere Theil derselben ist ein unübersehbarer Wald, der größtentheils aus Buchen und Fichten besteht, worin es wilde Katzen und Hirsche gibt. Die Bevölkerung dieser

Digitized by Google

Insel bestand im Jahre 1678 aus viertausend dreyhundert drey und siebenzig Einwohnern; im Jahre 1688 zählte sie deren viertausend sechshundertein und sechzig und 1745 sechstausend zweyhundert ein und fünfzig. Nach Ausweisung einer Matrikel, die bey der Präsidenzia von Kastilien aufbewahrt wird, bestand die Anzahl derselben 1768 aus sechstausend sechshundert und fünf und vierzig Personen, und jetzt mag sie bis auf siebentausend Seelen gestiegen seyn.

Es giebt hier eine kleine Anzahl Pferde, überaus viele Esel, wovon man nur allein zu Chipul mehr als zweyhundert und zu Sanct Sebastian vierhundert Stück vorfindet; zugleich auch mehr als siebentausend Stück Rindvieh. Man sammlet hier etwas Färbermoos (orselle) auch Honig und Wachs ein, weil es nur allein in der Gegend der Hauptstadt beynahe zweyhundert Bienenstöcke gibt; ingleichen auch Seide, wovon Agulo jährlich ungefähr vierthalb hundert Pfund, so wie Valle Hermosa und Sanct Sebastian jedes dreytausend Pfund liefert. Diese Seide wird in dem letztgenannten Kirchspiel gesponnen, und diese Beschäftigung gewährt einigen armen Frauenspersonen ihren nothdürftigen Unterhalt. Zu Chibul, wo es überaus viel Milch giebt, hat man zeither alle Jahre hundert und dreyßig Centner Käse verfertiget; auch werden daselbst jährlich an viertausend Pfund Wolle verkauft. Alazero Volla Hermigua und Agulo liefern jährlich 1100 Pipen Wein, 1200 Fanegas *) Körnerfrüchte, wie z. B. Hirsen und Mais, 1760 dergleichen Roggen oder Gerste, und

*) Eine Fanega hält zwölf Calaminas, folglich beynahe so viel wie eine Arrobe, nähmlich 25 Pfund.

630 Fanegas kleine Bohnen von eben der Art wie jene, die auf Kanaria wachsen. Ueberhaupt versendet Gomera eine Menge Branntwein, zugleich auch überaus viele Früchte von allerley Gattungen, und Gemüse, die ganz vortrefflich sind, so daß die Konsumtion den jährlichen Ertrag weit übersteigt.

Palma.

Zu jener Zeit, wo die Europäer zuerst auf dieser Insel landeten, wurde dieselbe von den Einwohnern Benahaave genannt, welches so viel bedeutet als mein Land. Man sagt, die Spanier hätten derselben ihren jetzigen Nahmen deswegen beygelegt, weil sie von weiten fast eben so aussieht, wie ein von seinen Wurzeln entblösster Palmbaum. Sie hat eine sehr hohe Lage; der mittlere Theil derselben ist mit düstern Waldungen bewachsen, und die darin befindlichen Fichten geben überaus viel Harz, auch ziemlich gutes Holz, woraus man Barken verfertiget, die nach den Küsten der Barbarey auf den Fischfang segeln.

Zu diesem Fischfang gebraucht man Fahrzeuge, die mit Verdecken versehen sind und zwanzig bis dreyßig Lasten führen. Diesen Fischfang treiben die dortigen Einwohner mit denen von Teneriffa und Kanaria gemeinschaftlich. Ich habe die Fische welche bey dieser Gelegenheit gefangen werden, gar oft am Damm von Saint-Croix ausladen sehen, und bemerkt, daß es keinesweges, wie Macartney versichert, Stockfische waren. Sie werden auf der Stelle gleich eingesalzen und überall auf den Inseln verkauft, wo sie, des wohlfeilen Preises wegen besonders unter der ärmern Volksklasse starken Abgang finden, und nebst den Kartoffeln das gewöhnlichste Nahrungsmittel derselben ausmachen. Das Salz, welches man zu die-

sem Handelsartikel verbraucht, wird sammt und sonders von der Insel Kanaria geholt.

Die Küsten von Palma sind außerordentlich fruchtbar und bringen alles, was man auf anderen dieser Inseln findet, im Ueberfluß hervor. Die Zugemüse sind hier vorzüglich gut; der Weinstock kömmt trefflich fort, und giebt so viel Wein, daß man welchen davon ausfahren kann, und aus den geringern Gattungen dieser Weine Branntwein verfertigt. Die Mandeln, welche von der besten Art sind, machen einen kleinen Handelszweig aus; auch handeln die Einwohner mit Wachs, Honig, sehr schönem Obst und vortrefflichem Zuckerwerk. Ueberall auf der ganzen Insel wird Seide erzeugt, und mehr noch als auf den andern Kanarien-Inseln. Man verarbeitet diesen Stoff zu allerley Manufakturwaaren, womit sich eine Menge armer Leute beschäftigen, die außerdem betteln gehen müßten.

Das Zuckerrohr wird überall auf der Insel angepflanzt und zwar mit dem besten Erfolg; indeß hat man diesen Zweig der Landescultur noch lange nicht bis zu demjenigen Grade von Vollkommenheit gebracht, dessen er fähig ist. Auf Palma wird bey weitem nicht so viel Zucker gewonnen, als die Bewohner dieser Inselgruppe konsumiren. Man gewinnt jährlich nicht mehr als etwa dreytausend und einige Arroben Zucker, der noch überdieß bey weitem nicht so gut ist, als er es seyn würde, wenn er durch geschicktere Hände ginge. Uebrigens hat er alle Eigenschaften, die dazu erforderlich sind, um vermittelst der Raffinirung recht schön und gut zu werden. Der Boden, worauf das Zuckerrohr wächset, ist von solcher Beschaffenheit, daß er eine größere Quantität desselben hervorbringen könnte.

Die Hauptstadt auf der Insel Palma ist die Stadt Santa-Cruz, deren Gerichtsbezirk ungefähr drey-

Digitized by Google

tausend sechshundert neun und siebzig Einwohner enthält. Die zwölf andern sind: Brena Baxa eine Meile von Santa-Cruz, worin achthundert ein und vierzig Menschen wohnen; Mazo, welches zweytausend siebenhundert fünf und dreyßig Seelen enthält, und wo überaus viel Wein wächset; Los Llenos, vier Meilen von Mazo, hat einen Ueberfluß an vortrefflichen Früchten, und der Weg dahin führt durch Waldungen. In diesem Gerichtsbezirke finden sich die ältesten Zuckersiedereyen, auch ist daselbst ein ziemlich guter Hafen Tazacorte genannt. Im Hintergrunde des Baranco, der diesen Hafen bildet, ist ein dem Vernehmen nach sehr sonderbarer Krater eines jener feuerspeyenden Berge, von welchem in der Folge die Rede seyn wird. Dieser Gerichtsbezirk enthält viertausend einhundert vier und neunzig Personen. Tyarafe, wohin ein Weg führet, an welchem der Tyme, ein ungeheuerer vulcanischer Felsen liegt, der wie eine Mauer aussieht und im ganzen Lande gewissermassen berühmt ist, weil es das Ansehen hat, als ob er ganz unzugänglich sey, wie wohl man vermittelst einer Art von Abhang, den die Natur in festem Gestein angebracht hat, zu dem Kirchspiel Lomada herabkommen kann. Dieser Gerichtsbezirk bringt viel Getraide hervor und enthält tausend drey und dreyßig Einwohner. Punta-Gorda, ein trauriger armseliger Ort, hat nicht mehr als dreyhundert und achtzig Eingepfarrte. Guarofia, das unebenste und steilste Stück Land, welches man auf den Kanarischen Inseln antrifft, ist demungeachtet ziemlich fruchtbar. Der große Unterschied zwischen Wärme und Kälte, ist hier sehr merklich. Die dasige Volksmenge bestehet aus dreyhundert sieben und zwanzig Seelen. Barlovento liegt acht Meilen von der Hauptstadt, und der Weg dahin führt durch einen Fichtenwald. In

diesem Kirchspiel ist die Caldera de Taburiente befindlich: auch nimmt hier, bey dem Felsen de los muchachos der eben erwähnte Tyme seinen Anfang. Die Anzahl der Einwohner beläuft sich auf eilfhundert neun und sechzig Köpfe. Das nur zwey Meilen davon entfernte Sauces ist ein anmuthsvoller Ort, wo Maßholder- Datteln- und Pomeranzen-Bäume in kühle Schatten einladen, und viel Zuckerrohr angebauet wird. Man gibt zwar die Anzahl der dortigen Einwohner nur zu sechshundert Köpfen an, sie ist aber zuverläßig viel stärker. Saint-André, das zwar eine Stadt genennet wird, aber nur dreyhundert fünf und vierzig Einwohner hat, ist weniger fruchtbar, doch fehlt es daselbst weder an Wasser noch an Früchten, welche sehr gut sind. Punta Llana, das seiner hohen Lage wegen schwer zu ersteigen, übrigens aber seiner Quellwasser und vortrefflichen Früchte wegen berühmt ist, enthält eilfhundert vier und dreyßig Eingepfarrte. Las Niéves, welches nur dreyhundert fünf und vierzig Einwohner hat; und endlich Pedro de-Buona-Vista, eine Meile von Santa-Cruz, in einem der angenehmsten Theile der Insel, der mit Obstbäumen und Weinstöcken bepflanzt, aber dem Regen zu sehr ausgesetzt ist, und tausend und einige sechzig Einwohner zählt.

Die gesammte Bevölkerung von Palma beträgt wenigstens zwanzigtausend sechs und neunzig Seelen; denn sie hat seit dem Jahre 1768, wo die Kirchspiele in das Protokoll eingetragen wurden, welches noch dermalen bey der Präsidenzia von Kastilien aufbewahrt wird, und woraus vorstehende Nachrichten extrahirt worden, sehr zugenommen. Im Jahr 1678 bestand sie nur aus dreyzehntausend achthundert zwey und neunzig Seelen, und 1742 aus sieben zehntausend fünfhundert und achtzig

zig. Dem zu Folge hatte die Volksmenge in Zeit von 122 Jahren um sechstausend einhundert und acht Personen zugenommen.

Ferro.

Ungefähr achtzig Meilen weit vom Vorgebirge Beojadar, liegt Ferro, die unter allen Kanarischen Inseln zuerst berühmt wurde; indeß ist sie die kleinste unfruchtbarste, und unter allen am wenigsten bevölkert; auch gibt es daselbst so wenig Quellwasser, daß man geraume Zeit glaubte, es wären gar keine vorhanden.

Die Benennung Ferro, welche derjenigen sehr ähnlich zu seyn scheinet, die die alten Guachen dieser Insel beylegten, kann vielleicht so wie Hera, unter welchem Nahmen sie bey einigen alten Schriftstellern vorkömmt, mit dem Worte Hero verwechselt seyn, welches in der Sprache der alten Kanarier so viel bedeutete, als eine Spalte oder ein Riß in einem Felsen; denn wirklich ist der felsigte Boden hier überall geborsten. Einige sind der irrigen Meinung gewesen, als wenn diese Benennung von dem spanischen Wort Hierro abstamme, welches so viel als Eisen bedeutet, und da die dortigen Einwohner dieses Metall, unter allen die es in der Welt gibt, für das härteste gehalten hätten, so wären sie durch eine Art von Nationalstolz bewogen worden, ihre felsigte Insel hiernach zu benennen. Allein die Bewohner der Insel Ferro hatten die Benennung ihres Vaterlandes nicht nur keineswegs aus dem Spanischen entlehnt, sondern man hat auch die sehr gegründete Bemerkung gemacht, daß die alten Kanarier nicht eher wußten, was Eisen war, als bis sie die Ketten sahen, die ihnen von den Europäern angelegt wurden. Uebrigens ist der dasige Boden allerdings sehr eisenhaltig, und die Aehnlichkeit der Worte Hierro, Ferro, Hero und Hera, hat mancherley al-

berne Wortklaubereyen veranlaßt, womit wir uns hier nicht weiter befassen wollen.

Die Insel Ferro bringt kaum so viel hervor, als dazu erforderlich ist, ihre Einwohner zu nähren; hieran ist aber nicht sowohl ihre natürliche Unfruchtbarkeit Schuld, als vielmehr der Umstand, daß sie nicht gehörig angebaut wird; denn es wächst daselbst guter Wein, auch wird eine solche Quantität Branntwein gebrannt, daß man davon nach Teneriffa versendet. Es gibt hier auch Feigen, welche man trocknet, und da die Menge derselben zu groß ist, als daß sie auf andere Art verbraucht werden könnten, so brennt man Branntwein daraus, der überaus gut ist und mit Wein vermischt wird. Es gibt hier überaus vieles Vieh. Man sagt, da es den Einwohnern an Wasser fehle, so kauten sie, um ihren Durst zu stillen, eine gewisse Pflanze, welche Gamona genannt wird, und wahrscheinlich dieselbe ist, welche wir Asphodill nennen. Auch sollen sie mitunter Seewasser trinken. Diese letztere Art den Durst zu löschen, ist eben nicht ohne Beyspiel; denn die Bewohner einiger Inseln in der Südsee pflegen dieß auch zu thun. Die Ochsen auf der Insel Ferro sind zwar nicht groß, sollen aber in Ansehung ihres Fleisches, unter allen die es auf den Kanarien-Inseln gibt, die besten seyn.

Macartney und einige andere irren sehr, wenn sie uns weiß machen wollen, daß die Insel Ferro nur fünfzehnhundert Einwohner habe. Feuillé hat sich eines noch gröbern Irrthums schuldig gemacht, da er sagt, daß diese Insel zu seiner Zeit nur hundert Einwohner gehabt habe; und Bellin ist vollends gar nicht zu rechtfertigen, daß er diese Insel auf seiner 1753 herausgegebenen Charte der Kanarien-Inseln, die sich im allgemeinen Seeatlas befindet, als unbewohnt angibt. Nach den im Lande aufgenommenen Volkslisten von

1678 enthielt sie schon damahls dreytausendzweyhundert siebenundneunzig Seelen, und 1745 dreytausendsechshundert siebenundachtzig. Nach dem Protokoll, welches bey der Präsidenzia von Kastilien aufbewahrt wird, bestand die dortige Volksmenge im Jahr 1768 aus viertausendzweyundzwanzig Personen, und bey dieser Zahl soll es seit jenem Zeitpunkte so ziemlich geblieben seyn.

In älteren Zeiten sollen sich die Bewohner der Insel Ferro aus dem gänzlichen Mangel an Quellwasser gar nichts gemacht haben, weil sie von einem in seiner Art seltenen Baume reichlich damit versehen wurden. Dieser wunderbare Baum ist von so vielen Schriftstellern beschrieben worden, daß ich ebenfalls nicht umhin kann, desselben mit einigen Worten zu erwähnen. Mehrere berühmte Männer haben dasjenige, was hiervon erzählt wird, für ein albernes Mährchen erkläret. Unter dieser Anzahl befindet sich Franz Baco, Corneille und der Pater Taillandier, welcher Teneriffa im Jahr 1707 besucht hat. Einige andere weniger berühmte Schriftsteller sind eben dieser Meinung. Wirklich kann auch kein vernünftiger Mann ein anderes Urtheil fällen, wenn er die übertriebenen Beschreibungen liest, die einige Mährchenerzähler von diesem in seiner Art einzigen Baume, welchen sie den heiligen Baum nennen, hinterlassen haben.

Gonzales von Oviedo erzählt, das Wasser rieselte aus dem Stamm, den Zweigen und Blättern dieses Baums, wie aus wirklichen Quellen hervor. Jakson sagt uns in seinem äußerst übertriebenen Bericht, er habe diesen Baum, im Jahr 1618, während seines Aufenthalts auf der Insel Ferro, mit eigenen Augen gesehen; er sey so dick wie eine Eiche, und sieben bis acht Ellen hoch; er trage weder Blüthen noch Früchte, und sähe bey Tage ganz welk aus; des Nachts aber

gäbe er so viel Wasser von sich, als dazu erforderlich sey, achttausend Einwohner und hunderttausend Stück Vieh zu tränken; diese Quantität Wasser betrage in einer einzigen Nacht hunderttausend Tonnen, und werde seit undenklichen Zeiten vermittelst bleyerner Röhren auf der ganzen Insel vertheilt. Hierbey ist weiter nichts zu erinnern, als daß das Bley seit undenklichen Zeiten auf dieser Insel gar nicht bekannt war.

Viana, ein eben so glaubwürdiger Augenzeuge, sagt, die Blätter dieses Baums hätten das Wasser aus der Luft an sich gezogen, und die Wurzeln hätten es wieder von sich gegeben. Herr von Bartas, welcher ein Buch geschrieben hat, welches la Semaine curieuse betitelt ist, aber wenig mehr gelesen wird, und für die Kuriosität nicht das mindeste Interesse hat, will uns versichern, daß dieses seltene Produkt des Pflanzenreichs kein Baum, sondern ein in seiner Art einziges Staudengewächs sey.

Ich wundere mich sehr, daß Feuillé, als er diese Insel besuchte, es bloß dabey bewenden ließ, dasjenige, was von diesem Baume erzählt wurde, für ein Mährchen zu erklären, ohne die Sache weiter zu untersuchen, und sich selbst an die Stelle zu verfügen, wo dieser Baum stand; denn daß er einst wirklich existirte und einen Theil der Insel mit Wasser versah, ist durch unverwerfliche Zeugnisse sattsam erwiesen. Nieremberg, welcher die hierüber erstatteten Berichte geprüft hatte, und die Wahrheit der Erzählung nicht mehr zu bezweifeln vermochte, war der Meinung, daß sie, wenn man das Wunderbare davon absondere, sich ganz natürlich erklären lasse. Böntier und Le Verrier, zwey gleichzeitige Schriftsteller, auf die wir uns bereits bey verschiedenen Gelegenheiten berufen haben, und die wir für glaubwürdige Männer halten, sagen ausdrücklich: auf dem höchsten Theile der Insel

gibt es Bäume, aus welchen beständig sehr helles und reines Wasser träufelt, das sich in kleine am Fuße dieser Bäume gemachte Gruben ergießet, und das schmackhafteste Trinkwasser ist, welches man weit und breit antrifft. Clavijo versichert, zu Anfang dieses Jahrhunderts habe ein gewisser Feijo, welchen er, zum Beweis, daß er kein ganz unbedeutender Mann gewesen sey, illustrissimo nennet, auf Befehl des Grafen von Gomera, seines Herrn, in Betreff des heiligen Baums auf der Insel Ferro sehr genaue Untersuchung angestellet, und sey von einigen Greisen, die zwischen achtzig und vier und neunzig Jahr alt gewesen wären, versichert worden, daß sie diesen Baum mit eigenen Augen gesehen und von dessen Wasser getrunken hätten. Cairasco, der sein Werk 1602, folglich einige Jahre früher schrieb, als dieser Baum vernichtet wurde, versichert, daß man denselben auf der besagten Insel außerordentlich in Ehren gehalten habe. Mercator spricht von dieser Sache als von einer solchen, die sich schlechterdings nicht bezweifeln lasse. Dapper endlich erzählt, daß die Einwohner, als sich die Europäer in der Absicht auf der Insel Ferro eingefunden hätten, dieselbe zu erobern, den besagten Baum mit abgehauenen und auf einander gehäuften Zweigen verdeckt hätten, damit ihn die Fremdlinge nicht wahrnehmen sollten. Da nun diese letztern nirgends Quellen gefunden hätten, so wären sie eben im Begriff gewesen, sich wieder weg zu begeben, als eine Frauensperson, welcher ein französischer Soldat gefallen habe, das Geheimniß verrathen hätte, wodurch sie bewogen worden wären, sich der Insel zu bemeistern.

Das Zeugniß von Abreu-Galindo, ist mehr als andere bis jetzt angeführte Autoritäten dazu geeignet,

Digitized by Google

den Grad von Glaubwürdigkeit zu bestimmen, welcher den Erzählungen, die auf diesen sonderbaren Baum Bezug haben, gebührt. Dieser Schriftsteller sagt nähmlich in seinem über die Kanarien-Inseln abgefaßten Traktate, wovon die Handschrift in Archiven des Landes, auf welche wir uns schon einigemahl berufen haben, aufbewahrt wird, er habe sich vorgenommen gehabt, mit eigenen Augen zu untersuchen, was es mit diesem auf der Insel Ferro befindlichen seltsamen Baume für eine Bewandniß habe. Zu dem Ende habe er sich eingeschifft und sich an den Ort Tigulahe bringen lassen, der in einem an das Meer gränzenden Thale liege, an dessen Ende, und zwar neben einem großen Felsen, der heilige Baum, welcher in der Landessprache Garoé genannt werde, zum Vorschein gekommen sey. Er fügt hinzu, man thue sehr unrecht, daß man diesen Baum Til oder Tilo (eine Linde) nenne, da er mit derselben nicht die mindeste Aehnlichkeit habe. Was er hierüber sagt, besteht kürzlich in Folgendem:

Sein Stamm hat zwölf Palmen *) im Umfang, vier im Durchmesser, und seine Höhe beträgt zwischen dreyßig und vierzig Fuß. Der obere Theil, welcher rund ist, hat hundert und zwanzig im Umkreise. Die Zweige stehen weit von einander und sind dick belaubt. Seine Frucht sieht einer Eichel nebst ihrem Hütchen nicht unähnlich. Der darin befindliche Kern hat sowohl in Ansehung des Geschmacks, als des aromatischen Geruchs, viel Aehnlichkeit mit den kleinen Kernen der Tannenzapfen. Er ist niemahls vom Laub entblößt, das

*) Eine Palme ist ein in Spanien und Italien gebräuchliches Maaß, welches ungefähr so viel beträgt, wie das, was wir eine Spanne (empan) nennen.

heißt, das alte Laub fällt nicht eher ab, als bis das neue hervorkömmt, und dieses ist hart und hellglänzend wie am Lorbeerbaum, aber viel größer gekrümmt und ziemlich breit. Rings um den Baum her ist eine große Hecke, die zugleich einige seiner Zweige umgiebt, und in der Nähe stehen einige Buchen, auch Heidekraut und anderes Gesträuch.

Auf der Seite gegen Norden stehen zwey große Pfeiler, die zwanzig Fuß ins Gevierte haben, inwendig hohl und sechzehn Palmen tief sind. Diese Pfeiler sind von Stein und dergestalt abgetheilt, daß das Wasser in dem einen fällt, während es in dem andern stehen bleibt u. s. w. Nun tritt fast täglich der Fall ein, daß vor Sonnenaufgang, nicht weit vom Thal, eine Menge Wolken und Dünste aus dem Meere emporsteigen, die der Ostwind, welcher in der dasigen Gegend gemeiniglich zu wehen pflegt, an die Felsen treibt, welche dieselben an sich ziehen. Diese Dünste häufen sich alsdann um den Baum herum an, welcher sie einsaugt, so daß sie tropfenweise auf die glatten Blätter desselben herabträufeln. Die große Hecke, das Heidekraut und das andere Gesträuch destillirt sie ebenfalls. Je anhaltender der Ostwind wehet, desto reichlicher ergießt sich das Wasser, so daß man alsdann mehr als zwanzig Flaschen damit füllen kann *). Ein Mann, der den besagten Baum bewachte und eigens dafür bezahlt wurde, vertheilte dieses Wasser unter die Nachbarn u. s. w.

*) Im Original steht das Wort Botas, welches so viel bedeutet, als eine große Tonne, worin man Trinkwasser aufbewahrt. Dieser Ausdruck ist aber übertrieben, und paßt nicht zu dem einfachen Ton der Erzählung. Nach Cardans Angabe betrug diese Quantität Wasser täglich 70 Pfund.

Digitized by Google

Es verhielt sich demnach mit dem Baume auf der Insel Ferro, gerade so, wie mit mehrern andern in der Naturgeschichte und Physik vorkommenden Phänomenen, von welchen man eine Menge wunderbarer Dinge erzählt, die aber, so bald man sie genau untersucht, sich ohne sonderliche Mühe erklären lassen. Der Garoé hat allerdings existiren können; denn wir bemerken ja täglich in unsern Gärten, daß, wenn eben ein dicker Nebel gewesen ist, die Bäume, welche hartes und glattes Laub haben, wie z. B. die Pomeranzen-, Nuß- und Kirschlorbeer-Bäume, durchaus mit Wassertropfen bedeckt sind. Wenn man sich nun in einer heißen Erdgegend einen Ort denkt, wo sich unaufhörlich Nebel anhäufen, so ist leicht zu erachten, daß die Vegetabilien, welche daselbst wachsen, dieselbe Wirkung hervorbringen werden, wie bey uns die Kirschlorbeerbäume. Widrigensfalls würde der Erdboden das in den Wolken enthaltene Wasser einsaugen, so daß das Land keinen Nutzen davon hätte, und es durch unbekannte Kanäle wieder in den Ozean zurückflösse. Man würde daher den heiligen Baum wieder von neuem anpflanzen können, da derselbe von einem Orkan, nach der Angabe des Runnenz de la Pena 1625 mit sammt der Wurzel aus der Erde gerissen würde. Ueber diesen unglücklichen Vorfall wurde ein förmliches Protokoll aufgenommen, und die angesehensten Bewohner des Landes, welche sich ausdrücklich deswegen versammelt hatten, liessen die Blätter des Garoé auf dieselbe Stelle streuen, auf welche sich ehedem das Wasser dessen ergossen hatte.

Ich wollte darauf wetten, daß der heilige Baum kein anderer war als der Laurus indica Linnaei: denn die Beschreibung des Galindo stimmt hiermit ganz überein, und wir werden in der Folge sehen, daß dieser schöne Lorbeerbaum auf den Berggip-

Digitized by Google

pfeln aller Kanarien Inseln wild wächst. Wenn die Schriftsteller, welche des Garoé erwähnen, gesagt haben, daß er auf der ganzen Insel der einzige seiner Art sey, so rührt dieß bloß daher, daß sie keine Botaniker waren, und nicht bedachten, daß dieser Baum, da er eine Frucht trug, sich eben so wie alle andere Vegetabilien fortpflanzen mußte.

Teneriffa.

Jetzt ist uns nichts mehr übrig, als daß wir noch der Insel Teneriffa, der größten und volkreichsten unter den Kanarien-Inseln erwähnen, welche man heut zu Tage in dem dortigen Inselmeere für die vornehmste hält. Aller Wahrscheinlichkeit nach hatte sie den Nahmen, welchen sie noch jetzt führet, schon vor der Eroberung. Sonst glaubte man, sie habe denselben von dem darauf befindlichen Pik erhalten, der von den Guanchen Teyde genannt wurde; ich kann aber nicht absehen, was Teyde und Teneriffa mit einander für Aehnlichkeit haben. Wahrscheinlicher kömmt es mir vor, daß diese Insel den Nahmen, welchen sie noch führt, von dem großen Tinerfe erhalten hat. Gewiß ist, daß man sie in jenem Zeitpunkte, wo sie zuerst in Europa bekannt wurde, Infierna, oder Isle d'Enfer, (die Hölleninsel) nannte, wie solches aus einem Schreiben von Karl VI. Könige von Frankreich an die englischen Bevollmächtigten erhellet *).

*) Als sich die Engländer bey dem Könige von Frankreich über einen gewissen Streit beschwerten, der zwischen dem Bethencourt und der Mannschaft zweyer ihnen zugehörigen Schiffe entstanden war, erhielten sie folgende Antwort: Item, wenn von Seiten Englands wegen eines vom Herrn von Bethencourt zur See begangenen Frevels

Teneriffa bringt zwar Getraide, jedoch nur in geringer Quantität hervor; denn, nur selten wird, wie wir bereits angemerkt haben, so viel eingeärndtet als die Einwohner zur Consumtion bedürfen. Was daran fehlt, muß von der Insel Lancerotta, besonders aber von Fortaventura herbeygeschafft werden. Hingegen bringen aber alle Kanarien-Inseln zusammen genommen nicht so viel Wein hervor, als nur allein auf Tenerissa wächst; aber wegen des schlechten Zustandes, worin sich der Feldbau in allen unter spanischer Botmäßigkeit stehenden Ländern befindet, scheint der Weinbau, der ohnehin daselbst nie einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht hatte, in neueren Zeiten mehr als jemals vernachläßigt zu werden. Die Weine, welche auf den Kanarien-Inseln eingethan werden, sind von zweyerley Art; der eine Vidogne genannt, ist starker Sect, und diese Gattung ist die gewöhnlichste; der andere hingegen, welcher geistiger ist, wird Malvasier genannt, und stammt ursprünglich von einer Rebe aus Morea. Dieser Wein fängt an selten zu werden, weil er nicht mehr in einem solchen Preise steht, wobey der Pflanzer etwas gewinnen kann *)

Genugthuung verlangt wird, wie solches schon der Fall war, so erwiedern wir hierauf, daß der besagte von Bethencourt und Messere Guadifer de la Salle, alles was sie im Königreiche besaßen, verkauft und gesagt haben, sie gingen darauf aus Kanaria und die Isle d' Enfer zu erobern. Dort wären sie geblieben, und man habe weiter nichts von ihnen gehört.

*) Raynal sagt (Hist. phil. tom. III. liv. IV) es würden jährlich aus den dortigen Inseln 10 bis 12000 Pipen Malvasier versendet. Dieß ist ein offenbarer Irrthum, da Teneriffa, wie wir weiter unten sehen wer-

Wiewohl sich die Quantität Wein, welche Teneriffa heut zu Tage hervorbringt, so ganz genau nicht bestimmen läßt, so kann man doch den jährlichen Ertrag der Weinärndten vom Jahr 1775 bis 1790 im Durchschnitt zu 22000 Pipen annehmen *), wovon ein großer Theil im Lande selbst consumirt wurde. Zwischen dieser und Macartney's Angabe ist eben kein großer Unterschied **). Labillardière giebt den jährlichen Ertrag der dortigen Weinärndte zu dreyßigtausend Pipen an. Als er zu Teneriffe sich aufhielt, kostete der beste Wein hundert und zwanzig Piaster, und der geringste kaum halb so viel. Er macht hierbey die Bemerkung, diese Preise wären nur für die Ausländer festgesetzt; die Einwohner selbst verkauften den Wein einander viel wohlfeiler ***). Anderson, in Cooks dritter Reise gibt um die Hälfte zu viel an, wenn er sagt, daß die Weinärndte auf Teneriffe jährlich vierzigtausend Pipen betrage. Dieß ergibt sich aus obigen Nachrichten, welche wir von den Gebrüdern Murphy, zwey zu Santa-Cruz etablirten Kaufleuten, die von der Beschaffenheit der Sache sehr genau unterrichtet waren, erhalten haben. Glas sagt, zu seiner Zeit wären jährlich fünfzehntausend Pipen Wein exportiret worden, und diese Quantität scheint eben nicht zu hoch angeschlagen zu seyn.

---

den, jährlich in allem nur 22000 Pipen Wein giebt, wovon der Malvasier kaum den vierten Theil ausmacht.

*) Eine Pipe hält ungefähr 680 Pariser Maaß.

**) Fünf und zwanzig tausend Pipen.

***) Zu den Zeiten des Corneille wurde für eine Pipe Wein 20 Dukaten gezahlt und der Zoll betrug 17 Realen; dieß machte zusammen 489 Livres nach französischem Gelde.

Digitized by Google

Da Teneriffa als der Mittelpunkt des Handels zu betrachten ist, der auf den Kanarien-Inseln getrieben wird, so gibt die Insel die Weine, Branntweine und alle andere Waren, welche daselbst aufgekauft werden, nicht etwa aus seinen eigenen Vorräthen her, sondern die andern Inseln pflegen sammt und sonders den Ueberfluß ihrer Produkte dort hinschaffen und für ihre Rechnung verkaufen zu lassen; doch tritt auch zuweilen der Fall ein, daß sie dieselben unmittelbar ins Ausland versenden.

Die Anglo-Amerikaner, die Schweden, die Dänen, die Hamburger, kurz alle neutrale Nationen, schifften während des letzten Krieges nach den Kanarien-Inseln, um daselst Weine zu kaufen. In Friedenszeiten werden diese Weine größtentheils von den Engländern aufgekauft. Diese Kaufleute auf Teneriffa schicken ganze Schiffsladungen Branntwein nach Kuba, Providence und Venezuela auf Terra Firma. Diese Branntweine werden den spanischen weit vorgezogen, besonders in der Havanna, wo sie den stärksten Absatz finden. Zum Ersatz für diese Waaren, beziehen die Bewohner der Kanarien-Inseln aus Amerika mehrere Kolonialwaaren, besonders Kakao und Zucker. Was die europäischen Schiffe betrifft, so bringen diese allerley Arten theils schon verarbeiteter, theils roher Produkte nach Teneriffa, z. B. Flachs, der in großer Quantität aus den Gegenden am baltischen Meere hieher gesendet, und um ihn desto besser benutzen zu können, mit inländischen untermengt wird, der eben nicht gar viel taugt. Was die Seide, sowohl rohe als verarbeitete betrifft, wovon Teneriffa nur wenig, Palma aber sehr viel liefert, so wird eine kleine Quantität davon an Ort und Stelle verkauft, der Ueberrest aber nach Spanien, zuweilen auch wohl nach Amerika, versendet. Indeß bleibt es immer eine sehr einträgliche Spekulation, nach den Kanarien-Inseln seidene Strümpfe zu versen-

Digitized by Google

den, die daselbst in sehr hohem Preise stehen, weil die Einwohner keine fabriziren, sondern sich bloß darauf einschränken, einige seidene Zeuche und Bänder zu verfertigen. Da in den dortigen Gegenden kein Papier gemacht wird, so ist dieses ebenfalls ein Waarenartikel, der starken Abgang findet und vielen Gewinn abwirft.

Alle überflüssige Waaren, welche aus Amerika nach den Kanarien-Inseln versendet, oder von den Einwohnern auf ihren eigenen Fahrzeugen dort abgeholt, und nicht ganz consumiret werden, schickt man nach Spanien, und wenn etwas an der Ladung fehlt, so befrachtet man die Schiffe vollends mit frischen Pomeranzen und Citronen, mit Mandeln, Feigen Rosinen und andern getrockneten Früchten, die aber bey weitem nicht so gut sind, wie jene die man aus Portugal beziehet.

Die Gemüse, Zwiebeln, Kartoffeln und Erdäpfel, welche man in großer Quantität einsammelt, machen zuweilen die volle Ladung kleiner Fahrzeuge aus, die man nach einigen der spanischen Antillen schickt, wo sie theuer bezahlt werden.

Das Färbermoos (orseille), welches auf allen diesen Inseln überhaupt, am häufigsten aber auf Ferro und Teneriffa (und auf letzterer unfehlbar deswegen, weil sie die meiste Oberfläche hat), eingesammelt wird, machte vor Zeiten einen sehr kostbaren Handelsartikel aus, dessen Ertrag sich die ehemaligen Herren dieser Insel ausschließlich vorbehielten. Aus einem von Portier, damaligem französischen Consul auf den Kanarien-Inseln im Jahre 1731 verfaßten Memoire, erhellet, daß sich der König von Spanien das Einsammeln des Färbermooses auf Teneriffa, Palma und Kanaria vorbehalten hatte, daß hiervon im Jahre 1730 fünfzehnhundert Piaster Pacht bezahlt wurden, und daß die, welche es einsammelten,

Digitized by Google

noch außerdem fünfzehn bis zwanzig Realen vom Centner für ihre Mühe bekamen. In unfruchtbaren Jahren wurde weit mehr Färbermoos eingesammelt als sonst, weil sich alsdann die Armen, aus Mangel an Nahrung, sammt und sonders damit beschäftigten, es aufzulesen. Ein Jahr in das andere gerechnet, wurden gewöhnlich, besage dieses nämliche Memoire, von Teneriffa fünfhundert Centner, von Kanaria vierhundert, von Gomera dreyhundert, von Fortaventura und Lancerotta, zusammengenommen sechshundert, und von Ferro allein achthundert Centner exportirt. Dieß waren in allem zweytausend sechshundert Centner, die seit dem Jahre 1725 so hoch im Preise standen, daß die Londner Kaufleute den Centner mit vier Pfund Sterling bezahlten; aber heut zu Tage ist das Färbermoos sehr im Preise gefallen. Man will behaupten, dieß rühre daher, daß die Engländer, welche sonst dasselbe sammt und sonders an sich kauften, eine andere Pflanze ausfindig gemacht hätten, welche die nämlichen Dienste leiste. Indeß kaufen sie noch dann und wann eine gewisse Quantität Färbermoos auf und bezahlen den Centner zu sechs und dreyßig bis fünfzig franz. Livres. Alle Gattungen von Stallvieh, als Pferde, Ochsen, Schweine, Ziegen und Schaafe, welche letztere aber sehr klein sind, ingleichen auch alle Arten von zahmen Geflügel, gedeihen daselbst ganz vortrefflich, doch giebt es deren hier nicht so viel, wie auf der Insel Kanaria, wo man sie zu jeder Zeit um den billigsten Preis haben kann, und von wo sie die Schiffleute, welche zu Teneriffa vor Anker gehen, sich holen lassen können, so wie auch vortreffliche Flaschenkürbisse, Krautköpfe, Erdäpfel, Gemüse und andere dergleichen Eßwaaren, die zur See nicht verderben.

Was die Weine und frischen Fleischwaaren von vorzüglich guter Qualität anbetrifft, womit sich die

Schiffe auf den Kanarien-Inseln um billigen Preis verproviantiren können, so haben mehrere Seereisende die Meinung geäußert, daß es, wenn man eine langwierige Fahrt zu machen hat, viel besser gethan sey, zu Santa-Cruz auf Teneriffa vor Anker zu gehen, als zu Madera, wo besonders die Engländer anzulegen pflegen.

Teneriffa enthält mehr als zweyhundert Städte, große und kleine Dörfer und einzelne Niederlassungen, die in drey und zwanzig Kirchspiele oder Gerichtsbezirke eingetheilt sind. Die vornehmste unter den Städten ist die am Hafen von Santa-Cruz, (el puerto de Santa Cruz), wo der Generalgouverneur der sieben Inseln, die Consüln und Commissarien der auswärtigen Regierungen, ein Groß-Alcalde u. s. f. ihre Residenz haben. Diese Stadt hat achttausend dreyhundert sieben und neunzig Einwohner. Sie ist der Mittelpunkt des Handels, welchen die Kanarien-Inseln mit dem Auslande treiben, und der Hafen, wo die europäischen Schiffe gewöhnlich anlegen. Man legt daselbst an, nachdem man Lancerotta und Kanaria erkannt hat, und zwar auf der Nordostseite der Insel, indem man bey der Spitze von Nago oder Anaga, auf sie zusteuert, die an ihren drey Klippen sehr kennbar ist, welche vom Lande ganz abgesondert und ziemlich hoch sind.

Man erstaunt bey dem Anblick eines so nackten und kahlen Landes, und legt sich selbst die Frage vor, ob dieß auch wirklich ein Theil jener glückseligen Inseln ist, deren reizende Ansichten, zahlreiche Produkte und mildes Klima wir weiter oben beschrieben haben. Graulichte jähe Berge, die von allem entblößt sind, und deren zackigte spitzige Gipfel einen rauhen und imposanten Anblick darstellen; eine steile und beynahe senkrechte Küste, die nirgends einen Landungsplatz darbiethet, und an deren kahle Felsenwände die Meeres-

Digitized by Google

fluten unmittelbar anschlagen, dieß ist alles, was das Auge weit und breit wahrnehmen kann. Nirgends erblickt man einen Baum, oder eine Staude, die einem Vogel zum Aufenthalte dienet, nirgends eine Wohnung, die dazu beytragen könnte, die Einförmigkeit dieses traurigen Aufenthalts zu unterbrechen. In weiter Ferne thürmen sich Berge auf Berge wie Meereswogen über einander, und hinter denselben ragt der berühmte Pik von Teneriffa empor *). Wolken, die man noch kurz zuvor bald dahin bald dorthin ziehen sah, haben nunmehr sein Haupt umgeben, und bilden hier einen Kranz, ohne welchen man ihn nur selten erblickt. Je näher man der Küste kömmt, desto deutlicher sieht man, wie unfruchtbar der Boden hier ist; endlich landet man zu Santa-Cruz, das nahe am Gestade liegt, und zwar im Hintergrunde einer Bucht, die einen Halbzirkel bildet. Das Terrain, auf welchem man diese Stadt erbauet hat, ist viel niedriger als jenes, von dem sie umgeben ist, und bildet eine Art von kleiner runder Ebene, welche nach und nach immer höher wird, bis sie endlich sich beynahe senkrecht erhebt, und so ziemlich die Höhe der in der Nähe liegenden Berge erreicht.

Die Rhede ist der einzige Vortheil, welchen man durch die Erbauung von Santa-Cruz zu erreichen suchte. Sonst findet sich hier nicht das allergeringste, wodurch Menschen bewogen werden konnten, sich daselbst

*) Einige Reisende haben die Bemerkung gemacht, daß der Pik, wenn man sich der Insel bey der Spitze von Nago nähert, zwar ebenfalls einen imposanten Anblick darstellt, aber doch bey weitem nicht so majestätisch erscheint, als wenn man aus Westen oder Nordwesten kömmt.

Digitized by Google

selbst anzusiedeln, Eigenthum zu erwerben und es auf immerwährende Zeiten zu begründen. Die dortige Rhede ist so geräumig, daß sie zehn bis zwölf Kriegsschiffe zu fassen vermag; eine größere Anzahl würde daselbst nicht genug Bequemlichkeit finden, oder wenigstens auf schlechtem Grunde vor Anker gehen müssen. Diese Rhede hat eine beträchtliche Tiefe; auf dem Ankergrunde unweit der Küste, findet man dreyßig bis vierzig Klaftern Wasser; in der Länge zweyer Kabeltaue, nach der See zu, sechzig bis fünf und siebenzig Klaftern, und eine kleine Strecke weiter hin findet man mittelst einer Senkschnur von achtzig Klaftern keinen Grund mehr. Abgetakelte Schiffe können ohne die mindeste Gefahr ganze Jahre dort liegen; zu dem Ende haben sie nichts weiter nöthig, als daß sie sich an einem solchen Theile der Bucht vor Anker legen, wo es keine unter dem Wasser verborgene Klippen gibt; denn widrigenfalls würden sie zu befürchten haben, daß ihre Taue zerschnitten und sie an die Küste geworfen würden. Dieß würde für sie desto gefährlicher seyn, da hier die See eine starke Brandung verursacht, besonders wenn der Wind aus offenem Meere in die Bucht stürmt, welches aber nur glücklicherweise selten der Fall ist *).

Ein starker aus schwarzen und äußerst harten Lavasteinen gebauter Damm, springt ein wenig südwärts der Bucht gegen Osten hin vor. Am äußersten Ende desselben, welches abgerundet ist, sind vier achtzehnpfündige Kanonen aufgepflanzt. Man schifft an der

*) Glas sagt, zur Zeit seines Aufenthaltes, oder doch kurz vor seiner Ankunft auf den Kanarien-Inseln, wären einst alle Schiffe, die im Hafen bey Sainte-Croix vor Anker gelegen hätten, an die Küste geworfen und zertrümmert worden.

innern Seite dieses Dammes sich aus, und zwar an Stufen, die äusserst schlecht angebracht sind und immer von den Wellen bespület werden, wenn auch die See ruhig ist. Ich habe nicht leicht einen gefährlichern Landungsplatz gesehen; denn da sich die Meereswelle an der Spitze des Dammes zertheilt, so schlägt die eine Hälfte mit solcher Heftigkeit in die Krümmung, welche der Damm bildet, daß sie die Boote zertrümmert. Man muß daher bey dem Ein- und Ausschiffen sehr behutsam zu Werke gehen. Diese Unbequemlichkeit könnte sehr leicht beseitigt werden, wenn man den Damm verlängerte. Nachdem man sich ausgeschifft hat, steigt man eine Treppe hinan, die an den Ausschiffungsort stößt, und kömmt sodann auf eine Art von vorspringender Terrasse, welche der Damm bildet. Ganz oben an dieser Treppe steht das Zollhaus, welches hier überaus gut angebracht ist, da man sonst nirgends ans Land gehen kann. In die Stadt gehet man durch ein schlechtes hölzernes Thor.

Santa-Cruz ist ziemlich groß, und auf eine ganz andere Art als unsere französischen Städte gebauet, ohne deßwegen minder angenehm zu seyn. Die Straßen, welche meistens gerade und ziemlich breit sind, werden reinlich gehalten, und die Luft kann ungehindert hindurch streichen. Vor nicht gar langer Zeit sind sie gepflastert worden, besonders an den Häusern hin, wo man eine Art von Fußpfad angebracht hat, der aus kleinen runden Steinen von der Größe eines Eyes besteht die auf beyden Seiten mit Quaderstücken eingefaßt sind, damit sie fest liegen. Das Ganze ist vier bis sechs Zoll höher als der Boden der Straßen und öffentlichen Plätze, die meistens in der Mitte nicht gepflastert, wohl aber mit zermalmten Steinen und Staub angefüllt sind.

Digitized by Google

Die Häuser sind ziemlich gut gebaut; theils von Stein, theils von Lehm, der mit klein gehacktem Stroh vermischt ist. Man hält darauf, sie weiß anzustreichen und sogar zu bemahlen, so daß die Stadt ein ganz hübsches Ansehen hat. Sie bestehen meistens aus Abtheilungen von beträchtlicher Größe. Gleich am Eingange kömmt man auf einen geräumigen Platz, der zwischen der Hausthür und Hofthür mitten inne liegt, und wo es sehr übel riecht; denn, da man es für unanständig hält, auf freyer Straße den Urin zu lassen, so geht Jeder der dieses Bedürfniß befriedigen muß, ohne Umstände in das nächste beste Haus, wo er hinter den Flügeln der Vorderthür einen kleinen Trog findet, der seinem Vorhaben genügt. Der Hof hat einen großen Umfang und ist gemeiniglich mit großen viereckigten Steinen gepflastert. Meistens ist ein Brunnen darin. Am ersten Stockwerk sind ringsum breite und geräumige Galerieen angebracht, die aus Holz bestehen, auf Pfeilern ruhen, und durchgehends entweder mit Glasfenstern oder Jalusieen versehen sind. An der darin befindlichen Bildhauerarbeit und andern Verzierungen nimmt man den gothischen oder maurischen Geschmack wahr. In das erste Stockwerk gelangt man mittelst einer schönen und breiten hölzernen Treppe, die allemal an der einen Seite angebracht ist, immer abgekehrt wird, nett und hell ist, und an eine der großen Galerieen stößt. Die Zimmer sind ungeheuer groß, gedielt, mit sehr hohen Thüren verwahrt, und mit fünf, sechs, auch wohl sieben Gitterfenstern und Jalusieen versehen, deren Stäbe man eng an einander befestigt. Sie sind ausgeweißet, haben nie einen andern Plafond als von Holz, und sind gewöhnlich mit einigen hie und da angebrachten Heiligenbildern garnirt.

Diese Häuser haben gewöhnlich nur ein oder zwey Stockwerke; es ist traurig darin, ob sie gleich hell

sind; alles ist einem zu weit; man kann nicht recht zu sich selbst kommen. Jeder Geschäftsmann sollte meines Erachtens, wenn er nach Hause kömmt, ein kleines Plätzchen für sich haben, wo er im Stande ist, sich ein paar Minuten mit sich selbst zu unterhalten. Aber in diesen ungeheuren großen Zimmern und Galerieen, die öffentlichen Plätzen und Straßen nicht unähnlich sehen, und wo man, um einen Stuhl herbey zu holen, oft fünfzig Schritt weit gehen muß, glaubt man eher an jedem andern Orte als in seiner eigenen Behausung zu seyn. Uebrigens wird man für den Mangel an Bequemlichkeit durch Kühlung entschädigt, und dieß heißt unter dem Wendezirkel sehr viel gewinnen. Die Häuser zu Santa-Cruz, welche nicht mit Altanen versehen sind, haben Ziegeldächer wie in den südlichen Gegenden von Frankreich.

Es gibt drey öffentliche Marktplätze zu Santa-Cruz. Derjenige, welcher in der Gegend liegt, wo man durch das Dammthor in die Stadt gehet, und in dessen Mitte ein Brunnen steht, ist unter allen der größte. Der besagte Brunnen ist wie eine Schale geformt, und aus schwarzen Lavasteinen gefertigt. Er ist reichlich mit hellem und reinen Wasser versehen. Im Sommer wird er bisweilen nur zu gewissen Stunden geöffnet, damit er nicht gänzlich erschöpft werde. Auf demselben Platze, nicht weit vom Brunnen, steht ein Obelisk von schwarzem Marmor, der ziemlich geschmackvoll gearbeitet ist. Der dazu erforderlich gewesene Marmor, soll aus Italien hieher gebracht worden seyn. Auf dem Obelisk steht eine Bildsäule der heiligen Jungfrau, und an den vier Ecken des Piedestals sind vier ziemlich gut gearbeitete Statuen angebracht, welche vier Könige der alten Guanchen vorstellen, und wahrscheinlich der von Guimar, von Dante, von Abona und Icod seyn sollen. Sie

scheinen ganz in sich selbst vertieft und gleichsam begeistert zu seyn; jeder hat einen Lorbeerkranz auf dem Haupte, und den Hüftknochen in der Hand, so wie er ihn bey der Krönung hielt. Das Ganze ist zu Ehren der wunderbaren Erscheinung de la Nuestra Sennora de Candellaria errichtet worden, welche sich auf dieser Insel hundert und vier Jahre vor Eroberung derselben ereignet haben soll.

Auf diesem Platze pflegt die Besatzung zu exerciren und Parade zu halten. Die andern öffentlichen Plätze sind vor schlecht gebauten ungeheuer großen Kirchen befindlich, die in ihrem Innern mit einer Menge Opfer, unbedeutender Gemählde, Lampen und Wachskerzen gleichsam vollgestopft und bis zur Verschwendung vergoldet sind.

Mehrere am Seegestade erbaute Forts, deren zwey oder drey in der Stadt liegen, vertheidigen den ganzen Umkreis der Rhede. Diese Forts sind, im Ganzen betrachtet, auf eine zweckmäßige Art angelegt. Die gegen Norden liegen am Fuße der Küstengebirge, am Eingange der Thäler und Barancos die von ihnen gebildet werden, und die ich auf meinen botanischen Wanderungen am häufigsten besucht habe.

Die ersten Vertiefungen in welche man gelangt, wenn man aus der Stadt kömmt, sind überall kahl und von der Sonne verbrannt. Im Hintergrunde der zweyten, und zwar in einer Entfernung von etwa drey Meilen, erblickt man auf einem sehr hohen Bergrücken einen Wald, der ganz schwarz aussieht, und kein anderer ist, als der von Laguna. Dieß ist derselbe Wald, welchen Anderson an der Stelle wahrnahm, wo sich Cook mit seinen Schiffen vor Anker gelegt hatte. Der Anblick dieses Waldes hatte ihn eben so getäuscht, wie uns; da er nähmlich glaubte, daß derselbe nicht weit entfernt sey, so machte er ei-

nen Versuch, sich dahin zu verfügen, und ging daher eine beträchtliche Strecke in den Baranco hinein. Nachdem er einen Weg von einigen Stunden zurückgelegt hatte, und immer wieder andere Berge vor sich sah, merkte er endlich, daß er nicht hinkommen werde. Er kehrte demnach wieder um, und war unterwegs weniger glücklich als wir; denn er wurde auf seiner Wanderung nichts weiter ansichtig, als einige Feigenbäume und zwey bis drey Staudengewächse. Wir aber fanden in derselben Gegend mehrere merkwürdige Pflanzen.

Auf den öffentlichen Plätzen und in den Straßen von Santa-Cruz sieht man überaus viele Mönche und Pfaffen herumlaufen. Die verschiedene Tracht dieser Leute war für uns ein ganz neuer und ungewohnter Anblick. Man kann beynahe keinen Schritt thun, ohne von einer Menge halbnackter und mit Schmutz besudelter Bettler umringt zu werden, die ein Pecete verlangen. Am häufigsten betteln die Frauenspersonen, von welchen alle, die sich durch ihr erbärmliches und ekelerregendes Ansehen nicht zum Mitleiden bewegen lassen, in spanischer Sprache mit Schimpfwörtern überhäuft werden. Dieses Lumpenpack, die Menge nackter oder in zerfetzten Kleidungsstücken herumlaufender Kinder, die wenige Thätigkeit im Hafen, und die eingesalzenen Fische, als die einzige Waare, welche daselbst während meines Aufenthalts ausgeladen wurde: dieß alles ließ mich Anfangs wenig Gutes von einer Insel erwarten, die bey dem allem sich eines gewissen Wohlstandes zu erfreuen hat, und zu großem Reichthum gelangen könnte.

Die Kaufleute, wie überhaupt alle, die eine Art Handel treiben, machen die angesehenen Einwohner der Stadt aus. Die Adelichen hingegen, und diejenigen, welche auf einem großen Fuß leben, wählen

Laguna zu ihrem Aufenthaltsorte. Im Ganzen genommen richten sich die wohlhabenden Einwohner von Santa-Cruz nach den Sitten und Gebräuchen der Engländer. Die Mannspersonen kleiden sich jedoch nach französischer Art; denn sie sehen ein, daß der gute Geschmack mit unserer Nation unzertrennlich vereinbaret ist, und dem zu Folge lassen sie uns mehr Gerechtigkeit wiederfahren als Cook. Dieser Reisende, der sich bey jeder Gelegenheit über uns aufzuhalten pflegt, sagt unter andern in seiner dritten Reise: Die Einwohner von Santa-Cruz sind ziemlich sittsam, nur finde ich das an ihnen auszusetzen, daß sie sich nach franz. Art kleiden. Wenn dieß ein anderer als Cook gesagt hätte, so würde man es für eine Impertinenz halten; doch hierzu ist es noch zu früh, da man dermahlen die Ausspruche dieses englischen Seefahrers für Orakelsprüche gelten läßt. So viel ist richtig, daß, wenn man sich durch das Nachahmen der Pariser-Moden lächerlich macht, es noch lächerlicher ist, die Londner Moden nachäffen zu wollen, die allen andern, welche man irgendwo antrifft, weit nachstehen müssen.

Leider ist es nur zu wahr, daß die Spanierinnen bey weitem nicht so vernünftig sind, als ihre Ehegatten, und sich noch nicht jene Geschmeidigkeit, jene angenehmen Manieren zu eigen gemacht haben, die unsere liebenswürdigen Französinnen im höchsten Grade besitzen, und die ihnen von keinen andern Frauenzimmern auf der ganzen Welt streitig gemacht werden können. Die Frauenspersonen auf Kanaria kleiden sich auf eine äußerst geschmacklose und unbequeme Art. Fast alle ziehen mehrere Röcke über einander an, und thun noch außerdem ein Mäntelchen von wollenem Zeuch um, das ebenfalls wie ein Rock aussieht, aber die andern bedeckt, mitten um den Leib befestigt ist,

und dergestalt umgeschlagen wird, daß das weite Theil (l'ouverture) zu oberst kömmt. Der eine Saum dieses Mäntelchens wird auf dem Kopfe befestigt und das eigentliche Blatt (la lèse) bedeckt den Hals, die Schultern und den Rücken. Durch diese sonderbare Kleidung, die zugleich auch die Arme verhüllt, wird der ganze Körper verunstaltet. Man trifft mitunter Frauenzimmer an, welche die Seitentheile dieses Mäntelchens vorn zuziehen, so daß vor dem Gesicht nur eine ganz kleine Oeffnung bleibt. Man nennet dieses Kleidungsstück eine Kappe (mante). Die gemeinen Frauenspersonen tragen Kappen vom gröbsten Wollenzeug, das ins graulichte fällt und sehr schmuzig aussieht; oben darüber setzen sie einen großen runden Hut auf. Etwas besser sahen einige Bäuerinnen aus, die mir von ungefähr zu Gesicht kamen, und gelbe Mäntelchen mit einer zwey Finger breiten schwarzen Einfassung um hatten. Sie ließen dieselben vorn offen, welches bey weitem nicht so häßlich aussieht und auch weniger unbequem ist.

Die reichen Frauenzimmer und die Andächtlerinnen von Stande, pflegen sich gewöhnlich ganz schwarz zu kleiden. Ihre Kappe besteht aus einem ziemlich dünnen Schleyer oder seidenem Zeuge. Sie setzen keine Hüte darüber. Begegnet man ihnen auf der Straße, wenn sie eben die Kirchen besuchen, so sieht man sie entweder ganz allein gehen, oder es sind ihrer zwey bis drey beysammen, die ohne eine Mannsperson bey sich zu haben, ernst und still vor sich hinschlendern, und sich nicht einmahl umsehen, wenn man ihnen auch von Fuß auf nachgehet, und ihnen mit leiser Stimme allerley Schmeicheleyen sagt. Manche ziehen sogar ihre Kappe von innen noch enger zusammen, und lassen zwischen den beyden Enden derselben nur so viel Raum, daß sie mit dem einen Auge auf den Weg

Digitized by Google

sehen können, ohne daß man übrigens das mindeste von ihnen erblickte.

Indessen kamen mir doch verschiedene Damen zu Gesichte, die sich so ziemlich nach französischer Manier gekleidet hatten. Diese trugen entweder gar keine Kappen oder doch nur solche die aus sehr schönem und überaus feinem Mousseline gemacht, und folglich unter einem so heißen Himmelsstriche weniger unschicklich waren.

Uebrigens kann ich von den Kanarierinnen, welche mir zu Gesicht gekommen sind, eben nicht rühmen, daß sie sehr hübsch wären. Mir wenigstens ist nicht eine einzige vorgekommen, die ich in dieser Hinsicht zum Muster aufstellen könnte, obgleich mehrere derselben sehr schöne Zähne und große Augen haben. Im Ganzen betrachtet sind sie hager, sehr schwarzbraun, haben spitzige Nasen, und ein portugiesisches Air.

Jeden Abend trifft man in diesem frommen und gottesfürchtigen Lande auf den Straßen, den öffentlichen Plätzen, und am Damm, eine Menge feiler Dirnen an, die, in ihre schmutzigen Kappen gehüllt, die Vorübergehenden zum Genuß sinnlicher Vergnügungen einladen. Man will versichern, daß sich auf dieser Insel zuweilen auch die Elephantiasis äußere. Eine Art kleiner Krätze, sarna genannt, ist hier endemisch. Die gemeinen Leute tragen sogar Bedenken sich davon kuriren zu lassen, und dieses schmutzige Vorurtheil ist daran schuld, daß sie dieselbe nie los werden.

Die Besatzung der Insel besteht aus zwey oder drey Regimentern. Von dieser Besatzung halten sich ihrer sehr viele zu Santa-Cruz auf, und eben diesen Leuten ist die außerordentliche Verbreitung der venerischen Krankheiten hauptsächlich zuzuschreiben. Einige Einwohner haben sich ebenfalls anwerben lassen, und

machen einen Theil des sogenannten Kanarischen Korps aus. Ungeachtet ihrer kleinen Anzahl, waren diese Truppen hinlänglich, die Engländer bey dem letzten von ihnen unternommenen Angriff zurückzuschlagen. Die Nachrichten, welche uns Herr Bernhard Cologan in Betreff dieses Vorfalls mitgetheilt hat, können zu einem abermahligen Beweis dienen, daß die Engländer, so tapfer sie zur See fechten, weil sie sich auf die überlegene Anzahl ihrer Schiffe verlassen, nichts weniger als furchtbare Feinde sind, so bald sie den Fuß ans Land setzen, und es mit Leuten zu thun haben, die ihnen die Spitze bieten. Seit der Zeit, wo jener Angriff vorfiel, hat man noch ein Paar Forts an der Seeküste erbauet, und wenn außer diesen noch einige Festungswerke angelegt würden, so könnte man Teneriffa leicht unbezwingbar machen; wenigstens die Hälfte des Landes würde sich bloß vermittelst ihrer Lage vertheidigen lassen.

Man findet sehr wenig Wasser auf dem vordern und nördlichen Theile der Insel, der nebst der östlichen Küste den unfruchtbarsten Theil ausmacht. Die vorzüglichste Quelle, welche man hier antrifft, befindet sich in der Gegend von Santa-Cruz. Sie ist sehr ergiebig, versieht die Brunnen auf dem Marktplatze hinlänglich mit Wasser, und entspringt auf einem Hügel, der gegen Norden hinter der Rhede liegt. Dieses Quellwasser wird durch ein Gerinne geleitet, das aus kleinen hölzernen Trögen besteht, deren Enden an einander stoßen. Dieses Gerinne läuft in verschiedenen Krümmungen die Anhöhe herab, und ist durch Schluchten geführt, wo sie auf Gerüsten ruhet. Wenn man längs diesem Kanal spazieren gehet, und die Gegend um die Stadt her durchstreift, so erblickt man doch nirgends eine Ansicht, oder nur einen einzigen Gesichtspunkt, der eine angenehme Vorstellung veran-

Digitized by Google

lassen könnte. Alles ist verbrannt; überall geht man auf spitzigen Lavasteinen, die unter den Füßen fortrutschen und die dicksten Schuhsohlen aufschlitzen, ungeachtet die Bauersleute, da sie es von der frühesten Kindheit an gewohnt sind, mit bloßen Füßen darüber weglaufen. Eine kleine Anzahl Feigenbäume, Cactus (Cactus) und Euphorbien, die dem Boden, worauf sie entsprossen sind, wenig oder gar nichts zu danken haben, machen vermöge ihres üppigen Ansehens einen auffallenden Kontrast mit der Unfruchtbarkeit, welche man ringsumher wahrnimmt.

Wenn man sich aber weiter von Santa-Cruz entfernt, und den westlichen Theil der Insel in Augenschein nimmt, so gewinnt das Land ein ganz anderes Ansehen, und zwar schon bey Laguna, wiewohl dasselbe nur eine Meile vom Hafen, und gegen die Mitte der nordöstlichen Spitze liegt.

Laguna ist der zweyte Gerichtsbezirk und man betrachtet diesen Ort als die Hauptstadt von Teneriffa. Es ist hier der Sitz der Gerichtshöfe, und die Bevölkerung dieser Stadt nebst der umliegenden Gegend beträgt etwas weniger als achttausend Seelen. Der Weg von Santa-Cruz nach Laguna geht immer bergaufwärts. Er ist zu beyden Seiten mit Mauern von Feldsteinen eingefaßt, wodurch die Einwohner ihre Grundstücke von einander absondern. An manchen Stellen ist er gepflastert; besonders bey der Brücke welche man zu passiren hat, wenn man von Santa-Cruz kömmt, und die über einen Baranco geschlagen ist. Die Rhede, die See, und die kahlen Felsen an der Küste verlieren sich hier in kurzer Zeit aus dem Gesicht. Je weiter man kömmt, desto höher wird die Gegend und desto milder das Klima. Ueberhaupt ist es zu Laguna bey weitem nicht so warm, wie zu Santa-Cruz, wo es zuweilen mitten im Winter sehr heiße Tage gibt.

Digitized by Google

Zu Laguna ist die Luft, wie auf allen Kanarien-Inseln, rein, frisch und ganz vortrefflich. Das Klima, sagt Anderson, sey daselbst außerordentlich gesund. Dieser Reisende ertheilt, zu Folge einer Unterredung, die er hierüber mit einem sehr einsichtsvollen Spanier hatte, der in der dortigen Gegend etablirt war, den englischen Aerzten, die ihre Kranken nach Nizza und Lissabon schicken, den Rath, sie lieber nach Teneriffa zu senden, wo man in jeder der Gesundheit zuträglichen Temperatur leben kann, sowohl in der heißesten, die man in gewissen Thälern antrifft, als in der kältesten, die zu allen Jahreszeiten auf den hohen Gebirgen zu herrschen pflegt. Man hat uns versichert, daß die köstliche von Balsamdüften durchwürzte Luft zu L'Orotava nicht leicht von irgend einer andern übertroffen werde.

Laguna ist eine alte Stadt, in welcher es eine Menge Klöster gibt. Labillardiere sagt, die Hälfte ihrer Einwohner bestehe aus Mönchen. Sie ist zwar größer als Santa-Cruz, hat aber ein trauriges Ansehen und ist schlecht bevölkert. Die Häuser sind hier weder so weiß noch so reinlich, wie dort. An den Mauern wachsen eine Menge Pflanzen, und schon dieser Umstand erregte in mir eine sehr niederschlagende Vorstellung von der Betriebsamkeit ihrer Einwohner.

Ein Brunnen, wie jener zu Santa-Cruz, ist an der Ecke einer Straße befindlich, und dieß war die einzige Merkwürdigkeit die wir zu Laguna wahrnahmen, welches zusehends in Verfall geräth und dessen Bevölkerung täglich mehr abnimmt, weil daselbst gar kein Handel getrieben wird. Dieser Verfall ist in seinen Folgen so gefährlich, daß man vor einigen Jahren eine Preißschrift verlangte, worin die beste Art und Weise angegeben wäre, diese Stadt wieder in Aufnahme zu bringen. Man hat sich aber nicht die Mühe gege-

Digitized by Google

ben, auf diesen Gegenstand Rücksicht zu nehmen. Herr Cologan sagte uns, daß er eine Ausarbeitung über diese Materie gefertigt habe.

Die Lage dieser Stadt ist ziemlich angenehm; in der Nähe derselben sind einige Lusthäuser erbauet und verschiedene Gärten angelegt; was aber dieselbe besonders merkwürdig macht, ist die Ebene, oder das Thal, wo sie liegt, welches mit den höchsten Bergen auf der vordern und schmalen Seite der Insel umgeben ist, und mit welchen im Verhältniß sie eine sehr niedrige Lage hat, ob sie gleich sehr hoch über der Meeresfläche liegt. Diese Ebene, welche sehr groß und angebauet ist, geht immer aufwärts nach einem Walde zu, der gegen Norden liegt, und zieht sich auf Anhöhen, wo eine Quelle entspringt, die man vermittelst eines hölzernen Gerinnes durch die Ebene geleitet hat. Diese Wasserleitung ist anfangs der Erde gleich, und hie und da auf beyden Seiten mit weißen Pappeln eingefaßt, nachher aber gehet sie über hölzerne Gerüste, wie jene, worin das Wasser nach Santa-Cruz geleitet wird. Sie endigt sich bey einem großen Brunnen unweit der Stadt. Der Boden besteht aus guter Pflanzenerde, die ein wenig fest und eben ist, wie man sie auf der Insel Teneriffa nur selten antrifft. Bisweilen ereignet sich während der regnichten Jahreszeit, die hier den Winter ausmacht, der Fall, daß das Wasser austritt und bald da bald dort Pfützen bildet; übrigens ist es unwahr, daß auf der Ebene von Laguna ein wirklicher Morast sey; obgleich Anderson vorgibt, daß diese Stadt von dem in der Nähe befindlichen Morast ihren Nahmen erhalten habe, und Bellin den unverzeihlichen Fehler begangen, und diesen Sumpf auf seiner Charte der Kanarien-Inseln wirklich angegeben hat.

Digitized by Google

Der dritte Gerichtsbezirk ist der von (Valle S. Ander) dem St. Andreas-Thale, welcher ungefähr zwey Meilen nordwärts von Santa-Cruz liegt. Sein vorzüglichster Baranko ist zwischen der Felsenspitze und jener von Anega; er hat bey vierhundert neun und zwanzig Einwohner.

Die andern auf dieser Insel befindlichen Kirchspiele sind folgende:

Taganana, welches am weitesten gegen Norden liegt und sieben hundert sechzehn Einwohner hat. Man ärndtet darin guten Wein; auch gibt es daselbst einige artige Gärten.

Teguéste, in einem Thale auf der westlichen Küste, hat achthundert sechs und vierzig Eingepfarrte.

Teguina, liegt gegen das vorhergehende nordwärts und zwar ganz nahe bey der Spitze von Hidalgo. Es gibt hier Getraide, verschiedene Gattungen Weine und Gemüse. Die dasige Volksmenge beläuft sich auf neun hundert und dreyßig Personen.

Takoronte, das wenigstens anderthalb Meilen von Laguna entfernt ist und wohin ein mahlerisch schöner Weg führt, liegt in einer kleinen anmuthigen und fruchtbaren Ebene, wo viel Obst, Getraide und Wein wächset. Wir haben mehrere der dortigen Niederlassungen in Augenschein genommen, die eine ganz vortreffliche Lage haben. Man zählt in diesem Kirchspiel bey dreytausend fünfhundert ein und zwanzig Seelen.

Sozal, nebst einem kleinen Hafen auf der östlichen Küste. Sein ziemlich fruchtbares Gebiet enthält siebenhundert fünf und sechzig Personen.

Matanza, drey viertel Meilen von Sozal. Man wird sich erinnern, woher dieser Ort seinen bedeutungsvollen Nahmen erhielt. Er liegt in einem an-

genehmen Thale, welches viel Wein hervorbringt und eilfhundert ein und zwanzig Einwohner hat.

Victoria, ganz nahe bey Matanza, enthält funfzehnhundert und sechzig Eingepfarrte.

Sainte-Ursule, welches nur anderthalb Meilen von dem vorhergehenden abliegt, ist mit vortrefflichem Quellwasser versehen. Sein Boden ist fruchtbar. Es hat zwölfhundert zwey und zwanzig Einwohner.

So bald man aus dem majestätischen Walde bey Laguna heraus kömmt, führt der Weg an einer zwar bergichten aber anmuthigen Küste hin, und wenn man nach Orotava kömmt, sieht man eine noch weit schönere Gegend vor sich, so daß man nicht in Abrede stellen kann, sie verdiene vor jeder andern die es auf Erden gibt, die glückselige genannt zu werden.

Orotava, das Aurotopata der Alten und die Hauptstadt im Königreiche Taoro, ist heutiges Tages nach Santa-Cruz die beträchtlichste Stadt auf der Insel Teneriffa. Sie macht den zwölften Gerichtsbezirk aus, ist nur eine halbe Meile von der See und etwa fünf Meilen von Laguna entfernt, und liegt so zu sagen am Fuße des Pik, von dem sie beherrscht wird und der ganz nahe dabey zu seyn scheint, ob er gleich noch weit davon entfernt ist. Sie enthält über siebentausend Einwohner. Ihr Hafen ist noch bey drey Meilen davon, und macht unter dem Nahmen puerto de la Cruz oder de la Paz, einen eigenen Gerichtsbezirk aus, welcher dreytausend zweyhundert und achtzig Einwohner hat. Die Stadt ist ganz artig, und es befindet sich daselbst der schöne botanische Garten der Kanarien-Inseln. Die dasige Rhede ist aber nichts weniger als gut, denn sie hat eine zu freye Lage und wenn die See hohl geht, schlägt sie mit solcher Heftigkeit hinein, daß oft die Boote nicht anle-

Digitized by Google

gen können. Zuweilen erstreckt sich die Brandung sogar bis an gewisse nicht weit vom Hafen stehende Häuser, und wenn man die Weinfässer einschiffen will, muß man sie ins Wasser werfen, damit sie bis an die Schiffe schwimmen.

Als Feuillé und seine Reisegefährten den Pik von Teneriffa in Augenschein nehmen wollten, begaben sie sich zuvörderst nach Orotava, das, wie wir bereits angemerkt haben, ganz nahe bey demselben zu liegen scheint. Die Höhe dieser Stadt über der Meeresfläche beträgt 980 Fuß und diese Angabe trifft mit den barometrischen Beobachtungen des Pater Feuillé beynahe ganz überein.

So häßlich und kahl die Gegend bey Santa-Cruz, wie überhaupt der ganze östliche Theil von Teneriffa aussieht, so entzückend ist dagegen der nördliche und östliche Theil dieser Insel. Hohe Gebirge, die immer mit Wolken umgeben sind, aus welchen sie so viele Flüssigkeiten an sich ziehen, daß sie die Thäler und Ebenen reichlich mit Wasser versehen können, machen den Hintergrund dieses Gemähldes aus. Jene Berge werden immer niedriger und verwandeln sich endlich in lachende Hügel, die mit einer üppigen Vegetation bekleidet sind, welche die Felsen, auf deren Oberfläche nichts wachsen noch gedeihen kann, dem Auge verbirgt.

Ein immer heiterer und unbewölkter Himmel, kühle Winde, welche an schwülen Sommertagen die Hitze mildern, Tage die fast immer einerley Länge haben, Blumen die zu allen Jahreszeiten in vollem Flor stehen, Bäume und Pflanzen, die das ganze Jahr hindurch grünen: dieß alles macht zusammen ein Ganzes aus, das man anderswo nicht leicht antreffen wird. Der Frühling und der Sommer scheinen die einzigen Jahrszeiten zu seyn, die man in der Gegend

gend von Orotava kennet. Der Palmbaum, der Feigenbaum, der Weinstock, der Mandel-, Pfirsich-, Agave-, Bananas- und Drachen-Baum, scheinen die vorzüglichen Vegetabilien dieses glücklichen Erdstrichs zu seyn, wo die Produkte von Amerika, Afrika und Europa mit einander vereinbar sind.

Realejo de Abaxo, das am Gestade des Meeres und eine Meile von Orotava westwärts liegt, enthält zweytausend ein hundert ein und fünfzig Einwohner, und ist der vierzehnte Gerichtsbezirk.

Realejo de Arriba, welches von dem ebengenannten eine Meile südwärts liegt, und eben so wie dieses einen Theil des Königreichs Taoro ausmacht, hat zweytausend vier hundert ein und vierzig Einwohner.

Saint-Juan de la Rambla enthält vierzehnhundert zwey und achtzig Eingepfarrte.

La Fuente del Guanche ist diejenige Gegend, wo man die meisten und süßesten Kartoffeln einärndtet. Die Volkszahl dieses Gerichtsbezirks besteht aus eilfhundert fünf und dreißig Köpfen.

Icod ist ein anmuthiges Thal, welches überall mit Malvasier-Reben bepflanzt ist. Dieses Kirchspiel ist überaus wohlhabend; man verarbeitet daselbst etwas Seide, und die Einwohner selbst rüsten einige Barken aus, um ihre Weine und sonstigen Waaren ins Ausland zu versenden. Ihre Anzahl beläuft sich auf vier tausend vier hundert acht und sechzig Personen.

Garachico, eine Meile von Icod und eilf Meilen von Laguna, war ehedem eine reiche Stadt, die einen sehr schönen Hafen hatte. Heutiges Tages ist sie nichts weiter als ein Haufe Ruinen. Die Geschichte ihrer Zerstörung werden wir aus dem folgenden

Kapitel ersehen. Indeß enthält dieses Stift doch jetzt noch siebenhundert und sechzig Personen.

Saint-Pierre de Dante hat nicht mehr als vierhundert Einwohner.

Tangue, das ehedem sehr fruchtbar war, enthält jetzt nur noch achthundert und funfzig Eingepfarrte. Der letzte vulkanische Ausbruch, wodurch Garachico zerstöret wurde, hat ihm vielen Schaden zugefügt.

Silos, am Seegestade wo es Salinen giebt, ist ein fruchtbares und anmuthiges Kirchspiel, welches Ueberfluß an Wein und Getraide hat. Man hat jetzt angefangen daselbst das Zuckerrohr zu cultiviren. Die dasige Bevölkerung beläuft sich auf neunhundert fünf und achtzig Einwohner.

Buonavista, welches an der Seeküste einen merkwürdigen Punkt ausmacht, zählt dreyzehnhundert und achtzig Eingepfarrte. Dieser Bezirk liegt unter allen am weitesten gegen Westen.

Valle de Sant-Yago, auf der westlichen Küste, abwärts gegen die südliche, treibt einen kleinen Handel mit Gomera, und mag bey sechshundert sieben und achtzig Einwohner enthalten.

Guia, ist drey Meilen von dem vorhergehenden entfernt, und liegt am westlichen Abhange der Berge, welche sich gegen den Pik zu empor thürmen. Sein ganzes Gebiet hat seine Entstehung einem ehemahligen Vulkan zu danken, und besteht aus ungeheueren Lavaschichten. Es giebt daselbst gutes und überflüßiges Trinkwasser. Dieses Kirchspiel hat neunhundert und neunzig Einwohner.

Adexe, südwärts von Guia, auf derselben Gebirgkette, treibt auf seiner Playa einen kleinen Handel mit Gomera. Es enthält neunhundert und vierzig Eingepfarrte. Es herrscht zwar in diesem Kan-

Digitized by Google

ton eine ziemliche Hitze, aber er ist gut bewässert, weil er an der See liegt. Man kann von hier aus die westlichen Inseln erblicken. Man ärndtet daselbst überaus viel Getraide; was ihm aber vorzügliches Interesse giebt, ist eine Zuckersiederey, die von Tag zu Tag mehr in Aufnahme kömmt. Bis jetzt liefert sie jährlich fünf und zwanzig bis dreyßig tausend Pfund. Das Getraide, welches man hier einärndtet, beläuft sich auf fünf- bis sechs tausend Fanegas. Alle Arten von Früchten sind hier im Ueberfluß zu haben.

Vor Zeiten gab es auf Teneriffa auch noch einige andere Zuckersiedereyen, so gut wie auf der Insel Kanaria. Die Arbeiten in denselben wurden durch Neger verrichtet, die man von der afrikanischen Küste kommen ließ. Die Ursachen, warum dergleichen Anlagen nicht noch jetzo bestehen, lassen sich nicht genau angeben; eben so wenig läßt sich bestimmen, ob nicht vielleicht der Weinbau den Verfall der Zuckersiedereyen nach sich gezogen hat. Was die besagten Neger betrifft, so haben sie sich überall auf der Insel zerstreuet, und es existiren noch bis auf den heutigen Tag einige ihrer Nachkommen.

Villa-Flor oder Chama, zwey Meilen von Adexe ist eine kalte Gegend, wo es im Winter, wie im nördlichen Frankreich schneyet und frieret. Es giebt hier mineralische Quellen, und die Anzahl der Eingepfarrten beläuft sich auf zwey tausend sechs hundert.

Granadilla, welches unter einem gemäßigten Klima liegt, sehr viel Getraide hervorbringt, und auch etwas Seide gewährt, enthält vierzehnhundert und funfzig Einwohner.

Arico, liegt drey Meilen von dem vorgenannten Kirchspiel, im östlichen und südlichen Theil, und

ist ein Strich Landes, der zu allen Jahreszeiten von der Sonne verbrannt und von den Winden, die unter dem heißen Himmelsstrich wehen, ganz ausgedorret wird. Die Anzahl der dortigen Einwohner beträgt aber dennoch achtzehnhundert neun und funfzig Personen.

Guimar, welches weiter bergaufwärts und zwar gegen Norden liegt, hat überaus gutes Quellwasser, und giebt köstlichen Wein. In diesem Kirchspiel waren ehedem verschiedene Zuckersiedereyen; aber während desselben vulkanischen Ausbruchs, welcher im Jahr 1706 Garachico verwüstete, ward es von einem Lavastrom sehr übel zugerichtet. Es hat gleichwohl noch immer zweytausend fünfhundert ein und sechzig Einwohner.

Kandellaria, vier bis fünf Meilen von Laguna, ist ein kleiner Hafen, welchen man an derselben Stelle angelegt hat, wo Nuestra Sennora den Guanchen erschienen seyn soll. Man veranstaltet hier zu Ehren der heiligen Jungfrau eine Menge gottesdienstlicher Feyerlichkeiten und Prozessionen, bey welchen, dem Vernehmen nach, einige Nachkömmlinge der ehemahligen Inselbewohner, in der Tracht ihrer Vorfahren zu figuriren pflegen. Ein Theil der Wohnungen im Kirchspiel Kandellaria, besteht aus Höhlen, die in älteren Zeiten ebenfalls bewohnt worden sind. Das ganze Kirchspiel hat ungefähr neunzehnhundert Einwohner.

Zur Zeit der Kadamosto, das heißt vor der Eroberung, zählte man auf der Insel Teneriffa funfzehntausend Menschen; nach andern aber fünf und zwanzigtausend. Als diese Volksmenge ganz von der Erde vertilgt war, mußte sie Spanien auf seine Kosten ersetzen. Im Jahr 1678 lebten auf Teneriffa vierzig tausend einhundert und zwölf Personen;

zu den Zeiten des Glas gab man die Anzahl derselben auf sechzigtausend an; im Jahr 1745 auf sechzigtausend zweyhundert und achtzehn; im Jahre 1768 war sie, wie aus den bey der Presidenzia von Kastilien aufbewahrten Protokollen erhellet, bis auf sechs und sechzigtausend dreyhundert vier und funfzig gestiegen, und heut zu Tage beträgt die ganze Volksmenge sieben und sechzigtausend dreyhundert neun und neunzig Personen.

Von den sieben Kanarien-Inseln überhaupt.

Nur drey Inseln, nähmlich Kanaria, Palma und Teneriffa, sind es, welche die Königlichen genannt werden, und das Recht haben Schiffe auszurüsten und nach Amerika zu senden. Auf jeder dieser drey Inseln ist nur eine einzige Stadt, nähmlich auf der erstgenannten der Hafen La Luz, auf der zweyten die Hauptstadt, und auf der dritten Santa-Cruz, die sich dieses Rechts zum Nachtheil der andern Orte bedienen darf, und da sich diese letzteren auf dergleichen Unternehmungen nicht einlassen können, so sind sie auch nie im Stande gewesen, ihrer Industrie einen gewissen Schwung zu geben, sondern immer unbeträchtliche Orte geblieben.

Santa-Cruz, auf der Insel Teneriffa, ist heut zu Tage die einzige Stadt, welche das königliche Privilegium wirklich benutzt. Der Hafen de las Palmas, und der Hafen La Luz sind in Verfall gerathen und nicht mehr im Stande, die nöthigen Ausrüstungen zu veranstalten. Sie schränken sich folglich darauf ein, mit Teneriffa und der Hauptstadt Handelsgeschäfte zu machen.

Digitized by Google

Santa-Cruz, deſſen Verhältniſſe ſich von Tage zu Tage vermehren, nimmt zuſehends an Wohlſtand zu. Alle den Landeseinwohnern zugehörige Schiffe, die für Amerika befrachtet werden, müſſen nicht nur von dort aus in See gehen, ſondern es müſſen auch alle aus jenen Gegenden zurück kommende Schiffe hier einlaufen. Der jetzige Krieg iſt jedoch dieſer Stadt nachtheilig geweſen, und ungeachtet ihrer Vorzüge iſt ſie kaum im Stande es Orotava zuvorzuthun. Aus dieſem letzten Hafen geht der größte Theil jener Weine ab, die von den Kanarien-Inſeln ins Ausland verſendet werden. Da dieſer Gerichtsbezirk ringsum von Weingärten umgeben iſt, worin der meiſte und beſte Wein wächſt, ſo kann es ihm, wie jedem andern Orte, der eine ihm ausſchließlich eigene Waare beſitzet, nicht fehlſchlagen, daß er ſich nicht auf Koſten derer, welche ſie daſelbſt aufkaufen, bereichern ſollte.

Santa-Cruz verſendet faſt keinen andern Wein als ſolchen, der nach den Colonien in Amerika geht; und der, womit ſich die Fremden zu verſehen wünſchen, wird faſt allein zu Orotava gekauft. Dieſe Weine haben eine gewiſſe Celebrität erlangt, und ſind insgeſammt weiße Weine, die, wie die Sage geht, mit gebrannten Waſſern vermiſcht werden, und folglich leicht berauſchen.

Man bezieht aus den Kanarien-Inſeln Filtrirſteine; die beſten dieſer Art kommen von Teneriffa; jene von Fortaventura ſind zu porös.

Es iſt äußerſt ſchwer zu beſtimmen, wie viel die Kanarien-Inſeln der Krone Spanien eigentlich eintragen. Macartney ſagt, nach Abzug aller auf die Adminiſtration derſelben verwendeten Koſten, blieben noch fechzigtauſend Pfund Sterling übrig. Man hat uns aber im Gegentheil verſichert, und hiermit

stimmt auch Raynal überein, daß diese Einkünfte, welche noch etwas mehr als jene Summe betragen, kaum zureichend seyn, die Besoldungen der Offizianten und andere mit den Hoheitsrechten verbundene Ausgaben zu bestreiten.

Es ist ganz ungegründet, daß von Zeit zu Zeit, wie der englische Gesandte Macartney erzählt, Einwohner von Teneriffa nach den amerikanischen Kolonien transportiret werden, um dieselben wieder zu bevölkern. Noch nie hat eine Bedrückung dieser Art Statt gehabt, wie denn überhaupt die spanische Regierung mit den Einwohnern sehr gelinde verfährt. Was diesen Irrthum veranlasset hat, ist der Umstand, daß Spanien, als es die Absicht hatte, zu Samana, einer kleinen Insel unweit San-Domingo, eine Kolonie anzulegen, einige Bauern von den Kanarien-Inseln dorthin transportiren ließ, die, da sie in ihrer Heimath kaum ihren nothdürftigen Unterhalt hatten, nichts sehnlicher wünschten, als in eine andere Gegend versetzt zu werden. Dem sey wie ihm wolle, nach dem geringen Zuwachs zu urtheilen, welchen die Bevölkerung in den letztverflossenen Jahren erhalten hat, erhellet, daß mit den Kanarien-Inseln keine Verbesserung vorgeht, und dieses ist die allgemeine Meinung. Die schlechte Verwaltung dieser Kolonien wird die Folge haben, daß sie in Verfall gerathen, ehe sie das wirklich geworden sind, was sie werden konnten.

Die ganze auf den Kanarien-Inseln vorhandene Volksmenge, bestand 1678 aus hundert und fünftausend sechshundert sieben und dreyßig Personen; in den Jahren 1744 und 1745 aus hundert sechs und dreyßigtausend einhundert zwey und neunzig; und 1768 aus hundert sechs und funzig tausend siebenhundert sieben und siebenzig; und dermalen aus

hundert sieben und funfzigtausend sieben hundert neun und funfzig Einwohnern. Sonach hat sich die Bevölkerung in Zeit von zwey und zwanzig Jahren um zwey und funfzigtausend einhundert sieben und zwanzig Seelen vermehrt. Uebrigens scheint die Anzahl der Weibespersonen stärker zu seyn, als jene der Mannspersonen.

Die Anzahl der Priester, Mönche, Einsiedler, beläuft sich auf mehr als zwey tausend drey hundert und neunzig Personen; jene der Nonnen auf siebenhundert sechs und vierzig, in allen auf dreytausend einhundert sechs und dreyßig Personen.

Die Legende von der Insel Saint-Brandon.

Wir können dieses Kapitel, das von einer jeden der Kanarien-Inseln insbesondere handelt, nicht schliessen, ohne noch ein Paar Worte über Saint-Borondon oder Saint-Brandon zu sagen. Die fabelhaften Erscheinungen dieser achten unter den Kanarien-Inseln, haben zu viel Lärm erregt, als daß ich sie mit Stillschweigen übergehen könnte. Klavijo ist der Meinung, der Glaube an die wirkliche Existenz dieser Insel sey erst nach der Eroberung aufgekommen, und die Guanchen hätten nie das Geringste davon gewußt. So viel scheint richtig, daß im Jahre 1500 wohl nie die Rede davon war. Thomas Nikols äußerte 1526 die Vermuthung, daß Madera nach aller Wahrscheinlichkeit die Insel Saint-Brandon sey, und es ist allerdings möglich, daß sie diese Fabel veranlasset hat.

Als ein Matrose, nach einem Sturme, zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, als glaubwürdig erzählte,

daß er an eine Insel geworfen worden und daselbst ans Land gestiegen sey, welches sich aber nicht ohne viele Mühe bewerkstelligen lasse, so nahm man sich vor, diese Insel wieder aufzusuchen. Man versicherte, sie sey auf Gomera und Ferro deutlich wahrzunehmen; das dasige Land habe eine so hohe lage, daß man es in einer Entfernung von vierzig Meilen entdecken könne; die Insel halte in der einen Dimension sieben und achtzig, und in der andern acht und zwanzig Meilen; und sie erstrecke sich von Norden gen Süden.

Zufolge dieser Angaben, bestrebten sich mehrere Steuerleute diese Insel wieder ausfindig zu machen, aber ihre Nachforschungen waren immer vergebens; indeß glaubte man so steif und fest an die Existenz der Insel Saint-Brandon, daß in dem Friedensschlusse, der zwischen Portugal und Kastilien am 4ten Junius 1519 zu Stande kam, und vermöge dessen der Hof zu Lissabon auf alle und jede Ansprüche, die er auf die Kanarien-Inseln zu machen hätte, Verzicht that, diese, nur in der Einbildung vorhandene Insel, unter dem Titel Non-Trubada o Encubierta, ausdrücklich erwähnt wurde. Man veranstaltete daher mehrere Expeditionen, um die Nichtgefundene ausfindig zu machen. Verschiedene, welchen dergleichen Aufträge ertheilt worden waren, gestanden, als sie nach wiederholten Versuchen unverrichteter Dinge zurückkamen, ganz unverholen, sie hätten dieselbe schlechterdings nicht entdecken können. Die Einbildungskraft der Menschen ist nun aber so geeignet, daß sie sich, wenn sie einmahl erhitzt ist, selbst gegen ihre bessere Ueberzeugung von Chimären, die ihr schmeicheln nicht losreißen kann.

Endlich versicherten einige Betrüger, daß sie wirklich auf dieser berüchtigten Insel gewesen wären. Einer derselben, welcher sich Pedro Vello nannte,

Digitized by Google

gab vor, er sey daselbst auf der südlichen Spitze ans Land gestiegen. Er setzte hinzu, er sey mit zwey Mann von seinem Schiffsvolke eine beträchtliche Strecke Landeinwärts gegangen; es ragten zu beyden Seiten der dasigen Küste zwey unersteigliche Felsen hervor, wovon der gegen Norden der höchste sey; er habe daselbst eine Quelle angetroffen, und in deren Nähe die Fußtapfen eines Menschen bemerkt, die, so wie seine Schritte, noch einmahl so groß gewesen wären, als bey gewöhnlichen Menschen; während der Zeit, daß er am Lande gewesen sey, habe sich ein äußerst heftiger Wind erhoben, und dadurch sey er bewogen worden, wieder nach der Küste zurückzugehen, um zu verhüten, daß seinem Schiffe nicht etwa ein Unglück wiederfahre; als er sich nun aus Vorsicht am Bord desselben verfügt habe, sey der Anker losgerissen, wodurch er genöthigt worden, in See zu gehen. Des andern Morgens habe er vergebens alle erdenkliche Mühe angewendet, die Insel wieder aufzufinden, und die beyden Unglücklichen, welche er daselbst zurücklassen müssen, wieder an Bord zu nehmen.

Die Insel Saint-Brandon war gewiß weiter nichts als eine Masse von Dünsten und Wolken, die oft auf eine sehr täuschende Art wie Land aussahe, oder es waren wohl gar bloß übertriebene Schilderungen von den Salvages-Inseln; so viel ist auf jeden Fall gewiß, daß alle die, welche vorgeben, daselbst an Land gegangen zu seyn, und diese Insel als eine solche schildern, die einen beträchtlichen Umfang habe, einen unwahren Bericht erstatten. Noch im Jahre 1759 wollte man sie auf Palma und Gomera wahrgenommen haben; man sagte, sie liege gegen Osten nordostwärts von Ferro; ihre nördliche Spitze sey bey vierzig Meilen von dieser Insel entfernt, und liege unter dem Winde von Gomera; eine Lage, die sich fast

nicht denken läßt, und zu Folge deren wir geglaubt haben, die Insel Saint-Brandon auf unserer Charte gar nicht angeben zu dürfen, wie solches von andern Geographen geschehen ist. Man hat von dieser fabelhaften Insel einige schlechte Abbildungen in Holzschnitten.

Man will behaupten, Ptolemäus, welcher eine der glückseligen Inseln Aphrositus oder die Unzugängliche nennt, habe diese sonderbare Insel gemeinet, weil man nur mit vieler Mühe daselbst landen könne. Ihre neuere Entdeckung schrieb man dem Mönch Brandon oder Boroden, einem schottländischen Heiligen, zu, der dieselbe, bey seiner vorgeblichen Reise nach den Kanarien-Inseln, bewerkstelligt habe. Man erzählt sogar seine Ankunft auf dieser Insel mit Angabe mehrerer Umstände, und sagte unter andern, er habe sie kaum betreten gehabt, als er sogleich einen großen Riesen, der in einem noch größern Grabe gelegen hätte, von den Todten wieder auferweckt, nach vorgängigen Religionsunterricht getauft und ihm den Nahmen Mildum oder Milduo beygelegt habe, und dieser nämliche Mildum oder Milduo habe ihm nachher bey Bekehrung der Heiden sehr nützliche Dienste geleistet. Ich muß gestehen, daß mir dieser Beweis für die Existenz jener wunderbaren Insel, die nachher den Nahmen ihres Entdeckers behalten hat, allerdings sehr wichtig vorkömmt, aber ganz kann ich mich doch nicht davon überzeugen.

Es gibt auch sonst noch allerley Meinungen und Varianten in Betreff dieser Insel, welche noch bis auf den heutigen Tag nicht aus ihrem Incognito hervorgegangen ist; da aber dieselben eben nicht gar interessant sind, so wollen wir diesen Versuch nicht unnöthigerweise damit anfüllen.

Digitized by Google

Fünftes Kapitel.

Ueber die Naturgeschichte der Kanarien-Inseln mit besonderer Hinsicht auf die von Teneriffa.

Geologie.

Einzelne Hügel, die ungleich höheren Bergen zur Grundlage dienen, bilden die Küsten der Kanarien-Inseln. Diese kleinen Littoralberge sind durch Thäler von einander abgesondert, oder vielmehr durch Schluchten, die das herabschießende Wasser ausgehöhlet hat. Ein Thal, oder eine Schlucht dieser Art, wird Barranco genannt. Während der Regenzeit sind diese Barancos furchtbare Ströme, deren Lauf nichts zu hemmen vermag, und die alles, was ihnen vorkömmt, unaufhaltsam mit fortreißen. Vor Alters ward einst ein König von Gomera, Nahmens Agasangsi, von einem solchen Strome, der aus einem auf seiner Insel befindlichen Baranco herabschoß, mit fortgeschwemmt. Anfangs war er trockenes Fußes darin fortgegangen, mittlerweile fiel aber im Gebirge ein heftiger Regen, welcher den unglücklichen Prinzen so schnell überraschte, daß er unmöglich sich retten konnte. Jene Schlucht führt noch bis auf den heutigen Tag seinen Nahmen. Diese Ströme schwemmen aus dem Innern der Inseln eine Menge Steine bis an das Seeufer, wo sie über einander her liegen. Es kostet daher überaus viel Mühe, die Küsten zu untersuchen, weil der Weg allenthalben über dergleichen abgeführte Kiesel führt, die unter den Füßen fortrutschen.

Digitized by Google

Die Seeküste hat gar keinen Strand; wenigstens ist dasjenige, was dessen Stelle vertritt, außerordentlich schmal. Auch giebt es hier wenig oder gar keinen Meersand; denn der klare Sand (Arêne) in der Bay von Santa-Cruz auf Teneriffa verdient auf keinen Fall jene Benennung. Dieser ist schwarz, sieht beynahe wie Kanonenpulver oder Senfkörner aus, und ist als eine vollständige Miniatursammlung aller am Seeufer liegenden Steinarten zu betrachten, die, da sie von den Fluthen gewaltsam fortgewälzt wurden, in kleine Stückchen zermalmt sind.

Wer keine Zeit hätte, weit in die Inseln hinein zu gehen, und die Naturgeschichte derselben kennen zu lernen, der hätte, um sich von den mineralogischen Produkten derselben einen richtigen Begriff zu machen, weiter nichts nöthig, als die schmalen Zugänge der Barancos in Augenschein zu nehmen. Obgleich daselbst alles durch einander liegt; und jene Schluchten dem Auge weiter nichts als abgerollte Kieselsteine darbieten, so ist doch dasjenige, was sie gewähren, wenigstens in sofern auf keinen Fall zu verachten, als sich weiter nichts auffinden läßt.

Der erste Baranco, nordwärts von Santa-Cruz, auf der Insel Teneriffa, enthält eine Menge prismatischer Basaltsteine, welche graubläulich oder schieferfarbig aussehen, deren Gemenge aus ziemlich homogenen Bestandtheilen besteht, bis auf einige darin enthaltene Bruchstücke von schwarzem Schwefelkies.

In jenen kleinen Bergen, welche an Orten liegen, wo die See das Erdreich dergestalt unterwaschen hat, daß ganze Strecken davon eingestürzt sind, und das Innere desselben völlig entblößt vor Augen liegt, sind eine Menge interessanter Dinge zu bemerken. Auf der Grundlage derer, die ich in Augenschein nahm, bemerkt man ziemlich regelmäßige Schichten, welche gröb-

Digitized by Google

tentheils aus vulkanischen Substanzen bestehen, die nach aller Wahrscheinlichkeit zu wiederholtenmahlen durch den einander geworfen worden. Oft finden sich zwischen Schichten, die aus ununterbrochener Lava, oder andern zerbröckelten und nicht zusammenhängenden vulkanischen Produkten bestehen, wieder andere dazwischen liegende Schichten von wirklichem Quarzsand, der entweder weiß oder gelblich aussieht, oder sonst von dem darin befindlichen Eisen gefärbt ist. Diese Schichten mögen wohl keinen starken Grad des Feuers ausgehalten haben, als die Eruptionen erfolgten, vermöge deren die Laven zum Ausbruch kamen, von welchen sie umgeben sind; denn sie scheinen eben keine sonderliche Veränderung erlitten zu haben.

Auf der von uns entworfenen Charte, wo die Ungleichheiten des Terrains und der Gebirge von Teneriffa zum Theil aus jener des Thomas Lopez genommen sind, kann man sehr deutlich wahrnehmen, daß die ganze Insel aus den wiederholten Auswürfen des Pik entstanden zu seyn scheint, indem die Fläche dieses Berges beynahe in der Mitte des Landes liegt. Diese Fläche scheint auf mehrern concentrischen Bergketten zu ruhen, die mit den Küsten parallel laufen, nach eben dem Verhältniß, in welchem sie sich dem Pik nähern, immer schmäler werden, und, so zu sagen, mehrere Teneriffen bilden, wovon die eine immer in der andern liegt, und immer höher wird, je mehr ihre Entfernung von der Seeküste zunimmt. Bey dem allen läßt sich aus dieser Ansicht keinesweges folgern, daß Teneriffa, wie Santorin und andere, durch die Wirkung des unterirdischen Feuers emporgetriebene Inseln, einzig und allein ein Produkt vulkanischer Auswürfe sey. Denn, wenn man auch den Umstand nicht in Betrachtung ziehet, daß die Vulkane nur auf solchem Boden entstanden seyn kön-

Digitized by Google

nen, von welchem sie ihren Zufluß erhalten, so scheint doch der Pik mehr aus einer Fläche zu bestehen, von welcher sich mehrere deutlich wahrzunehmende Bergketten abwärts erstrecken, die in ihrem weitern Zusammenhange ehedem wahrscheinlich die übrigen Kanarien-Inseln ausmachten, und mit deren Struktur es völlig dieselbe Beschaffenheit, wie mit den Urgebirgen auf unsern Continenten hat.

Alle diese Bergketten sind beynahe auf einerley Art gestaltet, hoch, steil, kahl und voll Abgründe. Ihre Blöße, ihre Unfruchtbarkeit, ihre Erzeugnisse, so wie die Beschaffenheit und Menge der daselbst befindlichen vulkanischen Produkte, ändern sich nach Verhältniß der Höhe, der Nähe der Krater und anderer Lokalitäten. Diejenige Bergkette auf Teneriffa, welche die nördliche Spitze der Insel bildet, ist unter allen die niedrigste. Macartney läßt in seiner Reisebeschreibung einen gewissen Herrn Hikkeis, auf die Aussage eines Einwohners der Insel, die Muthmaßung äußern, es seyen in dieser Bergkette Goldadern enthalten. Ein gewisser Kapitän Robert, der im Jahr 1721 eine Reise nach den Inseln des grünen Vorgebirges machte, behauptete dieß ebenfalls; und auf der Charte von Teneriffa, welche der Erdbeschreiber Bellin seinem Seeatlas einverleibt hat, findet man dieselben deutlich angezeigt. Man will versichern, der König von Spanien habe diese Goldminen deßwegen nicht bearbeiten lassen, weil zu befürchten gewesen sey, daß sich die Engländer der Kanarien-Inseln bemächtigen möchten.

Auf diesen Bergketten und in der Nähe derselben thürmen sich einzelne Berghörner empor, unter welchen verschiedene sind, die eine ungeheure Höhe haben, und denen man es ansiehet, daß sie ehedem Krater

waren, oder Spitzen früherer Vulkane sind. Monte-Guaza, am Seegestade, gegen Südwesten, besteht aus zwey Anhöhen, an deren Fuß, und zwar nach Westen zu, ein kleiner Ankerplatz liegt, welcher Puerto de los Christianos genannt wird, und den die Landspitze Rasca bildet. Südwärts dieser Anhöhen liegt ein Ort, Nahmens Las Gatellas, dessen Lage unter allen auf dieser Insel befindlichen Ortschaften die südlichste ist. Montana Roxa, südwärts der Seeküste, auf welcher eine Verlängerung derselben, die vielleicht weiter nichts als ein Lavastrom ist, den diese vorspringende Berghöhe (piton) ausgeworfen hat, die Spitze Raja bildet. Montana-Gorda, welches sich bis an die Plaja de Mendano erstreckt, liegt südwärts ein Viertel südwestwärts vom Pik. Da wir diese ausgebrannten Krater nicht selbst in Augenschein nehmen konnten, so können wir auch weiter nichts von ihren Produkten erwähnen.

Südwestwärts vom Pik, auf der Hälfte des Weges nach dem Orte Guia, in ältern Zeiten Isfora genannt, kömmt man an den Berg Cohorra, welchem man auch die Benennungen Colorada, Vermeja und Pico Viejo beygelegt hat, die so viel bedeuten, als gefärbt, röthlich, oder der alte Pik; Benennungen, woraus sich schließen läßt, daß er ehedem Feuer auswarf. Noch vor wenig Jahren war weiter nichts an ihm merkwürdig, als seine Höhe und die Laven, woraus er bestand; jetzt aber verdient er, sowohl wegen seiner Eruptionen, als wegen der Lavaströme, die er ausgeworfen hat, von den Reisenden genauer untersucht zu werden.

Nach der einstimmigen Meinung aller derer, die auf dem Pik waren, muß man von Orotava ausgehen, wenn man denselben in Augenschein nehmen will.

will. Dieß ist der Ort, von wo man mit der wenigsten Unbequemlichkeit auf den Weg gelangt, der auf den Gipfel dieses Berges führt. Ueberdieß muß man zu diesem Unternehmen die schickliche Jahreszeit wählen; denn im Winter, wo der Schnee in kurzer Zeit zu Eis gefrieret, ist es nicht wohl möglich, diese Reise zu unternehmen, weil alsdann der Pik ganz unzugänglich ist.

Ueber die nähern Umstände, die mit einer Reise dieser Art verbunden sind, habe ich hier nichts zu sagen, da man dieß überall in Druckschriften nachlesen kann. Ich will daher bloß das Lokale beschreiben, und die irrigen Meinungen berichtigen, welche man in Betreff dieses berühmten Vulkans verbreitet hat. Ehe man auf demselben gelangt, muß man zuvörderst den Monte-Verde ersteigen, der schon an und für sich eine beträchtliche Höhe hat, und deßwegen so genannt wird, weil er überall mit Gras und schönem Farrenkraut bewachsen ist, so daß dieses sanfte Grün mit dem Dunkelbraun der Gegend, welche man durchwandern muß, einen auffallenden Kontrast macht. Auch kömmt man hier in einen Fichtenwald, womit eine Anhöhe bewachsen ist, welche el pino de la merenda genannt wird *) Die Fichten woraus er besteht, und die nach der Angabe des Feuillé zu der Gattung des Lerchenbaums (larix) gehören, nehmen

*) In der Beschreibung einer nach dem Pik unternommenen Reise, welche J. Edens 1715 in die zu London herausgekommenen philosophical Transactions einrücken lassen, wird unter andern gesagt, el pino de la merenda sey eine Fichte, welche deßwegen so genannt werde, weil die Reisenden am Fuß derselben Feuer anzumachen, Fleisch abzukochen und es daselbst zu verzehren pflegten.

immer mehr und mehr ab, weil selten ein Tag vorübergeht, an welchem der Wind nicht einige mit sammt den Wurzeln ausreißt. Nun kömmt man auf den Monte-Cavavella und von da auf den Monton-de-Trigo einen außerordentlich hohen Berg, der seine Benennung daher erhalten hat, weil er durchgehends aus kleinen Lavastückchen besteht, so daß diese ungeheure Bergmasse von fern einem Fruchthaufen nicht unähnlich sieht.

Der Gipfel des Monton-de-Trigo erstreckt sich bis zur Basis des Kegels, welcher eigentlich der Pik genannt wird, und von diesem Gipfel geht der einzige Fußpfad herab, auf welchem man die Spitze dieses ungeheuren Berges ersteigen kann. Hier war es, wo Labillardière, gegen Nordwesten zu, den Ort bemerkte, welcher La Remblette genannt wird, wo es Spalten im Felsen gibt, aus welchen wässerichte Dünste emporsteigen, die keinen Geruch von sich geben, obgleich die Ränder dieser Spalten mit Schwefelkrystallen angefüllt sind, die auf einer sehr weißen Erde haften, welche völlig wie Thon aussieht. In einer dieser Oeffnungen stieg das Reaumursche Thermometer in Zeit von einer halben Minute bis auf 43 Grad über Null; und als derselbe Gelehrte auf dem Zuckerhute, auf dem dritten Theil seiner Höhe ein Loch in die Erde grub, das ungefähr doppelt so tief als ein Decimeter war, ging aus demselben ein wässerichter geruchloser Dampf hervor, und das Thermometer stieg bis auf 51 Grad.

Der Kegel, welcher noch immer eine außerordentliche Höhe hat, ist mit Bimsstein bedeckt. Man erblickt hier einige Eisfelder, ingleichen auch Höhlen, die mit sehr kaltem Wasser angefüllt und mit Salpeter überzogen sind. Gegen die Mitte zu nimmt der Bimsstein ein Ende, und die Spitze ist mit einer Decke von dich-

Digitized by Google

ter Lava belegt, welche zuverlässig während einer der letztern Eruptionen ausgeworfen wurde, die keine merkliche Veränderung bewirken konnten, und überhaupt immer mehr und mehr abzunehmen scheinen. Die Lavaströme, welche zuletzt ausgeworfen wurden, scheinen sich jedoch ununterbrochen fortgewälzt und keine merkliche Veränderung erlitten zu haben. In der Nähe des Kraters findet sich eine Schicht Schlacken, in sehr kleinen Bruchstücken, welche man gewöhnlich die Asche und den Sand des Vulkans zu nennen pflegt. Diese Schicht trägt nicht wenig bey, das Ersteigen des Berges zu erschweren. Der Dr. Heberden sagt: je mehr man sich der Mündung des Vulkans nähere, desto wahrscheinlicher komme es einem vor, als wenn man die Ruinen der Vorwelt, die ganze Natur in Trümmern vor sich sähe, furchtbar schöne Gegenstände, bey deren Erblickung man sich von Bewunderung und Entsetzen ergriffen fühle.

Ganz oben auf dem Gipfel ist der bekannte Krater, welcher noch immer dampft und kaum ruhig geworden zu seyn scheint. Er wird la Caldera (der Kessel) genannt und hat tausend dreyhundert fünf und zwanzig Fuß im Durchschnitt. Die Ränder desselben bestehen aus verbrannten, rauhen, ausgehöhlten, sehr steilen Felsen, welche theils raucherich theils weißlich aussehen, wie es gewöhnlich in der Nähe der sogenannten Solfaterra der Fall ist. Sie sind höher auf der östlichen, und niedriger auf der westlichen Seite, wo man noch jetzt den Spalt wahrnimmt, aus welchem bey dem letztern merkwürdigen Auswurf der Lavastrom hervorbrach. Die Tiefe des Kessels beträgt ungefähr zwanzig Toisen, und die Schwefeldämpfe, welche aus demselben emporsteigen, überziehen ihn mit Schwefelflocken, welche leicht, morsch, schaumicht und von weißgelber Farbe sind. Feuillé erzählt, einer seiner Reisege-

fährten habe ein wenig dieses Schwefels in eine Papierdüte gethan, und es ihm zugestellt; als er die Düte wieder aus der Tasche gezogen habe, sey sie leer gewesen, und bey genauer Untersuchung habe er ein Loch in den Beinkleidern bemerkt, durch welches der Schwefel entwischt sey, nachdem er zuvor das Futter verbrannt habe. Dieser sublimirte Schwefel ist unstreitig von der nähmlichen Art wie jener, welchen man in den Kratern des Aetna, des Hekla, in den Schwitzbädern auf Lipari, zu Ceralia favata, auf der Insel Pintelaria, und bey andern Vulkanen bemerkt. Er gehöret zu der ersten Varietät der von Faujas-de-Saint-Fond angeführten Schwefelarten.

Der unterste Theil der Caldera besteht aus einer thonichten Erde, welche weißlich aussieht, und weich wird, wenn man sie anfeuchtet. Die Erde enthält sehr schöne Schwefelkrystalle mit Spitzen, welche zuweilen sehr regelmäßig geformt sind. Mit unter findet man dieses vulkanische Produkt geschmolzen in den Höhlungen des Bodens, in welchem sich Löcher befinden, deren Durchmesser zwey bis drey Zoll beträgt. Aus diesen Löchern steigt ein stinkender Dampf hervor, und während dieß geschieht, vernimmt man eine Art von unterirdischem Gebrüll. Dieser Dampf soll so heiß seyn, daß er, wie einige Reisende versichern, die Haare auf der Hand versengt. Labillardière sagt, daß darin das Reaumursche Thermometer auf 67 Grad gestiegen sey. Pingré und Borda erzählen, alles was demselben zu nahe komme, werde so schnell entzündet, daß einige Reisende, die einen Stock hineinhielten, ihn sogleich fahren lassen mußten, weil er augenblicklich in Brand gerieth. Dieß soll sich im Jahr 1754 ereignet haben.

Als die königliche Akademie der Wissenschaften zu London, zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts einige

Gelehrte absandte, welche auf dem Pik von Teneriffa Beobachtungen anstellen sollten, gingen dieselben zum spanischen Gesandten am Londner Hofe und ersuchten ihn, sie mit Empfehlungsschreiben an den Gouverneur der Kanarien-Inseln zu versehen. Der gravitätische Bevollmächtigte glaubte, sie wären Kaufleute, und erkundigte sich, wie viel Faß Wein sie wohl einzukaufen gedächten. Als ihm die Naturforscher zur Antwort gaben, sie reiseten keineswegs in dieser Absicht, sondern bloß deßwegen dahin, weil sie die Schwere der Luft untersuchen wollten, glaubte er, sie seyen närrisch und lachte ihnen gerade zu ins Gesicht.

Nach der Angabe des Pater Feuillé beträgt die Entfernung des Pik von Orotava eilftausend vier und neunzig Toisen; wir haben aber bereits angemerkt, daß die Verfahrungsart, wodurch Feuillé diese Entfernungen zu bestimmen suchte, die Richtigkeit derselben zweifelhaft macht. Pingré und Borda haben sie auf achttausend zweyhundert fünf und dreyßig Toisen reducirt, und Lord Macartney bestimmt sie nach Jonston, zu zehntausend einhundert vier und zwanzig englische Toisen.

Die Höhe des Pik ist einer von den Punkten, worüber man nicht mit einander einverstanden ist. Thomas Nicols gab sie nicht geringer als zu fünfzehn Lieues an; Riccioli und Kircher reducirten dieselbe auf zehn italiänische Meilen, welches etwas mehr als vier Lieues beträgt, deren fünf und zwanzig einen Grad ausmachen. Dieß ist fast dieselbe Höhe, die ihm Corneille ebenfalls zugesteht, der diesen Berg für einen der höchsten hält, die es auf der Welt gibt, indem er behauptet, daß derselbe sieben und vierzigtausend achthundert und zwölf Fuß hoch sey. Indeß versteht sich von selbst, daß diese Angaben übertrieben und nichts weniger als zuverlässig sind. Der Ingenieur Manu-

Digitized by Google

el Hernandez, der auf Teneriffa gewohnt und den Pik gemessen hat, schätzet dessen Höhe auf tausend siebenhundert zwey und vierzig Toisen. Der Doctor Heberden, ein Arzt zu Madera, schlägt sie zu zweytausend sechshundert acht und funfzig und drey Viertel Toisen an; in Cook's Reise wird sie zu zweytausend dreyhundert und sechs und vierzig, oder zu funfzehntausend englischen Fuß bestimmt, und in Macartney's Gesandtschaftsreise nach Sina zu zweytausend drey und zwanzig englische Ruthen.

Auf dem Gipfel des Pik fiel der Merkur, nach Feuillés Angabe auf zehn Zoll sieben Linien. Cassini schloß hieraus, daß dieser Berg zweytausend sechshundert vier und dreißig Toisen hoch sey, und Bouguer berechnete diese Höhe zu zweytausend zwey und sechzig Toisen. Feuillé stimmt aber in seiner Berechnung weder mit jenem noch mit diesem überein; denn nach seiner Berechnung soll diese Höhe zweytausend zweyhundert und dreyzehn Toisen betragen. Pingré und Borda, die bey ihren Messungen äußerst genau zu Weke gingen, und den Beweis führten, daß aus den Proceduren des Pater Feuillé kein so ganz genaues Resultat hervorgehen könne, bestimmten anfänglich die Höhe des Pik zu tausend siebenhundert zwey und vierzig Toisen; als sie aber späterhin, und zwar während der Zeit, als ihre Reisebeschreibung gedruckt wurde, einsahen, daß sich in ihre Berechnungen ein kleiner Irrthum eingeschlichen haben müsse, gingen sie dieselben nochmahls durch, und überzeugten sich, daß die wirkliche Höhe des Pik über der Meeresfläche neunzehnhundert und vier Toisen betrage

Die Guanchen nannten den Pik Teyde, und diesen Nahmen pflegen ihm die Bewohner der Kanarien-Inseln noch bis auf den heutigen Tag beyzulegen. Er hat mit Recht bey denen, die ihn je sahen, Bewunde-

Digitized by Google

rung erregt; denn er gewährt unter allen Bergen, die sich auf einem so unbedeutenden Landstrich emporthürmen, den imposantesten Anblick. Seine Höhe übertrifft nach dem neuesten französischen Maaße, die Höhe des Mont-Cenis um dreytausend siebenhundert und zehn Meter, und jene des Marbore um zweyhundert fünf- und siebenzig Meter.

Heut zu Tage wirft der Pik kein Feuer mehr aus, auch steigen aus demselben keine Rauchsäulen empor, die man in der Ferne wahrnehmen könnte. Er scheint ganz ruhig zu seyn, und die Insel hat von ihm, nach aller Wahrscheinlichkeit, keine weitere Verheerung zu fürchten. Indeß ist in seinem Innern das allverzehrende Feuer noch nicht erloschen, vermöge dessen er einen Theil des darin befindlichen entzündeten Stoffs über die Kanarien-Inseln auswarf. Der ganze Boden der Insel Teneriffa bestehet aus einer Masse brennbarer Materialien; daß der Krater des Pik noch dermalen raucht, haben wir bereits weiter oben angezeigt. Seit dem Jahr 1707 hat zwar der Vulkan kein Erdbeben verursacht, aber in diesem nämlichen Jahre erfolgte seine letzte merkwürdige Eruption, und es ergoß sich seine Wuth vorzüglich über die Stadt Garachico.

Garachico oder Guarachico, war eine hübsche mit Fruchtfeldern und einträglichen Weingärten umgebene Stadt, deren Lage Clavijo nicht reizend genug schildern kann. Sie hatte hiernächst einen sehr guten und überaus bequemen Hafen. In der Nacht vom 5ten May 1706 vernahm man ein unterirdisches Getöse, das einem Sturm glich, und die See trat zurück. Als der anbrechende Tag über diese Naturerscheinung, welche die unglücklichen Einwohner von Garachico in Angst und Schrecken gesetzt hatte, Aufschluß gab, wurde man gewahr, daß der Pik mit einer rothen

gräßlich anzusehenden Dampfwolke umgeben war. Die ganze Atmosphäre war brennend heiß, und ein starker Schwefelgestank benahm den Thieren den Athem, so daß sie ihre Bangigkeit auf eine klägliche Art durch Brüllen oder Blöcken zu erkennen gaben. Die Gewässer waren mit einem Dampfe bedeckt, wie der, welcher aus einem Kochtopfe aufsteigt. Plötzlich erfolgte eine heftige Erschütterung; die Erde that sich auf; es ergossen sich Lavaströme aus dem Krater des Tayde, und stürzten sich auf die gegen Nordwesten liegenden Ebenen herab. Die Stadt, welche halb in die Erde versank, halb von der ausgeworfenen Lava bedeckt worden war, wurde völlig unsichtbar. Bald nachher trat die See wieder in ihr voriges Bett zurück, und überschwemmte die Ueberbleibsel des Hafens, der sich seitdem gesenkt hat. An der Stelle, wo sonst Garachico stand, erblickt man jetzt weiter nichts als Wellen und Aschenhaufen, die Ueberbleibsel der Häuser ragen noch dermahlen zwischen aufgehäuften Lavastücken hervor und zwar an Orten, wo sonst die Schiffe vor Anker gingen.

Die Einwohner suchten sich zwar durch eine schleunige Flucht zu retten, diese Versuche liefen aber für die meisten unglücklich ab. Einige versanken in die Erdspalten, welche sich hernach wieder schlossen, und sie lebendig begruben; andere wurden von den aufsteigenden schwefligten Dünsten erstickt, so daß sie auf ihrer Flucht hin und her taumelten, bis sie endlich leblos darnieder stürzten. Bey dem allen war aber dennoch ein beträchtlicher Theil dieser Unglücklichen, trotz den mannichfaltigen Gefahren, von welchen sie umgeben waren, mit dem Leben davon gekommen. Diese glaubten nun, als sie ihre in Flammen stehende Häuser weit genug hinter sich liegen sahen, daß sie dem Tode glücklich entgangen wären, als sie auf einmahl von einem fürchterlichen Steinhagel übereilt wurden, der sie

Digitized by Google

fast sammt und sonders darnieder schlug. Hiermit endigte sich für diesmahl das Toben des Pik, der, nachdem er eine ungeheure Menge Steine ausgeworfen hatte, sich murrend nach und nach wieder besänftigte.

Jetzt sah man die unglücklichen Spanier von Garachico, welche noch vor wenig Tagen im wohlstande gelebt hatten, wieder nach der Stätte zurückkehren, wo ihr Wohnort gestanden hatte, und diese Stätte mit ihren Thränen benetzen. Alles war hier zu Grunde gerichtet, sogar die Schiffe, welche im Hafen gelegen hatten, waren nicht mehr zu sehen. Das mitleidige Publikum erbarmte sich über die kleine Anzahl derer, die ihrem Untergange entronnen waren, und kam ihren Bedürfnissen zu Hülfe. Es wurden ihnen in der Gegend von Icod Felder zur Bearbeitung angewiesen. Die Geschichte sagt, es sey ein rührender Anblick gewesen, als diese durch den Ausbruch des Vulkans unglücklich gewordenen Menschen auf diesem ihnen neu angewiesenen Stücke Landes angekommen wären. Die Männer trugen das Beste, was sie in der Geschwindigkeit hatten retten können, auf dem Rücken herbey, und die Weiber, welche von Natur allemahl zärtlicher sind, führten ihre noch immer erschrockenen Kinder an der Hand.

Unfehlbar werden die Kanarien-Inseln mehrere dergleichen Unglücksfälle erlitten haben, aber die Erinnerung derselben ist durch die Länge der Zeit erloschen. Man zeigt unter andern zwey ziemlich hohe Berge auf Teneriffa, die nur erst seit der Eroberung durch zwey Eruptionen entstanden seyn sollen, wodurch ein Theil der Stadt Guimar zu Grunde gerichtet wurde. Verschiedene Gelehrte sind der Meinung gewesen, daß der Pik selbst durch dergleichen Naturereignisse entstanden sey.

Im Jahr 1730 zeigte sich ein Vulkan auf der Insel Lancerotta. Er entstand auf einem Berge, in der Gegend Tymafeya, welche deswegen so genannt wird, weil einer der ältern Beherrscher der eben genannten Insel diesen Nahmen führte und daselbst wohnte. Ehedem war sie die fruchtbarste Gegend auf der ganzen Insel; heutiges Tages ist sie aber unter allen die ödeste und unfruchtbarste. Ein Erdbeben und eine erstickende Hitze, waren die Vorboten jener Naturerscheinung; dann that sich die Erde auf, und er warf eine Menge Steine aus, die, als sie herabgefallen waren, einen kleinen Berg bildeten, dessen Höhe durch geschmolzene Schlacken vermehret wurde, die ihn in kurzer Zeit zu einem fest zusammenhängenden Körper vereinten. Die Lavaströme verbreiteten sich weit umher und verheerten mehr als zehn Dörfer. Die ganze umliegende Gegend wurde mit klarem Sande überschüttet, der wie ein Regen aus der Luft fiel. Man konnte das Getöse, unter welchem diese Eruption erfolgte, sehr deutlich auf der Insel Teneriffa vernehmen. Allein das Merkwürdigste, was sich während dieser Naturbegebenheit zutrug, war dieß, daß, als sich ein Lavastrom, der aus dem Vulkan hervorbrach, an einer gewissen Stelle in die See ergoß, in einiger Entfernung von dieser Stelle ein dicker Dampf aus dem Wasser aufstieg. Gleich darauf erhob sich eine aus Steinen bestehende Pyramide, die aus der Tiefe des Meeres empor stieg, und sich sodann der Insel incorporirte, vermuthlich durch die Dazwischenkunft einiger andern vulkanischen Materien. Ich bedaure es sehr, daß ich mich nicht selbst an Ort und Stelle verfügt habe. Es hätte sich wohl der Mühe verlohnt, die Gegend wo sich dieses Phänomen ereignete, so wie die andern Vulkane der Kanarien-Inseln, in Augenschein zu nehmen. Noch immer befremdet es mich sehr, daß sich bis jetzt

Niemand die Mühe gegeben hat, uns mit der vulkaniſchen Mineralogie einer Inſelgruppe bekannt zu machen, die uns ſo nahe liegt und in deren zahlreichen Kratern gewiß eine Menge ſeltener Sachen enthalten ſind.

Das, wodurch ſich die eben erwähnte Eruption auszeichnete, iſt eben nicht ohne Beyſpiel, und kann dazu dienen, die Meinung des gelehrten Naturforſchers Dolomieu, in Betreff der Inſeln Farriglione de la Trizza, unweit Catanea, zu beſtätigen. Dieſe Inſeln ſind nach aller Wahrſcheinlichkeit vom Meeresgrunde in die Höhe getrieben und durch das Emporſtreben von Laven gebildet worden, welche den Boden durchbrachen und ſich dadurch Luft machten, daß ſie ſich bis zur Oberfläche des mittelländiſchen Meeres erhoben. „Vermöge des Drucks einer Men„ge zerſchmolzenen Stoffs, der ſich in dem Behälter „geſammelt hatte, welcher im Innern des Aetna be„findlich war, würde dieſe Lava wie ein Waſſerſtrahl „geſprungen ſeyn, wenn ſie nicht, vermittelſt der an „dieſem Theil vorhandenen Communikationswege, „nach oben zu weniger Widerſtand gefunden hätte, „ſo daß ſie daſelbſt durchbrechen und ſich ins Meer „ergießen konnte.“ Dieſe Theorie paßt auf die Entſtehung der Pyramide bey Lancerotta. Ich glaube, man wird mir es Dank wiſſen, daß ich ſie mit den eigenen Worten eines berühmten Mineralogen anführte.

Seit dem Anfange des jetzigen Jahrhunderts ſchien es, als wenn ſich die feuerſpeyenden Berge auf den Kanarien-Inſeln ganz ruhig verhalten wollten. Wenn ſie gleich von Zeit zu Zeit Dampfwolken von ſich gaben, ſo ließ ſich doch niemand dadurch beunruhigen, und man ſchien ganz vergeſſen zu haben, daß in ihrem Innern unterirdiſches Feuer enthalten

Digitized by Google

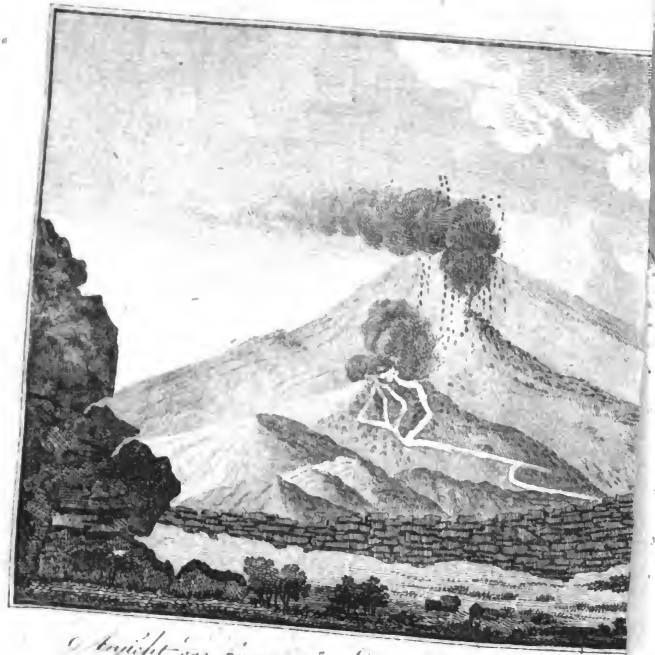
sey. Aber in der Nacht vom achten auf den neunten Junius 1798 hörte man überall auf der Insel Teneriffa ein fürchterliches Getöse, und in dem Theile der Insel, welcher gegen Westen liegt, wurde ein Erdbeben verspürt, worauf alsdann der Feuerauswurf des Berges bey Kahorra erfolgte, dessen wir bereits mit ein paar Worten erwähnt haben. Als der Kapitän Gickel, ein bey der Marine angestellter Offizier, auf seiner Rückreise nach Frankreich durch Santa-Cruz passirte, erhielt er in Betreff dieses Ereignisses von dem Bürger Legros, welcher damahls als Konsul der französischen Republik auf den Kanarien-Inseln residirte, verschiedene Nachrichten, die er dem Bürger Labilladière mittheilte, und wovon dieser in der Redaktion seiner interessanten Reisebeschreibung Gebrauch machte *). Was uns betrifft, so haben wir von Herrn Bernhard Cologan noch umständlichere Nachrichten erhalten, die auf diesen neu entstandenen Vulkan Bezug haben. Wir wollen dieselben hier fast mit denselben Worten einrücken, die in dem von ihm selbst an Ort und Stelle aufgenommenen Bericht enthalten sind, welchen er uns mitgetheilt und zu übersetzen erlaubt hat.

Herr Cologan verfügte sich den 18ten Junius nach Kahorra, d. i. am neunten Tage nachher, als die Eruption ihren Anfang genommen, und gerade zu der Zeit, wo sie den höchsten Grad ihrer Hef-

*) Er sagt, zur Zeit wo die Eruption zum Ausbruch gekommen sey, habe man bey funfzehn Oeffnungen gezählt; diese hätten sich nachher bis auf zwölf vermindert, und nach Verlauf eines Monaths wären deren nur noch zwey bemerkbar gewesen, aus welchen der Vulkan immer Flammen und glühende Steine ausgeworfen habe.

Digitized by Google

Digitized by Google



Ansicht des feuerspeienden Berges bey Kas

tigkeit erreicht hatte. Ein wenig unterhalb dem Gipfel des Berges war damahls eine Art von Abhang (depression) auf welchem die größte Oeffnung entstanden war, aus welcher ein dicker schwarzer Rauch aufstieg, und unter Feuerflammen eine Menge glühender Substanzen und Schlacken ausgeworfen wurden. Weiter unten war eine zweyte Oeffnung, die ebenfalls dergleichen Materien auswarf, und ein drittes noch weiter von jenem entferntes Loch, das auf der andern Seite und zwar am Fuße des Berges entstanden war, hat das Ansehen einer Schmiedeesse. Wenn man sich demselben bis auf eine gewisse Distanz nähert, sieht man aus der Dampfwolke, welche ununterbrochen aus demselben emporsteigt, einen Lavastrom hervorbrechen, welcher sich in drey Arme getheilt hat, die sich nachher mit einander vereinigen und nur einen einzigen ausmachen. Dieser Strom schlängelt sich nachher in verschiedenen Richtungen beynahe eine französische Meile weit landeinwärts.

Außer den bereits angezeigten Oeffnungen ist auch noch eine vierte vorhanden, aus welcher dermahlen keine Flammen mehr aufsteigen, mit unter aber Dampfwolken. Anfänglich warf sie ebenfalls, wie die drey andern geschmolzene Materien aus, die man aber in der Entfernung nicht wahrnehmen konnte.

Anfangs erfolgten die Auswürfe des Vulkans bey Kahorra unter einem so erschrecklichen Getöse, daß davon die umliegenden Berge und Felsen erbebten. In der Folge ließ dieses Toben etwas nach; aber Morgens von ein Uhr bis um drey, vernahm man ein entsetzliches Gebrüll, welches aus den benachbarten Thälern und Klüften so vielfach und ununterbrochen wiederhallte, daß man hätte glauben sollen, der Berg werde mitten von einander bersten.

Digitized by Google

Es schien, als wenn dieses Getöse in drey verschiedene Tempo's abgetheilt sey. Das erste war ein dumpfer halblauter Schall, dem Donner nicht unähnlich, wenn er in der Ferne rollt. Das zweyte war stärker und tosete wie eine im Kochen begriffene Materie. Das dritte tönte wie eine Artillerieſalve. Dieses stärkste Getöse erfolgte unmittelbar vor dem Ausbruch der Flamme, nach welcher sich die Lava ergoß. Es war nicht anders, als wenn nach der Explosion jedesmahl einige Zeit erforderlich sey, damit sich die Lava aus der Tiefe bis an die glühende Mündung des Vulkans erheben könne.

Der obere Krater warf keine Flüssigkeit aus, wohl aber eine Menge glühender Steine, die bis zu einer beträchtlichen Höhe und zwar in beynahe senkrechter Richtung gegen den Horizont emporgeschleudert wurden. Man konnte die verschiedene Größe dieser Steine von weitem sehr deutlich unterscheiden. Drey dieser Steine, die sich durch ihre ungeheure Größe vor andern ganz besonders auszeichneten, bedurften zehn bis fünfzehn Minuten, bis sie zu einer solchen Höhe stiegen, daß sie sich aus den Augen verloren, und sodann wieder zur Erde fielen.

Die zweyte Mündung äußert beynahe dieselbe Wirkung, nur auf eine weniger heftige Art und in einer mit unter schrägen Richtung gegen den Horizont.

Aus diesen Feueressen stiegen aber nicht nur Steine, sondern zugleich auch ganze Wolken schwarzen Sandes empor, der wie Kanonenpulver aussieht, und die Luft verdunkelt. Herr Cologan äußerte die Vermuthung, daß dieser Sand wahrscheinlich in den Kratern und zwar durch das Zusammenstoßen der Felsenstücke entstehe, welche senkrecht an einander geschleudert werden, dann unaufhörlich über einander herfallen und sich so lange zertrümmern, bis sie endlich zu

kleinen sandähnlichen Theilchen zermalmt sind. Herr Faujas scheint dasselbe von der Entstehung dieses vulkanischen Sandes zu vermuthen, der, im Gemisch mit dem was man Asche nennt, wie ein Regen herabfällt, oder in der Luft schweben bleibt, so daß ihn der Wind vom Aetna bis nach Griechenland, und von Kahorra bis nach Ferro, Gomera und Kanaria hinüber wehet.

Ich will zwar keinesweges in Abrede stellen, daß durch das Zusammenstoßen der von den Vulkanen ausgeworfenen Steine, solcher Sand wie der, wovon hier die Rede ist, entstehen könne und auch wirklich entsteht *); indeß ist sehr zu zweifeln, daß er dadurch in solcher Menge hervorgebracht werde, um ganze Landstriche, wie es zuweilen der Fall ist, bedecken zu können. Es ist bekannt, daß der Vesuv im Jahr 1631 und der Pik in jenem Zeitpunkte, wo eine seiner Eruptionen die Stadt Garachico zu Grunde richtete, die in der Nähe befindlichen Seegewässer einsog. Natürlicherweise mußten diese Berge zu gleicher Zeit

*) Nach Maaßgabe verschiedener über diesen Gegenstand angestellten Beobachtungen, glaube ich mit ziemlicher Gewißheit überzeugt zu seyn, daß das Auswerfen und Zusammenstößen der Lavablöcke, die aus den Feueressen oder Zuglöchern der Krater herausgeschlendert werden, zur Hervorbringung der Bruchstücke beytragen, die eine ganz besondere Art von vulkanischen Nebengebirgen (mamelons) ausmachen. Ich habe diese Idee in einem Memoire, welches ich bey meiner Zurückkunft nach Paris dem Nationalinstitut vorlegte, ausführlich entwickelt In der Beschreibung meiner Reise, die ich nach vier in den afrikanischen Gewässern liegenden Inseln machte, wird dasselbe, nebst allen dazu gehörigen Beweisen und Kupfern von neuem zum Vorschein kommen.

Digitized by Google

auch eine Menge des auf dem Grunde des Ozeans vorhandenen Sandes und andere Seekörper mit einschlucken, welche sie nachmahls wieder ausspieen. Hat man doch in andern dergleichen Fällen wahrgenommen, daß die Vulkane, ohne eine beträchtliche Quantität Wasser verschluckt zu haben, Dinge auswarfen, die eigentlich dem Ozean zugehörten. Ich finde es daher sehr wahrscheinlich, daß der Sand, welchen der dem Gestade von Teneriffa so nahe gelegenen Berg bey Kahorra auswarf, und der, nach dem Zeugniß des Herrn Cologan, dem Kanonenpulver so ähnlich sehen soll, großentheils vom Boden des in der Nähe befindlichen Meeres herrührt.

Was das dritte Loch betrifft, welches den Lavastrom ausspeyet, so erfolgen dessen Ergießungen ohne Getöse, und ohne daß die Wogen der geschmolzenen Materien die Gegenstände, welche ihnen im Wege stehen, mit fortreißen, oder gewaltsam über einander her stürzen. Im Gegentheil wälzen sich diese geschmolzenen Materien ganz langsam fort, und weichen den entgegenstehenden Hindernissen anfänglich aus, häufen sich aber nach und nach dergestalt an, daß sie alles, was ihnen im Wege steht, umgeben und in sich aufnehmen. In einiger Entfernung von dem Loche, aus welchem sie hervorquellen, scheinen sie ihre Flüssigkeit ganz verloren zu haben, unterlassen aber doch nicht, sich auf dem vorliegenden Terrain immer weiter zu verbreiten. Wenn zum Beyspiel der Lavastrom an dem einen Ende still zu stehen scheint, so kommen wieder andere Laven nach, welche sich entweder auf erstern festsetzen, oder die kaum verharschte Rinde, womit dieselben überzogen sind, durchbrechen; und den Orten wo dieses Festsetzen oder Zerbrechen Statt findet, steht nichts Gutes bevor; denn es entstehen daselbst Schichten, deren Dicke sechs bis acht Varas beträgt,

und

und immer mehr zunimmt. An einer Stelle am Ende des Stroms, wo Herr Cologan ein Merkzeichen aufgestellt hatte, vermehrte sich die Höhe der Lava um vier Varas, ohne daß der Strom, welcher dieselbe herbey führte, in seinen Dimensionen eine merkliche Veränderung erlitten zu haben schien; im Gegentheil hatte es das Ansehen, als ob er kaum flüßig sey.

In der Gegend um den Berg her, verspürte man weder jene den Athem benehmende Hitze, noch jenen vom Schwefel herrührenden Geruch, den dergleichen Eruptionen gewöhnlich verursachen. Indeß habe ich von jemandem, der zugleich überaus schönen sublimirten Schwefel besaß, welchen man bey Kahorra gefunden hatte, nicht nur einige gediegene Stücke dieser Substanz erhalten, sondern auch Bruchstücke verschiedener Arten von Lava, die damit imprägnirt waren, und ebenfalls aus jener Gegend herrührten. Herr Cologan hat auch dergleichen kleine Stücke unweit der oberwähnten Oeffnungen gefunden, und als sich einer seiner Gefährten, der ein Stückchen Lava, welches seitwärts aus dem Strom abgesprungen war, aufheben wollte, die Finger verbrannte, ward er einige Krümchen dieses vulkanischen Produkts an der Wunde gewahr.

Die Eruption, von welcher die Rede hier ist, hatte zwar anfangs unter den Bewohnern von Teneriffa viel Schrecken verursacht; aber heutiges Tages fürchtet man sich nicht mehr dafür, seitdem man bedacht hat, daß dieser Vulkan von der Rocca Coralles, dem Tico del Guencha und andern dergleichen Felsen und Barankos umgeben ist, wodurch die Lavaströme in ihrem Laufe gehemmt werden, und die zuvörderst von denselben bedeckt oder ausgefüllt werden müssen, ehe diese Ströme bis nach Guya, welcher

Ort vor allen andern bedroht zu seyn schien, vordringen können.

Herr Cologan schließt seine interessante Abhandlung mit der Bemerkung, daß die ganze Insel vulkanischen Ursprungs sey, und daß über kurz oder lang noch mehrere unterirdische Feuer auf der Oberfläche derselben ausbrechen werden; jedoch sey zu hoffen, daß solche nicht mit solcher Wuth toben würden, wie in dem Bezirk, der auf der westlichen Seite des Pik liegt, einem Bezirk, der so wüste, so unfruchtbar ist, und eine so gräßliche Ansicht darstellt, daß er von der Natur gleichsam zum Schauplatz bestimmt zu seyn scheint, wo sich dergleichen Auftritte ereignen sollen.

Wir haben zeither einer beträchtlichen Anzahl Vulkane erwähnt; hieraus läßt sich aber keinesweges, wie wir bereits angemerkt haben, der Schluß machen, als wenn Teneriffa bloß durch die Wirkung unterirdischer Feuer entstanden sey; wiewohl ich freylich nicht in Abrede stellen kann, daß wir daselbst keinen Kalkstein gefunden haben. Macartney glaubte, es sey hier überhaupt kein Kalk zu haben, sondern er müsse von andern Orten herbeygeschafft werden. Der Doktor Guillen, auf den er sich dießfalls beruft, und dessen Beobachtungen ich sorgfältig untersucht habe, bemerkt aber doch, daß bey Laguna der Erdboden ganz und gar nicht vulkanisirt ist, und daß man auf der Ebene, die aus Pflanzenerde besteht, nur hie und da einzelne Bruchstücke von Lava findet, die, wie leicht zu erachten, durch Regengüsse von den benachbarten Bergen herabgeschwemmt worden sind. In Gegenden, wo man über dreyßig Fuß tief in die Erde bohrte, fand man unterhalb der Oberfläche eine Schicht Erde, die bald mehr bald weniger rein war, dann kam man auf eine La-

gerstätte die aus Thon bestand, und unter dieser fand sich zuletzt eine anderweitige Lagerstätte von Thon, der mit feinem Quarzsande vermischt war.

Sind wohl gewisse Berge, die eine Art von Kette bilden, von jeher mit Lava bedeckt gewesen? Die Erfahrung lehret, daß man in einer gewissen Tiefe und in den Spalten dieser Berge, ganze Strecken findet, die mit sogenannten Granitkörnern (noyaux granitiques) belegt sind, und unter diesen kömmt man auf Schichten, die aus dichtem und eisenhaltigem Thon bestehen. Nirgends ist eine Spur zu bemerken, daß diese Stoffe durch Feuer verändert worden, oder decomponirte Lava sind.

Clavijo berichtet, daß er bey Untersuchung des Baranko von Kandellaria, Kalklager und versteinerte Schaalthiere gefunden habe. In den Steinbrüchen bey Kandellaria trifft man ganze Lagerstätten von Seekörpern an, die in Fossilien verwandelt sind, und nicht bloß aus Schaalthieren bestehen, sondern auch aus Fischen und Steinen mit Blätter-Abdrücken, unter welchen sich die von Pomeranzen-Citronen- und Maulbeer-Bäumen, wie auch die Weinblätter und die des Brombeerstrauchs, durch ihre Kennbarkeit vorzüglich auszeichnen.

Botanik.

Man erwarte nicht hier eine vollständige Flora der Kanarien-Inseln zu finden. Wir liefern jetzt bloß das Verzeichniß einiger vorzüglichen Vegetabilien, die wir zu Teneriffa vorfanden, und welche die Witterung uns aufzusuchen gestattete.

Clavaria (Lauri) solida, erecta, ramosa, fusca. N. Lorbeer-Keulenschwamm.

Die Bestandtheile dieses Keulenschwamm's sind fest, beynahe holzartig. Anfangs sieht er grünlich oder weißlich aus; nach und nach wird er hart, dürr, und endlich brüchig. Er erreicht die Höhe von sechs bis zwölf Centimetern, und hat eine bräunliche Rinde.

Er wächst auf den größten Lorbeerbäumen im Walde bey Laguna, an deren Stämmen sie sehr dicke Rasen bildet, die aus einer Menge verschiedentlich in einander geschlungener Pflanzen bestehen.

Fucus perforatus. durchbohrtes Tang. ramosus: ramis teretibus intricatis; ramulis brevibus truncato perforatis extremitate, ore subdentato. N.

Man findet diese Pflanze auf den Klippen der Rhede bey Santa-Cruz, und zwar in sehr dichten, starren, gleichsam warzenähnlichen Lagen, welche bräunlich aussehen. Sie hat einen geraden Stängel, von welchem auf einem und demselben Fleck mehrere Zweige ausgehen, welche sich theilen oder gabelförmig zulaufen, rund, saftig und zurückgebogen sind. Oberhalb denselben sind kleine Aeste, welche aufwärts stehen, mit den darunter befindlichen rechte Winkel bilden, und an dem äußersten durchbohrten Theil, worin ein Löchelchen ist, an dessen Rande man kleine und ungleiche Einschnitte wahrnimmt, abgestumpft sind.

Ulva (Uvoides.) ramosa, pellucida: ramis obtusis, sub clavatis confertis. N. traubenartige Ulve.

Eine sonderbare Gattung, die in Verbindung mit andern Seegewächsen auf den Klippen kleine grün aussehende Trauben bildet. Sie besteht aus kleinen grünen Zweigen, welche spitzig zulaufen, und durchsichtig sind, besonders am äußersten Theil, welcher blaßgelb aussieht, zugerundet, abgestumpft und viel

Digitized by Google

dicker als seine Basis ist. Diese Zweige sind voll Wasser, welches ihnen ihre Festigkeit giebt, und zugleich macht, daß sie zerplatzen, wenn sie gedrückt werden. Sie tragen Körnchen von derselben Art und Farbe, die zuweilen so groß sind, daß diese Pflanze wie eine kleine Traube aussieht.

Conferva pallescens blasser Wasserfaden ramosissima, filamentis tenuissimis pallescentibus.

Diese Pflanze wächst in den Löchern der in der Rhede bey Santa-Cruz befindlichen Klippen. Ihre Länge beträgt sechs auch wohl zwölf Centimeter. Sie ist sehr biegsam, und in fünf bis sechs Hauptzweige getheilet, die eine Menge Nebenzweige treiben, und sich als sehr dünne blaßgelbe Fäden endigen, so daß die Pflanze eine weißliche ein wenig ins Rothe fallende Farbe hat. Die Glieder bestehen aus nahe bey einander befindlichen, gleich weit entfernten und nicht im mindesten eingezogenen Abschnitten. Die Zwischenknoten sind durchsichtig und beynahe viereckigt. Die dicken Zweige sind hohl.

Lichen roccella. Lin. Spec. plant. Orseille. Lam. Enc. Dic. (wird gewöhnlich Lichen Canariensis genannt.)

Diese Flechte wächst häufig an den felsigten Seeufern von Madera und den Kanarien-Inseln. Der Handel damit war auf diesen letztern Inseln ehedem so beträchtlich, daß die Pflanze von ihnen den Namen erhielt. Man benutzt die Orseille, so wie mehrere andere ihr verwandte Pflanzen zur Färberey. Sie giebt nach vorhergegangener Maceration in Urin eine schöne Purpurfarbe. Die Färber machten ein Geheimniß aus ihrer Bereitung zur Farbe, aber Micheli lehrte uns die hierzu dienlichen Handgriffe, die man auch in Hellot's Abhandlung über die Wollenfärberey angegeben findet.

Man glaubt, daß die Phönicier schon die Orseille benutzten. Sie sammelten sie auf den atlantischen Inseln, die daher den Namen Purpurinseln (purpurariae) erhielten. Der Purpur, den wir in den Stachelschnecken (murex) suchen, kam vielleicht nur von der Orseille.

Dolomieu erzählt, daß diese Pflanze auch auf der Insel Pantellaria wachse, wo man sie seit einiger Zeit sammlet und benutzt. Sie findet sich auch auf Kandia, an mehreren Stellen der afrikanischen Küste, so wie auch auf den Inseln des Grünen Vorgebirgs, von wo ein englisches Schiff im Jahre 1730 welche nach Santa-Cruz brachte. Die Spanier und Genueser rüsteten bald Fahrzeuge aus, um dort diese Pflanze aufzusuchen, welche von St. Anton und St. Vincent mehr als 500 Centner brachten, für deren Ausfuhr sie an Ort und Stelle nur eine Wenigkeit bezahlten. Längst schon fand ich die Orseille an den nördlichen Küsten von Bretagne. Nachher sahe ich sie wieder auf Belle-isle en mer, an dem, Kdonis, genannten Orte.

Man könnte mehrere Arten, wenigstens mehrere Spielarten von gegenwärtiger Flechte annehmen; denn wir finden an den Pflanzen, die man für Orseille hält, Unterschiede, die mir sehr wesentlich zu seyn scheinen.

Asplenium latifolium. breitblättriger Streifenfarrn frondibus pinnatifidis; laciniis alternis, confluentibus, subacutis. N.

Diese schöne Pflanze wächst in dem Walde bey Laguna, und auf den ziemlich unfruchtbaren Felsen in der Gegend bey Santa-Cruz, wo wir sie ganz vertrocknet fanden. Der Gärtner, welcher zu unserer Reisegesellschaft gehörte, hielt sie für ein Acrostichum.

Einige andere Schriftsteller, namentlich Labillardière, haben dieser Pflanze ebenfalls erwähnt.

Digitized by Google

Letzterer sagt unter andern, man finde auf der Insel Teneriffa eine Art Milzkraut Asplenium die besonders deswegen merkwürdig sey, weil sie viel größere Blätter habe als jenes, das in Europa wächst.

Unser Streifenfarrn hat denselben Wuchs wie jenes Asplenium Ceterach, und sieht ihm so ähnlich, daß man zwischen beyden, nach Maaßgabe obiger Bemerkung, keinen andern Unterschied wahrnimmt als den, daß es spitzige Blätterchen hat, da hingegen die an der europäischen Art rund und abgestumpft sind. Auf die verschiedene Größe derselben kömmt es hier nicht an. Das Asplenium latifolium wird vierzehn bis fünfzehn Zoll lang. Es hat dicke Blätter, die auf der oberen Seite eine schöne grüne Farbe haben. Der Längsnerve ist ein wenig geschlängelt und überaus schuppig. Die Blätterchen fließen nicht, wie bey dem Ceterach, in einander, sondern stehen einzeln, und zwar in Gestalt irregulärer Dreyecke, die auf der unteren Seite überall mit Schuppen besetzt sind. Auf beyden Seiten der Nerven sind zwölf bis achtzehn Saamenkapseln, die verhältnißmäßig viel größer und kürzer sind, als an dem Ceterach.

Blechnum radicans. Mant. 107. wurzelnder Rippenfarren.

Die Schriftsteller geben Madera und Virginien als das Vaterland dieses schönen Farrenkrauts an. Man findet es häufig auf den Kanrien-Inseln, besonders aber in dem Walde bey Laguna, in tiefen Schluchten und auf feuchten Klippen, die es mit seinen schönen Zweigen schmückt, welche gewöhnlich drey bis fünf Fuß, und sogar, wie man mich versichert hat, mitunter acht bis zehn Fuß, lang werden. Diese Zweige sind eigentlich nur gefiedert, und haben länglichte, überaus große, lanzetförmige, spitzige, an den Rändern fein ausgezackte und tief eingeschnittene

Federchen; mit gleich weiten, gleich breiten, lanzetförmigen, sehr spitzigen Abtheilungen; oben sehen sie schön grün unten aber bloß aus, und sind netzförmig überstrickt, wie das Laub gewisser Arten der Marchantia.

Die Fruktifikation besteht aus bräunlichen Linien, welche dergestalt vertheilt sind, daß sie auf zwey Parallellinien mit den Spitzen gegen einander stehen und an den Längsnerven der Federchenabtheilungen und der Federchen selbst sitzen, nur mit dem Unterschiede, daß sie an letzteren weit von einander abstehen und sich nicht berühren. Außer diesen Linien nimmt man auch noch verschiedene kleine Körperchen wahr, die theils irregulär theils rund, und rings um die Fruktifikation vertheilt sind, als wenn sie dazu bestimmt gewesen wären, einen Theil derselben auszumachen, hier aber keinen Platz mehr gefunden hätten.

Sobald die Zweige ihr volles Wachsthum erreicht haben, fangen sie an, sich zu krümmen, Sprossen zu treiben und mit dem äußersten Ende Wurzel zu schlagen.

Arum colocasia. L. Colocasie— Arum acaule, foliis peltatis, ovatis, repandis, basi emarginatis. Hasselq. It. 485.

Diese Pflanze wird an sumpfichten, feuchten und kühlen Orten kultivirt, wo sie sich fortpflanzt oder auch wohl von freyen Stücken ansiedelt. Man pflegt die Wurzeln derselben auf glühenden Kohlen oder auch im Backofen zu braten. Sie behält zwar immer einen gewissen scharfen Geschmack, der allen Pflanzen dieser Art eigen ist; die Landleute mildern aber diese Schärfe dadurch, daß sie ein wenig Honig dazu speisen.

Die Pflanze, von der hier die Rede ist, findet auf den Kanarien-Inseln ein so gutes Fortkommen, daß man beynahe nichts anderes vermuthen kann, als daß sie daselbst von jeher kultivirt worden ist. So viel ist gewiß, daß die schönen Blätter derselben in den

Mahlereyen der alten Guanchen gar oft figurirten; denn schwerlich kann von einer andern als dieser Pflanze die Rede seyn, wenn die Schriftsteller anführen, daß die ehemahligen Bewohner dieser Inseln ein überaus großes Blatt, das beynahe wie ein Herz ausgesehen und in der Mitte einen Stängel gehabt habe, sehr treffend abgemahlt hätten.

Herr Ventenat war der erste, der die sehr richtige Bemerkung gemacht hat, daß die Colocasia unter ein ganz anderes Pflanzengeschlecht gehört, als das Arum.

Saccharum Teneriffae, Zuckerrohr von Teneriffa. foliis subulatis, planis; floribus paniculatis, muticis; involucro piloso nullo; calyce villosissimo. Sup. p. 106.

Die Blätter dieser Pflanze sehen bläulicht aus, und sind starr; der Halm ist am untersten Theil knotig; die Rispe ist flatterich und besteht aus fadenförmigen Aesten die mit Blumen besetzt sind, deren mit langen silberfarbigen und glänzenden Haaren bedeckter Kelch, gegen die pomeranzengelben Staubfäden sehr artig absticht. Diese Pflanze gehört zu den schönsten Grasgarten, die mir bekannt sind. Sie wächst häufig zwischen locker bey einander liegenden Steinen, und in den unfruchtbaren Gegenden bey Santa-Cruz.

Phoenix dactylifera L. Dattelpalme. Palma. Doct. Pemp. 819. I. B. H. 1. p. 351. C. B. P. 506.

Der Dattelbaum ist bereits in den allerältesten Zeiten von den Bewohnern Afrika's kultivirt worden. Er ist der Palmbaum der Alten, und hat von jeher auf den Kanarien-Inseln existirt. Wir haben bereits im Vorhergehenden angemerkt, daß die Kanarier an die Eingänge ihrer unterhalb der Erde befindlichen Wohnungen Pambäume setzten, um solche den Vorübergehenden bemerklich zu machen. Plinius sagt an einem Orte, wo er von den glückseligen Inseln spricht,

es wüchsen daselbst eine Menge Obstbäume, unter welchen die Palme, welche Datteln trägt, vorzüglich bemerkenswerth sey. Palma caryotas referens.

Dracaena draco. Drachenblutbaum. Syst. veget, 275. Draco arbor Clus. hist. 1. p. 1. C. B. P. 305.

Dieser findet sich auch auf der Insel Madera; aber nach der Bemerkung des Lord Macartney, sind die dasigen Drachenblutbäume in Vergleichung mit jenen welche auf der eben genannten Insel wachsen, für gar nichts zu achten. Unter andern bezieht er sich desfalls auf einen Drachenblutbaum in der Gegend von Orotava, dessen Stamm von der Erde an sechs und dreyßig Fuß hoch ist, und sechs und dreyßig Fuß im Umfange hat. Weiter hinauf theilt sich derselbe in zwölf Aeste, welche so regelmäßig in schräger Richtung von einander abstehen, wie die Abtheilungen einer Blüthendolde. Er soll, der Tradition zu Folge, schon damahls als diese Insel von den Spaniern erobert wurde, vorhanden gewesen seyn, und dazu gedienet haben, die Gränze der gegenseitigen Besitzungen zu bestimmen.

In älteren Zeiten war man der Meinung, daß der Drachenblutbaum den Kanarien-Inseln ausschließlich eigen sey. Aus dem Holze desselben pflegten die Guanchen ihre Schilder zu verfertigen. Wir finden, daß er in den alten Traditionen, die Bezug auf die glückseligen Inseln haben, eine große Rolle spielt. — Nirgends trifft man ihn von schönerem Wuchse und in größerer Menge an, als auf den nördlichen Küsten von Teneriffa und an dem Fuße des Pik. Hier pflegt man den ausfließenden Saft desselben zu sammeln, der bekanntlich einen Handelsartikel ausmacht.

Die meisten zu unserer Entdeckungsreise gehörigen Passagiere kauften zu Laguna in einem Kloster,

Digitized by Google

Dio Mocanera Pfla

Digitized by Google

worin sich mehrere liebenswürdige Nonnen befanden, kleine Päckchen gewisser Wurzeln, die an und für sich weder Kraft noch Saft hatten, aber mit einem Anstrich von Drachenblut gefärbt waren, um durch das Kauen derselben die Zähne und das Zahnfleisch gesund zu erhalten. Das Beste, was sich zum Lobe dieses kleinen Waarenartikels sagen läßt, ist dieß, daß die Nonnen, welche damit handelten, insgesammt sehr schöne Zähne und rothe Lippen hatten.

Mocanera. Juss. Plant. Visnea mocanera L.

S. die Kupfertafel A. Die noch nicht aufgeblühte Blume B. Die Blumen-Blätter C. Die Staubfäden D. Der offene Kelch und die Staubwege.

Die Mocanera ist ein Strauchgewächs, das den Kanarien-Inseln ausschließlich zugehört. Es ist noch nie abgezeichnet worden. Ich hielt es daher für nöthig, dasselbe in Kupfer stechen zu lassen, wiewohl ich es nicht selbst in der Blüthe zu sehen bekam. Den Bemühungen der Herren Ventenat und Labillardière hatte ich es zu danken, daß ich einige Exemplare davon erhielt, die weit schöner waren, als die, welche ich besaß. Hierdurch bin ich im Stand gesetzt worden, die beygefügte Kupfertafel und folgende Artikel zu liefern.

Die Visnea mocanera gehört unter die dodecandria trigynia Linnaei. Herr von Jussieu setzt sie zwar unter die Onagra; Herr Ventenat aber fand bey genauerer Untersuchung, daß sie zur Familie der Myrobalanen (Guajacanae) gehöre, und ich habe sie nach der Angabe dieses Botanikers in diese nähmliche Familie rangirt.

Staubgefäße. 12. Sie sind ungleich, mit glatten, am unteren Theil etwas breitern Staubfäden.

Staubwege. 3. Haarförmig, länger als die Staubgefäße, am unteren Theile rauch, bleibend.

Digitized by Google

Fruchtknoten. Ueber der Blume, rauch, pyramidenförmig.

Nuß. Hart, länglicht, ein wenig winklicht, zwey bis drey fächrig.

Saame.

Blumenblätter. 5. Oval, scharf zugespitzt, am unteren Theile ein wenig an einander hängend.

Kelch. Unter dem Fruchtknoten, bleibend, mit fünf harten und rauchen Abtheilungen, wovon die zwey äußeren viel kürzer und mehr zugerundet sind, nebst einem sehr kleinen Deckblatte an der Einfügung des Blumenstiels.

Die Mocanera hat dem äußeren Ansehen nach viele Aehnlichkeit mit der Steinlinde (Phyllirea.) Die Zweige derselben punktirt, ein wenig gebogen und winklicht. Ihre Blätter sind oval, lanzetförmig, länglicht, gezahnt, glatt, auf der unteren Seite blaßgelb, ziemlich hart, und haben einen kurzen Blattstiel, der ein wenig rauch ist. Sie wechseln mit einander ab, und stehen nicht gar eng beysammen. Die Blumenstiele stehen in den Winkeln, entweder einzeln oder zu drey bis vier beysammen, sind gekrümmt und drey bis sechs Linien lang.

Vielleicht war die Mocanera dasselbe Gewächs, welches die Guanchen Yoya nannten. Man sagt, sie hätten die Frucht desselben gesammelt, solche zwey bis drey Tage lang an der Sonne getrocknet, dann Wasser darüber gegossen und sie so lange gekocht, bis eine Art Syrup oder Honig daraus entstanden sey, welches sie Chacherquen zu nennen pflegten. Diesen Chacherquen welchen sie überaus gern genossen, vermischten sie mit ihrem Gofio, und bedienten sich dessen zugleich statt eines Arzneymittels. Ich habe mich jedoch desfalls bey einem sachkundigen Manne befragt, der auf den Kanarien-Inseln seß-

Digitized by Google

haft war, und dieser war nicht der Meinung daß die Mocanera mit der Yoya, wohl aber mit dem Soodbrotbaum (Ceratonia) einerley gewesen sey; dahingegen von einigen anderen Personen behauptet wurde, die Europäer hätten erst den Soodbrotbaum auf diese Inselgruppe gebracht.

Arbutus laurifolia, lorbeerblättrige Sandbeere. caule arboreo; foliis oblongis, utrinque acuminatis; acute serratis glabris; racemis axillaribus, secundis, sessilibus, solitariis. Sup. 238.

Nach einem mühsamen Spaziergange, während dessen wir den ganzen Tag botanisirt hatten, war Herr Brousſonet so gefällig, mich auf sehr steilen Pfaden an den Ort zu führen, wo der Baum wächst, von dem hier die Rede ist. Ich kann diesem Herrn nicht lebhaft genug danken, daß er mich mit diesem schönen hochstämmigen Staudengewächs bekannt machte, dessen Stamm eben so glatt ist, wie jener der Andrachme, und das weiße Blumen trägt, die noch ungleich größer sind, wie die des Erdbeerbaums. Seine in Trauben wachsenden Früchte, welche so groß wie die Nüsse werden, und eine sehr lebhafte pomeranzengelbe Farbe haben, schmecken ganz vortrefflich. Die Guanchen waren für den Genuß derselben außerordentlich eingenommen. Die jungen Sprößlinge dieses Gewächses sehen roth aus und sind sehr klebrig.

Der arbutus laurifolia würde in unseren südlichen Departementen überaus gut fortkommen; es wäre daher zu wünschen, daß unsere Obstgärten damit bereichert würden. Michaux hat einige Pflanzen dieser Art nach Isle de France versetzt.

Citrus medica L. Citronenbaum.

Citrus aurantium. L. Pomeranzenbaum.

Digitized by Google

Wir sprechen hier von den glückseligen Inseln. Die goldenen Aepfel der Hesperiden spielen in ihrer Geschichte eine große Rolle, und wir müssen sie also etwas genauer betrachten.

Linné gibt Medien, Syrien, Persien zum Vaterlande des Citronenbaums und Indien für den Geburtsort der Pomeranzen an. Andere nehmen sogar Sinna zum Mutterlande an. Doch beruhen alle diese Angaben nur auf Vermuthungen. Man erzählt, daß die Pomeranzen von den Portugiesen nach Europa gebracht worden wären, und daß man noch jetzt zu Lisbona in dem Garten des Grafen San-Lorenzo den Baum sehen könne, von welchen alle die Zierbäume unserer Gärten abstammten.

Vermuthlich waren diese Bäume ursprünglich auf den Kanarien-Inseln zu Hause, da man in den Kalklagern derselben, die noch wohl früher entstanden, als wir diese Inseln kennen lernten, Abdrücke von den Blättern der Pomeranzen und Citronen findet. Zwar sieht man auch in nördlichen Gegenden Spuren von Gewächsen und Thieren heißerer Erdstriche, und dieß könnte als Einwendung gegen meine Meinung gebraucht werden; aber wir finden in letztern Gegenden keine Individuen mehr, von denen jene Spuren herrühren; da im Gegentheil noch jetzt auf den Kanarien-Inseln die nähmlichen Gewächse wohnen, deren Vorfahren in den Schoos der Erde vergraben wurden. Wahrscheinlich wurden also Citronen und Pomeranzen von den Kanarien-Inseln über die übrige Erde verbreitet. In den drey letzten Kapiteln werde ich dieses weiter erörtern.

Die Alten schrieben diesen Früchten, besonders den Citronen außerordentliche giftwidrige Kräfte zu, von welcher Wirkung Virgil, Theophrast, Athenäus Beyspiele genug erzählen.

Digitized by Google

Auf den Kanarien-Inseln bemerkte ich mehrere Spielarten von Pomeranzen und Citronen, nähmlich:

1. Die Citrone, welche man **Limonie** nennt. Sie ist sehr groß, hat einen lieblichen Geruch und eine blaßgelbe Farbe. Ihre innere Schaale ist fest, weiß und gegen zwey Zoll dick. Man condirt diese Rinde; selten genießt man sie roh, aber sie hat keinen sonderlich angenehmen Geschmack und ist unverdaulich. Ihr Inneres enthält wenigen, fast gar keinen Saft, dieser ist noch überdieß sauer.
2. Die große ordinäre Citrone Limon vulgaris Ferr. Hesp. p. 193.
3. eine kleinere Spielart die noch mehr sauren Saft enthält.
4. Die **Bergamotte**. Sie ist noch kleiner, länglichrund, und ins orangengelbe spielend. Ihre Schaale ist sehr zart, etwas trocken und umschließt ein Mark, welches weniger sauer als bey den vorhergehenden Abarten, und so wohlriechend als die Schaale ist.
5. Die gewöhnliche Pomeranze Aurantium dulci medulla vulgare. Ferr. l. c. p. 377.
6. eine andere Varietät die man schon essen kann, wenn die Schaale noch grün ist.

Euphorbia Canariensis. Die Kanarische Euphorbie ziert die Felsen von dieser ganzen Inselgruppe, so daß man sie, wegen der grünlichen Farbe ihrer Büschel, auf offener See in weiter Ferne wahrnehmen kann. So bald diese Pflanze an irgend einem ihrer Theile nur ein klein wenig aufgeritzt wird, giebt sie eine große Quantität Saft von sich, welcher sehr weiß aussieht, und sowohl in Ansehung seiner Consistenz, als auch des Geruchs, eine so auffallende Aehnlichkeit mit der Milch hat, daß man beynahe in Versuchung geräth, ihn zu kosten. Die Stängel, welche wie eine Art der Fackeln-Disteln

(Cactus peruvianus L.) gestaltet sind, werden vier Fuß hoch, und haben vier Zoll im Durchmesser. Sie sind viereckig, zuweilen auch fünfeckig und mit fünf Seitenflächen. Die Ecken sind stumpf, bräunlich, und mit kleinen doppelten Stacheln versehen. Aus ihren Seiten sprossen Aeste hervor, die ihnen vollkommen ähnlich sind, in derselben Richtung emporschießen, und die Befruchtungsorgane entweder an ihrer Spitze, oder hier und da zerstreut an den Ecken tragen.

Clavijo, ob er gleich kein Botaniker war, hat diese Pflanze demungeachtet in seinen Noticias überaus gut beschrieben, und zugleich angemerkt, daß die Sprößlinge und Zweige derselben, welche geradeaus aufwärts wachsen, am untern Theil jederzeit gekrümmt sind.

Die Euphorbia Canariensis wird in der Landessprache Cardones genannt. Sie wird abgeschnitten, und wenn sie genugsam ausgetrocknet ist, als Brennholz verbraucht. Alsdann ist sie außerordentlich leicht; ihr Inneres besteht aus zellenförmigen Abtheilungen, und ist beynahe ganz hohl, da es vorher durchaus mit Milch angefüllt war. Die alten völlig in Holz verwandelten Stämme, geben dem Vernehmen nach, wenn sie verbrannt werden, einen lieblichen Geruch von sich.

Anderson sagt in Cook's dritter Reise, die Bewohner der Kanarien-Inseln wären der Meinung, daß die dortige Euphorbie sehr schädlich sey, und der darin enthaltene Saft die Haut zerfresse. Um ihnen zu beweisen, sagt er, daß sie unrecht hätten, habe er ein wenig von dieser Milch auf die Haut getröpfelt, ohne daß dadurch ein Brennen, oder irgend eine andere Veränderung auf der Epidermis bewirkt worden sey. Indeß sind sowohl die Bewohner der Kanarien-Inseln, als auch alle vernünftige Botaniker und Aerzte, von jeher der einstimmigen Meinung gewesen, daß die in Wolfmilchsarten enthaltene Milch, nicht nur eines der

wirk-

wirksamsten vegetabilischen Gifte sey, sondern daß man sich sogar für die Ausdünstungen derselben in Acht zu nehmen habe.

Thomas Nicols erzählt beym Purchas, daß zur Zeit, wo die Kanarien-Inseln erobert wurden, sich die Vergiftung einiger Europäer binnen wenig Minuten unter schrecklichen Symptomen geäußert habe, weil sie die Milch von dieser noch bis auf den heutigen Tag mit Recht verabscheuten Pflanze genossen hätten. Wir selbst wurden auf eine ähnliche Art angeführt, und kamen nicht so gut weg wie Anderson; denn obgleich der Geschlechtsname dieser heimtückischen Pflanze unser Mißtrauen erregt hatte, kamen wir doch in den Fall, die bösartigen Eigenschaften derselben aus eigener schmerzlicher Erfahrung kennen zu lernen. Als nämlich am Abend nach unserer Ankunft zu Teneriffa einige unserer Leute ans Land gegangen waren, und einige Zweige der Euphorbie, welche sie wegen ihrer viereckigten Form merkwürdig fanden, von da mitgebracht hatten, kamen mehrere von uns auf den Einfall, etwas von der darin enthaltenen Milch zu kosten. Ich für meine Person wünschte zu untersuchen, ob diese Milch vielleicht mehr Schärfe enthalte, als solches der Fall in unsern Gewächshäusern ist, wo ich dieselbe bereits gekostet hatte. Ich nahm daher ein wenig davon auf den Finger, und benetzte die Zunge damit. Meine Reisegefährten spürten, daß sie anfags einen widrigen süßlichen Geschmack hatte; dann wie Pfeffer, hernach wie Piment und endlich wie Feuer brannte. Mir that der Gaumen so weh, daß ich die ganze Nacht durch kein Auge zuthun konnte; anderen war das Innere des Mundes und sogar der Speiseschlund geschwollen, ob sie gleich fleißig ausgespuckt und sich mit Weinessig und gebrannten Was-

fern gegurgelt hatten. Diese Symptomen hatten sich nächstfolgenden Mittag noch nicht verloren.

Die Euphorbia Canariensis ist so giftig, daß man sich, wenn man sie in Händen gehabt, oder etwas von ihrer Milch an die Finger gebracht hat, tüchtig waschen muß, ehe man die Lippen oder Augenlieder wieder anrühren darf; denn widrigenfalls würde man sich eine starke Entzündung zuziehen, und empfindliche Schmerzen leiden. Einer meiner Collegen, der ein Botaniker war, machte mit seinem Messer einige Einschnitte in die oberwähnte Pflanze, um aus derselben etwas Milch zu erhalten, und ließ es alsdann dabey bewenden, daß er die Messerklinge mit seinem Schnupftuche sauber abwischte. Als wir nun des andern Tages auf einem botanischen Spaziergange ein wenig ausruhten und unser Mittagsbrot verzehrten, schnitt er mit demselben Messer Käse und Brot ab, verspürte aber bald nachher, und mehrere Stunden nach einander, an den Lippen und an der Zunge ein äußerst unangenehmes Stechen, welches davon herrührte, daß er die Klinge, woran einige kleine Brocken klebten, in den Mund genommen hatte.

Im Handel versteht man unter dem Euphorbium ein scharfes Gummiharz, welches sich in kleinen ungleichen theils dichten theils hohlen Tropfen ansetzet, welche gelbbräunlich aussehen, leicht und zerbrechlich sind, und wenig oder gar keinen Geruch von sich geben. Man bezieht diesen Waarenartikel aus Arabien und andern Gegenden, wo man es, wie Lemery in seinem Traktat von den Spezereyen erzählt, von mehrern Euphorbienstauden, die den Bäumen gleichkommen, dadurch gewinnt, daß man Löcher hinein sticht, aus welchen sodann die Milch hervordringt, und auf Schaaffelle tröpfelt, die zu dem Ende am untersten

Theil der Staude auf die Erde gelegt werden, wo sie gerinnen und die erforderliche Consistenz erhalten.

Um das Euphorbienharz zu gewinnen, verhüllt man sich das Gesicht, und bohrt mit langen Spießen in die Bäume, welche den hiezu benöthigten Milchsaft enthalten.

Mésué sagt, das Euphorbium sey das subtilste und hitzigste unter allen Gummiarten. Matthioli hält dasselbe für ein gefährliches Arzneymittel, und sagt, die Apotheker ließen es nur von armen Leuten im Mörsel zerstoßen, weil aus demselben ätzende Ausdünstungen emporstiegen, vor welchen sie sich zu hüten suchten.

Valmont de Bomare erzählt zwar in seinem naturhistorischen Wörterbuche, die Engländer bezögen das Euphorbium aus den Kanarien-Inseln, ich erinnere mich aber nicht jemahls daselbst gehört zu haben, daß aus den sogenannten Cardones, oder ihrem Safte, etwas gemacht wurde, und schon George Glas äußerte seine Verwunderung darüber, daß man diesen Saft umkommen lasse, da man doch seiner Meinung nach, Pech daraus sieden könne, um damit die Schiffe zu kalfatern.

George Glas mochte wohl allem Vermuthen nach nicht wissen, daß die feinen Theilchen und die Ausdünstungen, welche aus dem Euphorbium emporsteigen, ein heftiges Nießen, einen Reiz in den Geruchsnerven, eine Erhitzung und Spannung der Schleimhaut bewirken, und daß diese Erhitzung und Spannung leichtlich die Hirnhaut angreifen, kurz, ein heftiges Nasenbluten verursachen kann, das schwer zu stillen ist.

Zoologie.

Die Zoologie der glückseligen Inseln, das heißt, derjenige Theil der Naturgeschichte, welcher die Thiere betrifft, die daselbst ihren Unterhalt finden, kann zwar allerdings sehr interessant seyn: wir müssen aber offenherzig gestehen, daß derselbe in vorliegendem Werke die allerwenigste Vollständigkeit hat. Die Produkte des Thierreichs lassen sich bey weitem nicht so leicht untersuchen, wie jene der andern Naturreiche. Die Thiere warten es selten ab, daß ihnen der Mensch sich nähern kann; die Pflanzen hingegen bieten sich ihm von selbst dar, und ergötzen ihn auf seinen ländlichen Spaziergängen.

Raubthiere gibt es auf dieser Inselgruppe nicht. Die größten Säugthiere, welche man daselbst antrifft, sind der Hirsch und die Ziege, die in den Wäldern auf Gomera und Ferro sich aufhalten. Man will behaupten, sie wären ehedem in solcher Menge daselbst vorhanden gewesen, daß sie die Feldfrüchte weggefressen hätten; durch die Jagd aber hat sich ihre Anzahl merklich vermindert.

Die rauhen und unbewohnten Gegenden in der Mitte von Teneriffa, Kanaria und Fortaventura sind stark mit wilden Ziegen besetzt. Diese Thiere, so wie die vorgenannten, halten sich seit undenklichen Zeiten in diesen Einöden auf, da man sich hingegen des Zeitpunktes noch sehr genau zu erinnern weiß, wo sie auf die andern Inseln gebracht worden sind, und sich, seitdem die Europäer sie kennen, nicht vermindert haben. Sollte das Daseyn großer Thiere, welche sich auf Inselgruppen und den ihnen nahe liegenden Kontinenten aufhalten, nicht zum Beweis dienen, daß diese Inselgruppen und diese denselben nahe liegenden Kontinente, ehedem entweder zusammen hiengen, oder

doch nicht sonderlich von einander abgesondert waren? Die zahmen europäischen Thiere kommen auf den Kanarien-Inseln sehr gut fort; die dortigen Pferde sind zwar klein, aber muthig und hübsch; die Ochsen haben vortreffliches Fleisch, und die Ziegen sind außerordentlich fruchtbar.

Wenn sich die Bewohner dieser Inseln der Schaafzucht mehr annehmen wollten, die von ihnen ein wenig vernachläßigt wird, so würde man daselbst die schönen Schaafraçen aus warmen Ländern naturalisiren können, welchen das dasige Klima überaus gut anschlägt. Dieser Reichthum an Vieh könnte nun auch noch durch das Schaafkameel (vigogne) vermehrt werden, welches hier weder seinen Oberherrn noch das gewohnte Klima vermissen würde, da es sich gern in bergichten Gegenden aufhält.

Auf Lancerotta und Fortaventura soll es, wie man mir gesagt hat, Trappen, besonders aber Fasanen geben. Das rothe Rebhun ist dort ebenfalls einheimisch, macht aber eine eigene von den europäischen Rebhühnern ganz verschiedene Art aus; übrigens ist das Fleisch desselben sehr schmackhaft. Auf der Insel Teneriffa sah ich Amseln, Zaunkönige, Distelfinken, Hänflinge, Goldammern, Goldfinken, Zeisige, Meisen, auch gelbe und graue Bachstelzen. In den Thälern gibt es eine Menge wilder Tauben und Feldtauben, und unter diesen eine ganz besondere Art, die unsern Ornithologen wohl nicht bekannt seyn möchte; insonderheit aber macht der Zeisig, oder sogenannte Kanarienvogel, die Zierde der dortigen Fluren aus. Der Gesang dieses Vogels klingt dem Ohr vielleicht noch angenehmer als jener der Nachtigall, die ohnehin bey weitem kein so schönes Gefieder hat.

Monte-Clara soll, wie mir gesagt wurde, die Gegend seyn, wo sich diejenige Art Kanarienvögel auf-

hält, die den schönsten Gesang hat. Es kommen Leute von Lancerotta hierher, um sie wegzufangen. Labillardière traf den Kanarienvogel an ganz einsamen Orten in der Nähe des Pik an.

Anderson sagt in Cook's dritter Reise, daß es auf der Insel Teneriffa auch Papageyen gäbe, und er will hier sogar dergleichen gesehen haben. Labillardière aber, auf dessen Glaubwürdigkeit man sich weit mehr verlassen kann, will eben so wenig wie verschiedene andere Schriftsteller von diesen Papageyen etwas wissen; auch bin ich von den Einwohnern selbst versichert worden, daß es nie eine einzige Gattung dieser Papageyen dort gegeben habe.

Man trägt sich zwar mit der Sage, daß sich von Zeit zu Zeit eine Menge Zugvögel, besonders Schwalben, auf den Kanarien-Inseln einfänden; ich habe aber nie dergleichen dort wahrgenommen. Alles was ich von Vögeln außer den bereits angeführten dort sahe, waren einige Seeschwalben (Sterna) und Leimschnepfen (barges) auf der Rhede und am Strande bey Santa-Cruz. Nebst einigen Sperbern und Thurmfalken, die sich in den Gebirgen aufhalten, sah ich hier auch einen großen Raubvogel, der aber zu weit von uns entfernt war, als daß wir ihn deutlich erkennen konnten. Es schien mir ein kleiner ganz weißer Geyer zu seyn, der an den Flügeln und am Schwanze schwarze Federn hatte, die gleichsam wie eine Art von Kante oder Einfassung aussahen.

Man will behaupten, daß auf dieser Insel keine giftigen Schlangen vorhanden seyn. Mir kamen wenigstens keine andern Reptilien zu Gesicht, als der grüne Laubfrosch, der Waldfrosch, und die graue Eidexe. Letztere ist sehr häufig und wo möglich, noch viel behender, als die bey uns zu Lande.

Von den Fischen kann ich nichts sagen, da es mir so ganz an Gelegenheit fehlte, desfalls einige Untersuchungen anzustellen, daß ich nicht einmahl bestimmt angeben kann, ob deren in den dortigen trinkbaren Wassern vorhanden sind. Corneille, und nach ihm einige andere Reisende, sagen zwar eines und das andere von den Fischen auf den Kanarien-Inseln; es ist aber zu wenig, als daß sich hierüber etwas ausmitteln läßt.

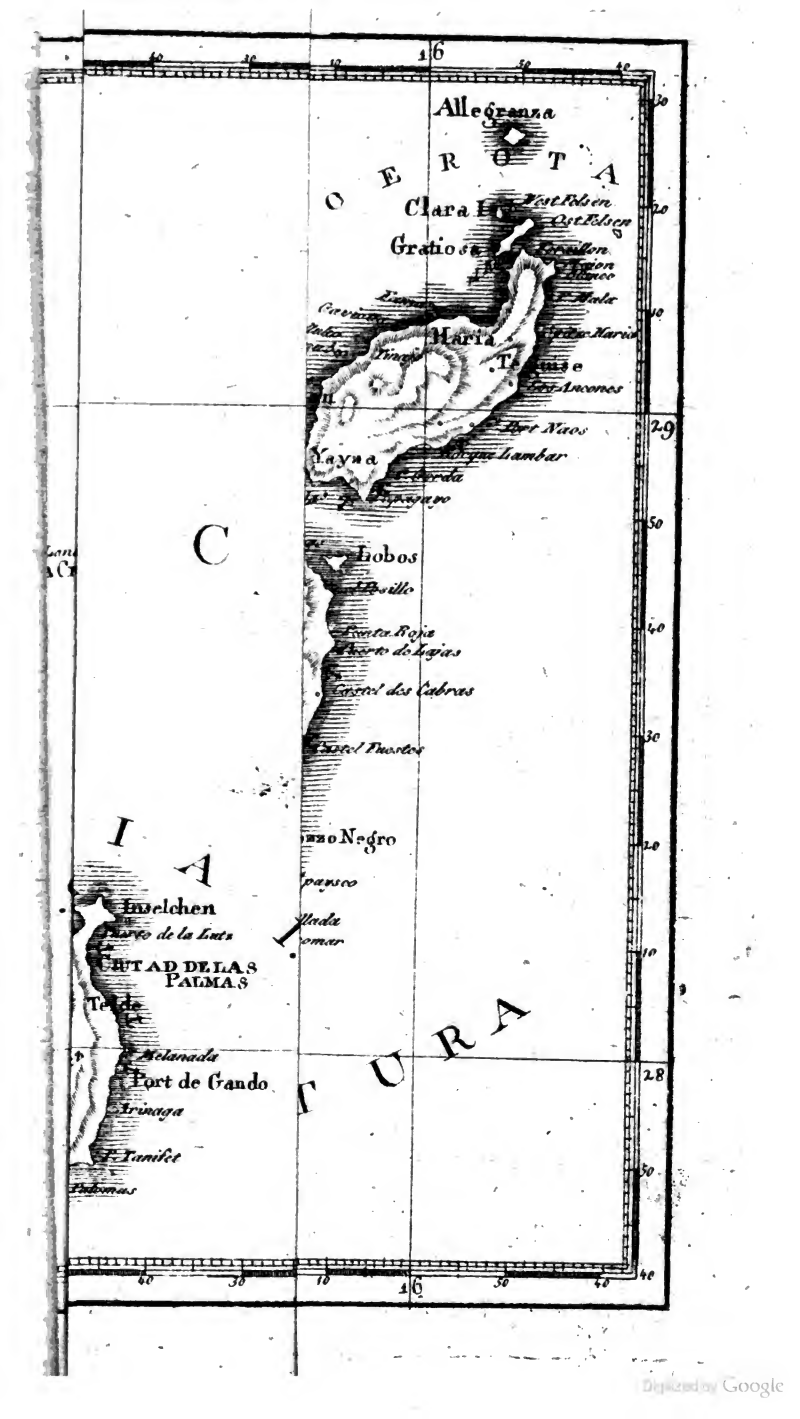
Was die Insekten betrifft, so waren zu der Zeit, wo ich auf Teneriffa mich aufhielt, fast gar keine mehr aufzufinden. Die Anzahl derjenigen, welche mir und meinem Kollegen Dumor zu Gesicht kamen, war unbedeutend.

Es giebt hier auch noch mehrere Gattungen Spinnen, die aber nicht schädlich seyn sollen.

Es fehlte mir an Zeit, Beobachtungen über die Infusionsthierchen anzustellen. Ich halte dafür, daß diese kleinen Wesen, wie überhaupt die meisten Thiere welche im Wasser entstehen, einander wohl überall so ziemlich ähnlich seyn werden. In meiner Reise nach vier in Amerika befindlichen Inseln, welche ich ehestens bekannt machen werde, wird man verschiedene Angaben finden, wodurch diese Vermuthung bestätiget wird.

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 047171515

Digitized by Google